This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

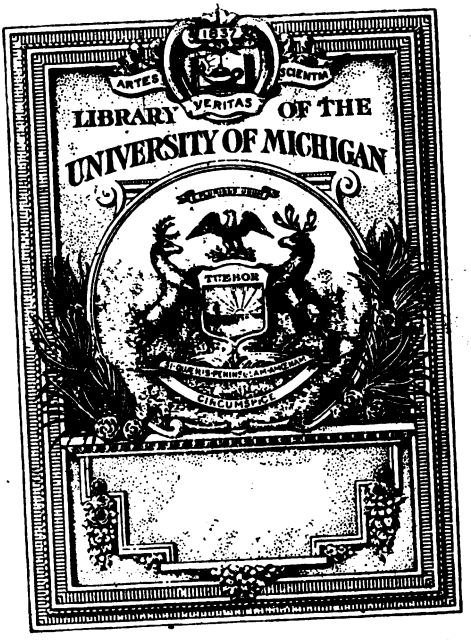
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

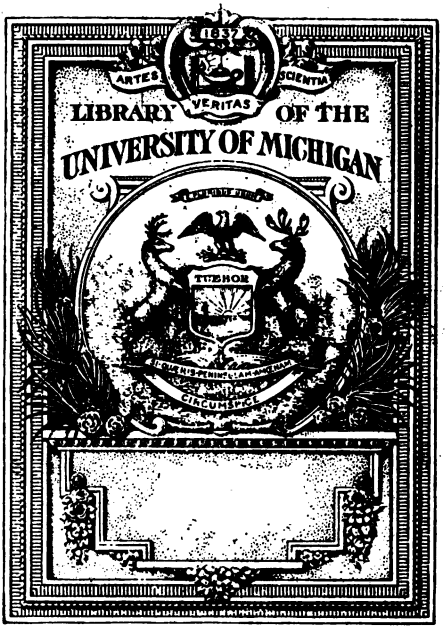
**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

CHICAGO.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

CHICAGO.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

BC
95
.B94

# Gott in der Geschichte

oder

## der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

In sechs Büchern.

Dritter Theil.

Fünftes und sechstes Buch.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Der Verfasser behält sich das Recht einer englischen und französischen Uebersetzung vor.

# Fünftes Buch.

## Das Gottesbewußtsein der christlichen Arier.



380296

Kid ist Kunst

# Allgemeine Einleitung.

## Ueberſicht und Methode der beiden letzten Bücher.

Wenn wir die Entwickelung des Gottesbewußtſeins der chriſtlichen Arier in ihren allgemein bekannten Grundzügen überſchauen, mit einem Rückblicke auf die Betrachtung des letzten Bandes; ſo tritt ſogleich ein auffallender Unterſchied hervor. Wir hatten bisher in den leitenden weltgeſchichtlichen Erſcheinungen dieſes Gebiets keine höhere Einheit zu betrachten als die des Volksthums und der Stammeseigenthümlichkeit. Auf dem ſemitiſchen Gebiete begegnen wir in Abraham einem Gottesmanne, welcher ſein Volksthum nicht vorfindet ſondern begründet, der aus einem Chaldäer, in Kanaan ein Religionsſtifter wird durch menſchheitliche Gottesbegeiſterung. Alle andern, ſelbſt Moſes, bilden eine Nationalreligion. Bei den Ariern fanden wir bisher keine ſolche Erſcheinung. Zoroaſter iſt iraniſcher Baktrer, Buddha ariſcher Inder. So wie der ariſche Geiſt mächtig wird in Jonien und Hellas, iſt oder wird unter ſeiner Wirkung Alles helleniſch. Das römiſche Weltreich bildete allerdings ein gemiſchtes Volksthum, ein helleniſch-römiſches Gottesbewußtſein: doch die Einheit der

nationalen Elemente ist eine äußerliche, mit Aberglauben unten und Unglauben oben, heuchlerisch aufgeputzt und zugestutzt: höchstens bleibt als hellenische Religion ein flacher, todter Humanismus übrig. Nichts neues Weltgeschichtliches wird dem cäsarischen Heidenthum geboren, was über die Herrlichkeit des alten Volksthümlichen hinausginge oder sie auch nur fortbildend erhielte. Alles ist national, die heiligen Ueberlieferungen wie die Gebräuche. Nach nationalen Gegensätzen haben wir deshalb bisher die Entwickelung des arischen Gottesbewußtseins vortragen müssen. Was denn ist es, das uns zwingt jetzt diese Methode aufzugeben, wenn wir die Entwickelung verstehen wollen? Was ist die Ursache, daß das Nationale in den Hintergrund tritt? Es muß eine rein menschheitliche Macht sein, und eine wahrhaft geistige innerliche. Das heißt, mit andern Worten, der Grund der neuen Lebensgestaltung ist, wenn irgendwo, nur in der Persönlichkeit Jesu von Nazareth zu finden: in ihr muß das rein menschliche Gottesbewußtsein sich ausgesprochen haben, wie nie in einer Persönlichkeit. Die Geschichte kann nicht über die Menschheit und menschliche Persönlichkeit hinaus, ohne aufzuhören Geschichte zu sein: aber wir werden die von den Banden des Selbst eben sowol wie von denen der Nationalität und Zeit freie Gestaltung derselben in einem durchaus einzigen Grade eine göttliche nennen müssen, um die Wirkung zu begreifen: falls wir an dem Grundsatze festhalten, daß die Ursache der Wirkung gleichartig, und als das Ursprüngliche höher als dieselbe sein müsse.

Die Betrachtung dieses einzigen Gottesbewußtseins bildet also die heilige Vorhalle zu der großen Entwickelung, welche dort angeregt, sich während fast zwei Jahrtausenden vor uns entfaltet hat. Wir müssen die Apostel und Evangelisten von der Person des Christus trennen, den sie der Welt ver-

kündigt und deſſen geſchichtliche Kunde ſie durch ihre Schriften uns bewahrt haben. Sie bilden vielmehr den ſemitiſchen Anfang der gemeindlichen Entwickelung, aber mit dem vollen menſchheitlichen Lebenskeime. Chriſtus iſt in der Geſchichte des Gottesbewußtſeins nicht der letzte jüdiſche Prophet, ſondern der Vater der chriſtlichen Propheten und Völker: des Menſchen Sohn und Gottes Sohn. Die Apoſtel ſind ſeine Zeugen, die erſten aller ſemitiſchen Chriſten und die erſten Gründer von Gemeinden.

Die Entwickelung des Gottesbewußtſeins der chriſtlichen Arier iſt ſeitdem ohne Widerſtreit die Trägerin des leitenden Bewußtſeins der Menſchheit von Gott in der Welt. Aber ſie iſt unverſtändlich ohne jene einzige Perſönlichkeit. Nur aus dem fortlaufenden Vergleiche der vollendeten Perſönlichkeit Jeſu und des hohen Zieles, welches er aufgeſteckt, mit der an ihn geknüpften volklichen und individuellen Entwickelung wird uns ein Maßſtab in die Hand gegeben für die Bedeutung der chriſtlichen Vergangenheit, der Schlüſſel für das Verſtändniß unſer ſelbſt und unſerer Gegenwart, und ein Leitfaden für unſere Ahnung der Zukunft. Und dieſe Erkenntniß gibt „Frieden im Herzen, Frieden im Gewiſſen".

Wir werden die Entwickelungsreihen des Gottesbewußtſeins der chriſtlichen Arier alſo nicht nach Nationalitäten, ſondern nach den zwei höchſten geiſtigen Gegenſätzen vorführen: der Gemeinde und den perſönlichen Leiſtungen. Dieſe Zweitheilung beruht auf der Natur des Menſchen und der Doppelheit des göttlichen Gedankens der Menſchheit, als einzelne Perſönlichkeiten und als Ganzes. Bei unſerer Darſtellung der helleniſch-römiſchen Welt ward dieſe Zweitheilung auch zu Grunde gelegt, nur blieb ſie noch der Nationalität untergeordnet. Hier wie dort zeigt ſich das gemeindliche Bewußt-

ſein als ein zweifaches: einmal als das der religiöſen Gemeinde, und dann als das der bürgerlichen. Wie jenes Bewußtſein die Welt vorausſetzt bei der Gottesbetrachtung, ſo dieſes Gott bei dem Bewußtſein der Welt und ihrer menſchlichen Ordnung. Nur tritt in der helleniſchen Entwickelung die religiöſe Gemeinde ſehr bald hinter dem übermächtigen Bewußtſein und der Herrlichkeit der bürgerlichen Gemeinde zurück: wir wiſſen auch überhaupt wenig von ihr nachzuweiſen, als was uns aus dem Schriftthume der Nation bekannt iſt. In der chriſtlichen Entwickelung dagegen beruht das religiöſe Gemeindeleben, in Anbetung wie in Verfaſſung, auf Urkunden, ſeine Geſchichte liegt eben ſo urkundlich vor uns als die des bürgerlichen Gemeindelebens und ſein geſundes Leben iſt uns eben ſo wichtig als dieſes.

Die Darſtellung dieſes gemeindlichen Bewußtſeins bildet alſo die erſte Abtheilung in jeder Periode. Dieſer Perioden ſind drei: die verfolgte Gemeinde, die Geiſtlichkeitskirche und die hergeſtellte Gemeinde. Die zweite Abtheilung betrachtet das Gottesbewußtſein der Propheten der Periode. Wir hatten zuerſt gedacht, dieſe ganze Darſtellung in die zwei letzten Bücher zu vertheilen, allein die Wichtigkeit der Ergebniſſe und der aus ihr fließenden Folgerungen haben ſich ſo überwältigend gezeigt, daß wir es für unſere Pflicht haben erachten müſſen, die geſchichtliche Darſtellung in Ein Buch zuſammen zu drängen. Es kommt ja auch bei dieſer Darſtellung der unmittelbaren Vergangenheit der jetzigen Bildungsvölker nicht ſowol auf Vollſtändigkeit bekannter Einzelheiten an, als auf ſcharfe Auffaſſung der weltgeſchichtlichen Bedeutung der Erſcheinungen. Nicht daß wir willkürlich Einzelheiten hervorheben und die Lücken durch Machtſprüche oder durch Anlehnen an ein ſpeculatives Syſtem ausfüllen wollten. Es werden vielmehr die auf

jenen Punkt bezüglichen entscheidenden Thatsachen vollständig und im Zusammenhange vorgetragen werden, in ihrer beglaubigten Gestalt und auf Grund kritischer Sichtung und eigener Forschung. Aber nur in ihren weltgeschichtlichen Spitzen. Was hinsichtlich des Einzelnen vorausgesetzt wird, ist durch die redliche und großartige Forschung der drei letzten Jahrhunderte allmälig auf sichere Grundlage gestellt: bei Einigem darf sich der Verfasser auch auf die anderweitig vorgelegte eigene Untersuchung und kritische Vorarbeit beziehen.

Allerdings gibt es auch noch einen andern wissenschaftlichen Ausgangspunkt der weltgeschichtlichen Betrachtung. Man kann, ausgehend von den Phänomenen des geistigen Bewußtseins, auf rein speculativem Wege oder in methodischer Verbindung mit wohl begründeten Thatsachen, zu allgemeinen Formeln der Gesetze der Entwickelung gelangen wollen. Aber dieser Weg ist nicht der dieses Werkes. Es soll hier gar kein System aufgestellt werden: die wirklichen und maßgebenden Thatsachen sollen selbst reden zu dem Gemüthe gebildeter und ernster Zeitgenossen. Der Gründe, welche den Verfasser bestimmt haben, mit der geschichtlichen Darstellung zu beginnen, sind mehre. Erstlich glaubt er, daß ein guter Theil der wichtigsten einschlägigen Thatsachen der Weltgeschichte bisher nicht einmal befriedigend und im weltgeschichtlichen Zusammenhange erforscht sei. Er kann also noch viel weniger annehmen, daß sie bereits in den Brennpunkt jenes allgemeinen Gottesbewußtseins gebracht und als zusammenhängende Thatsachen des innersten Triebes des Menschengeschlechtes mit einander verglichen seien. Er meint zweitens darthun zu können, daß die bisherigen rein speculativen Versuche die Gesetze der Entwickelung des Bewußtseins der Menschen von Gott in der Geschichte deswegen

mislungen sind, weil nach den erfahrungsmäßigen Gesetzen unsers Erkenntnißvermögens die nur speculative Methode eben so wenig zu einer wahren Erkenntniß führen kann als die blos empirische Betrachtung. Endlich aber hält er sich für überzeugt, daß es möglich sei, eine speculativ-historische, also wahrhaft reale Methode zu finden und durch sie eine positive Erkenntniß des Prinzips der Bewegung des geistigen Kosmos in der Zeit zu begründen: eine Erkenntniß, welche unserer Erkenntniß des Prinzips der Bewegung des physischen Kosmos nicht allein ebenbürtig sei, sondern bei weitem tieferes Verständniß des Seins der Dinge gewähre. So wie der Verfasser das gegenwärtige Werk zur Vollendung geführt hat, wird er es für seine Pflicht erachten, seinen Beitrag zur philosophischen Behandlung des Gottesbewußtseins auf dieser Grundlage vorzulegen. Das Organon Reale, welches wir suchen, wird demnach die Grundlinien einer Methode zu zeichnen haben, welche uns lehren kann, das Prinzip des Werdens in der Menschheit zu finden und die Gesetze der Bewegung des endlichen Geistes in der Weltgeschichte zu erkennen.

Wir treten nun in die heilige Vorhalle unserer letzten Epoche der menschheitlichen Entwickelung ein.

# Heilige Vorhalle.

## Christus:

## oder das Bewußtsein Jesu von Gott in der Geschichte.

---

Hätten wir auch nicht was wir doch besitzen, nämlich eine wahrhafte Ueberlieferung von der Person Jesu von Nazareth und der Geschichte seines dreijährigen öffentlichen Lehramtes; so würde ein Blick auf die geistige Entwickelung der Menschheit in den letzten achtzehn Jahrhunderten uns nöthigen, eine einzig erhabene, heilige Persönlichkeit als Ursache, nicht blos als Veranlassung, jenes Umschwungs der Weltanschauung anzunehmen. Die größte geistige Umwälzung und neue Lebensbildung in der Weltgeschichte weist auf eine entsprechende, also noch größere, weil ursprüngliche, Persönlichkeit hin, und eine besonnene Philosophie der Geschichte müßte sie als Heischesatz fordern. Denn die weltgeschichtliche Entwickelung offenbart mindestens eben so sehr die Fehler und Irrthümer eines Religionsstifters als seine Größe und seine Wahrheiten: gewöhnlich aber noch mehr jene als diese. Es ist eines der bedenklichsten Zeichen unsers Jahrhunderts, daß eine philosophische Forschung und Weltanschauung hat Raum gewinnen können,

welche dieses Verhältniß der Ursache zur Wirkung nicht erkannt, und die wahre, ursprüngliche Persönlichkeit in den Hintergrund gestellt hat. Denn es liegt dieser Anschauung zu Grunde das Verkennen der göttlichen Macht der Persönlichkeit, das heißt der durchgebildeten sittlichen Individualität, also ein Verkennen der obersten Würde der Sittlichkeit über alles bloße Denken. Der Gott einer solchen Weltansicht ist und bleibt todter Gedanke, nicht lebendig wirksamer im Innern sich kund gebender Wille. Es lebt (wie wir in dem einleitenden Buche gesagt) nichts in der Gemeinde, was nicht vorher schon Fleisch und Blut geworden in einer echt menschlichen, bewußten Persönlichkeit. Diesen Heischesatz des unverdorbenen Volksbewußtseins erhebt gerade die Geschichte des christlichen Gottesbewußtseins zur unumstößlichen Wahrheit. Nur der Reinheit des menschheitlichen Gottesbewußtseins, welches sich in der Person Jesu von Nazareth abspiegelt, können wir es zuschreiben, daß die Idee der Menschheit siegreich hervorgegangen ist aus den Trümmern, unter welchen sie bestimmt schien für immer begraben zu werden, zuerst als ideenlose Gesittung, dann als unsicher umhertappende Barbarei. Nur aus der Uebereinstimmung seiner Lehre und seines Lebens mit den ewigen Gesetzen der sittlichen Weltordnung kann die große Thatsache erklärt werden, daß das Bewußtsein der Einheit und künftigen Wiedervereinigung der Menschheit seitdem nicht wieder untergegangen ist, sondern vielmehr die tiefsten Wurzeln im Leben der Völker geschlagen hat, und daß sie in immer sich erweiternden Kreisen die Geschicke der Völker fortbildend beherrscht.

Als Jesus mit jenem göttlichen Selbstbewußtsein, welches eben die höchste menschliche Selbstentäußerung ist, und mit jenem von aller Selbstsucht freien Opferbeschlusse die todte und tödtende Schale des entarteten Mosaismus zerschlug, befreite

er nicht allein den in ihr gebannten und erstarrten Geist des großen jüdischen Gesetzgebers, sondern entfesselte auch den höhern, weil mehr menschheitlichen und gegensatzlosen Geist Abrahams, des Stifters der Religion des freien Geistes. Indem er die Scheidewand niederriß, welche Juden und Hellenen trennte und dadurch die ganze damalige Welt in unseliger Entzweiung hielt, eröffnete er die innige Lebensverbindung zwischen Semiten und Japhetiten, welche für die Weiterentwickelung der Menschheit nothwendig war. Die unversöhnte Spaltung dieser beiden edelsten Stämme hatte bisher das Spiel der Weltgeschichte in Bewegung gesetzt. Dabei waren aber auch die organisch zusammengehörigen Lebenskeime aus einander gerissen und in der Spannung des Gegensatzes gehalten worden. Nicht Moses, aber Abraham hatte, nach Jesu Ausspruch, den Tag des Heilandes geschaut und sich dessen gefreut. Aber eben weil Jesus mit Wahrheit und Bewußtsein sagen konnte: „Ehe denn Abraham ward, bin Ich", weil das über alle Zeitlichkeit und Spaltung und Geschiedenheit erhabene Göttliche in ihm unvermittelt lebte, weil der unendliche Factor in ihm den endlichen ganz in sich verklärt hatte, nur dadurch vermochte er es, den Gedanken der einigen Menschheit, und der Einheit ihrer Geschicke und ihres Zieles zu denken, dafür zu leben und mit diesem Bewußtsein der Befreiung des Geistes in den Tod zu gehen. Eben deswegen auch befruchtete der von ihm ausströmende Menschheitsgedanke alle lebensfähigen Völker, und befähigte sie, sich als Kinder Eines Volkes, als Glieder Eines Reiches Gottes zu betrachten, und in diesem Gefühle und Glauben den dunkeln Pfaden des Geschickes der Einen Menschheit nachzuspüren.

Die Menschheit mußte durch Leiden und Tod ins Göttliche neu eingetaucht werden, um zum vollen Bewußtsein ihres

göttlichen Berufs, ihres zeitlichen Falles und ihrer ewigen Bestimmung zu gelangen. Sie mußte durch dienende Liebe sich zum Gefühle brüderlicher Gemeinschaft erheben, welche aller Gemeinwesen und Stämme- und Völkerverbindungen Grundlage ist. Aber alles Dieses setzt voraus, daß die Menschheit individuell durch Befreiung von dem Drucke der Sünde, das heißt des Selbstischen, zur Freiheit geführt worden sei. Nur so konnte sich die wahre sittliche Individualität bilden, welche wir Persönlichkeit nennen, und die einzige wahre Grundlage fruchtbarer Entwickelung des Göttlichen in der Menschheit. Der einzelne Mensch geht aus dem Ewigen hervor, und tritt durch die Spanne der Zeitlichkeit ins Ewige zurück, sofern ein Lebenskeim des Ewigen hier in ihm aufgegangen ist: die Menschheit aber ist bestimmt das Ewige in der Zeit fortschreitend zu verwirklichen.

Was nun ist der Glaube, welchen Christus fordert für diesen göttlichen Beruf der Menschheit? Er findet seinen einfach erhabensten Ausdruck in den drei ersten Bitten des Gebets des Herrn: „Dein Name werde geheiliget! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“ Denn wir können dieses doch nicht anders fassen in unserer begrifflichen Ausdrucksweise, als so, daß darin erbeten sei: Es möge die Menschheit den Willen und die Liebe Gottes verwirklichen: es möge die Wirklichkeit der Geschichte gleich werden der ewigen Idee, trotz aller Mängel und Schranken des Endlichen: so daß das Ewige (Himmlische) sich bewußt abspiegele in dem Zeitlichen (Irdischen). Die Menschheit soll frei und einig werden: das kann sie nur durch Befreiung des Geistes von der Selbstsucht. So wie aber das trennende Selbst als das Böse erkannt ist, und seine Weg-

räumung als die Bestimmung der Menschheit, reichen sich Menschen und Gemeinden, Stämme und Völker die Bruderhand. Der Weg dahin nun geht durch Auflösung der selbstsüchtigen Weltreiche, also durch Blut und Tod. Das war Jesu bewußtes Leben und bewußtes Sterben. „Ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden; wie wollte ich es brennte schon!“ (Luc. XII, 49.)

Es liegen hierin drei Entwickelungsreihen der von Jesus gegründeten Gemeinschaft: die der freien Gemeinde, die des innerlichen Gottesdienstes, die der alle Gegensätze lösenden Bruderliebe. In der ersten Reihe stellt sich dar, wie die freie, auf christlicher Hauszucht ruhende Gemeinde der Gläubigen sich brüderlich beistehen und ihren Aeltesten um Gottes willen gehorchen solle, allen bürgerlichen Gesetzen Folge leistend; aber todeswillig für das Gewissen. In der zweiten wird der Grundsatz durchgeführt, daß Alles, was zur Religion, d. h. zum thätigen Gottesbewußtsein gehört, aus der innern Gesinnung hervorgehe, daß also nie irgend ein äußeres Werk der Anbetung oder Brüderlichkeit an sich irgend einen religiösen Werth habe, oder auch, als Werk, einen höhern als irgend ein anderes. Beide Entwickelungsreihen werden mit einander und der Welt vermittelt durch die dritte, nämlich die Verwirklichung des obersten Gebotes Jesu, daß alle Gesinnung und Thätigkeit sich auflöse in dienende Liebe. Durch diese drei Entwickelungen wird die Wirklichkeit das Reich Gottes: denn dieses ist ganz unzweifelhaft ein diesseitiges. Der Einzelne lebt im ewigen Leben dadurch, daß er Gottes ewige Liebe im Zeitlichen erkennt: die Menschheit soll das Ewige darstellen und verwirklichen auf dieser Erde. Die Vollendung soll und wird stattfinden auf dieser Erde: das ist der Heischesatz jenes Glaubens.

Was in Gott ewig ist, lebte in Jesu von Nazareth in einem kurzen Menschenleben, aber in persönlicher Vollendung. Nun begann die Gemeindeentwickelung durch Jesu Geist, den Geist des Ewigen. Zuerst in seinen Jüngern, als den Zeugen: die leitenden Persönlichkeiten ergänzten sich, und so entstand keine Spaltung, sondern es erwuchs eine Einheit im Mannichfaltigen. Dieses wurde der Typus des Gottesbewußtseins der Gemeinden. So erschien zum ersten male die göttliche Verkörperung der Menschheit in der Gemeinde, wie zuerst durch Christus die Verkörperung Gottes im Einzelleben erschienen war. Aber diese ist nur ein immer Werdendes, nicht Vollendetes. Nur ganz allmälig, in schweigender Stille und in Verfolgung, trat diese geistige Persönlichkeit, als Gegenwart Gottes im Menschen, in die griechisch-römische Welt ein. Von dem Augenblicke aber, daß das Christenthum die Staatsreligion, das Weltreich wurde, mit gesetzlich zwingenden Formen, verschlang sich jenes Gottesbewußtsein in vielfache Knoten, und es bildeten sich Widersprüche, in denen wir, bewußt oder unbewußt, mehr oder weniger alle gefangen sind.

Dem gegenwärtigen Werke gehört nur zu, in den Grundzügen nachzuweisen, wie das Bewußtsein der christlichen Menschheit von ihrem Geschicke, und von der wirklichen Gegenwart Gottes in der Welt sich aus dem Gottesbewußtsein Jesu von Nazareth selbst entwickelt habe. Denn der christliche Glaube ist wesentlich der Glaube an das persönliche Gottesbewußtsein Jesu, das heißt der Glaube daran, daß Jesus die Wahrheit geschaut und sie also verkündet, wie sie in seinem göttlichen Bewußtsein lebte, und daß wir von seinen Aussprüchen darüber hinlängliche Kunde haben.

Und in der That, es ist schwer zu sagen, worin sich

die Einzigkeit und Erhabenheit jenes persönlichen Gottesbewußtseins mehr kund thut, ob in Dem, was Jesus über die Entwickelung des Gottesreichs auf der Erde gesagt und gelehrt, oder in Dem, was er der freien Entwickelung des Geistes in der von ihm gegründeten Gemeinde und dem daraus hervorgehenden Fortschritte des Geistes Gottes in der Menschheit überlassen hat. Wir haben gesehen wie Alles in der Person und Lehre der frühern Religionsstifter dadurch zunächst den menschheitlichen Charakter einbüßte und mehr oder weniger einseitig, willkürlich, übereinkömmlich, also verfälscht und unkräftig wurde, daß dem reinen innern Gottesbewußtsein äußerliche, für den menschheitlichen Charakter zufällige oder wenigstens unwesentliche Bestimmungen beigemischt und als wesentliche Theile der Religion gefaßt und festgehalten wurden: sei es als Opfer und Bräuche, sei es als Form der Verfassung der Gemeinde. Nach gewöhnlicher menschlicher Weisheit konnte nichts thörichter sein, als was Jesus, und zwar offenbar bewußt und absichtlich gethan hat: eine Religionsgemeinschaft zu gründen, ohne positive Vorschriften und Bestimmungen über diese beiden Punkte. Und doch beruht darauf gerade die Unzerstörbarkeit und Allgemeinheit der Christusreligion. Und sollte sich auch philosophisch diese menschliche Thorheit nicht als die wahre Weisheit beweisen lassen? Sollte jene sogenannte vernünftige Ansicht nicht eigentlich die unvernünftige sein, und zwar weil sie die ungeistige ist? Sie geht davon aus, daß das Aeußere seinen Bestand in sich habe, während doch vielmehr das Zeitliche nach seinem Begriffe, seine Ursache außer sich selbst hat. Es hat sein Bestehen nur durch die Ursache und wird nur dadurch begriffen, daß es als nicht selbständig, sondern vergänglich erkannt werde. Durch jene Annahme aber wird das Vergängliche über das

Bleibende gesetzt, was ein logischer Widerspruch ist. Die äußerliche Religion ist nicht die Mutter, sondern das Kind der innerlichen: ja sobald ihr eine selbständige Bedeutung und Kraft beigelegt wird, muß sie der Tod des wahren Gottesbewußtseins werden.

Wir müssen nun versuchen die Punkte des Gottesbewußtseins Jesu zur Anschauung zu bringen, welche sich auf die Gegenwart und Macht des Göttlichen in der Geschichte beziehen, wie wir die Aussprüche anderer Propheten der Menschheit zusammengestellt und in den Brennpunkt des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes gebracht haben. Hierfür haben wir folgende Methode gewählt. Wir beschränken uns auf die Hauptpunkte, welche wir in der Geschichte des Gottesbewußtseins zu betrachten gefunden haben. Dann bezeichnen wir kurz den begrifflichen Inhalt jedes solchen Punktes, und machen diese Kennzeichnung anschaulich durch die einschlagenden Aussprüche Jesu: Worte der Jünger ziehen wir dabei nur in zweiter Linie heran als Erläuterung. Zuletzt fassen wir das jedesmalige geschichtliche Ergebniß zusammen von dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Forschung.

Die Ordnung der Sätze hat ihren Mittelpunkt in dem Gedanken, daß zuerst das innere Gottesbewußtsein Jesu von sich selbst und seinem Verhältnisse zu den Jüngern thatsächlich zur Anschauung gebracht werden soll: dann aber die, nach Jesu eigenem Gottesbewußtsein, daraus fließende ewige Fortwirkung desselben in der Gemeinde und der Menschheit.

Hieraus ergeben sich zwölf Sätze, welche wir der Reihe nach vom Standpunkte unsers Werkes betrachten werden.

# I. Der Ewige, Jesus, Menschheit.

Gott, der Ewige, lebt wesenhaft im Menschen und soll erkannt werden als des Menschen wahres, göttliches Sein und höchstes Gut: in Jesu war diese Vereinigung vollzogen und geistige Natur geworden.

„Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat." (Joh. VI, 44.)

„Wenn ihr des Menschen Sohn erhöhen werdet, dann werdet ihr erkennen, daß ich Er sei, und nichts von mir selbst thue, sondern, wie mich mein Vater gelehret hat, also rede ich." (Joh. VIII, 28.)

„Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben: und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen." (Joh. XIV, 23.)

„Jesus antwortete den Juden: Steht nicht geschrieben in eurem Gesetz, Ich habe gesagt, ihr seid Götter? So er Diejenigen Götter nennet, zu welchen das Wort Gottes geschah (und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden); sprechet ihr denn zu Dem, welchen der Vater geheiliget und in die Welt gesandt hat: Du lästerst Gott, darum, daß ich sage, Ich bin Gottes Sohn?" (Joh. X, 34—36.)

„Ich bitte nicht für sie allein, sondern auch für Die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie Alle eins seien: gleich wie du Vater in mir und ich in dir, daß auch sie selbst in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt. Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben

haſt, daß ſie eins ſeien, gleich wie wir eins ſind: ich in ihnen und du in mir, auf daß ſie vollendet ſeien in Eines, und auf daß die Welt erkenne, daß du mich geſandt haſt, und ſie geliebt, gleichwie du mich geliebt haſt." (Joh. XVII, 20—23.)

„Und Jeſus wandte ſich zu den Jüngern und ſprach: Es iſt mir Alles übergeben von meinem Vater, und Niemand weiß wer der Sohn ſei, denn nur der Vater: noch wer der Vater ſei, denn nur der Sohn, und welchem es der Sohn will offenbaren." (Luc. X, 22.)

„Mein Vater wirket bis zu dieſem Augenblicke: ſo wirke auch ich ..... Der Sohn kann nichts von ſich ſelber thun, als was er ſiehet den Vater thun: denn was derſelbige thut, das thut alſo auch der Sohn gleichermaßen, denn der Vater hat den Sohn lieb und zeiget ihm Alles, was er thut." (Joh. V, 17, 19, 20.)

„Wie der Vater das Leben hat in ſich ſelber, alſo hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in ſich ſelber, und hat ihm Macht gegeben Gericht zu halten, weil er Menſchenſohn iſt." (Joh. V, 26. 27.)

„Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben." (Joh. III, 16.)

„Darum liebet mich der Vater, weil ich mein Leben laſſe, auf daß ich es wiedernehme. Niemand nimmt es von mir, ſondern ich laſſe es von mir ſelber. Ich habe Macht es zu laſſen, und habe Macht es wiederzunehmen. Solches Gebot habe ich empfangen von meinem Vater." (Joh. X, 17, 18.)

---

Es ließen ſich große Stimmen im Himmel vernehmen, die ſprachen: Es ſind die Reiche der Welt, die Reiche unſers Herren und ſeines Chriſtus geworden, und Er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit. (Offenb. XI, 15.)

Chriſtus iſt eines jeglichen Mannes Haupt, Gott aber iſt Chriſti Haupt. (1. Kor. XI, 3.)

Gott hat alle Dinge geſchaffen in Chriſto Jeſu, auf daß kund würde an der Gemeinde die mannichfaltige Weisheit Gottes, nach dem ewigen Rathſchluſſe. (Eph. III, 10, 11.)

(Chriſtus) das Ebenbild des lebendigen Gottes, der Erſtgeborene aller Kreatur: denn in ihm iſt Alles erſchienen: es iſt Alles durch

ihn und zu ihm geschaffen, und er ist vor Allem, und es bestehet Alles in ihm. (Kol. I, 15—17.)

Christus in euch, die Hoffnung der Herrlichkeit, denn wir verkündigen euch das Leben das ewig ist, es war bei dem Vater und ist uns erschienen. (1. Joh. I, 3.)

In ihm leben und weben und sind wir. (Apostelg. XVII, 28.)

Der Geist Gottes lebt in jedem Menschen, welcher sich dem innern Gottesbewußtsein nicht verschließt. Dieses Bewußtsein ist das ursprüngliche Werk Gottes in ihm. Es gibt keine wahre Offenbarung als durch den Geist Gottes im Menschen, also durch menschliche Persönlichkeiten, an deren Spitze eine ursprünglich erleuchtete steht. Indem der Mensch sich dem Ewigen hingibt und sich entschließt, in Uebereinstimmung mit den ewigen Weltgesetzen (dem Willen Gottes) zu leben, folgt er dem innersten Triebe seines Wesens: und indem er sich gedrungen fühlt, den Liebesgedanken des Ewigen in sich selbst zu verwirklichen, im Kampfe gegen das Böse in ihm, fördert er das Reich Gottes, und dadurch den wahren Fortschritt der Menschheit. Jesus heißt deshalb der Sohn Gottes, weil dieses Bewußtsein seine wahre Natur geworden: alle Menschen aber sind Gottes Kinder (Söhne) und sollen den göttlichen Geist in sich selbst finden, wenn sie Christus nachfolgen. Er ist also der Heiland, Der durch welchen die Menschheit sich erlöst fühlt vom Druck der Sünde, und versöhnt (wieder vereint) mit dem Ewigen.

## II. Das ewige Leben des irdischen Menschen.

Der Weg zur Vereinigung mit Gott ist das Aufgeben des selbstischen Willens und die Bewährung dieser Selbstvernichtung durch thätige aufopfernde Liebe: das ist das ewige Leben.

„Das ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen." (Joh. XVII, 3.)

„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken: nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." (Matth. XI, 28—30.)

„Meine Lehre ist nicht mein, sondern Deß, der mich gesandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich aus mir selbst rede." (Joh. VII, 16, 17.)

„Thue das, so wirst du leben." (Luc. X, 28.)

„Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn daß Jemand geboren werde aus Wasser (durch das persönliche Taufgelöbniß) und Geist; so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was aus Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was aus dem Geiste geboren wird, das ist Geist." (Joh. III, 5, 6.)

„Wahrlich, wahrlich ich sage euch, es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringet es viel Frucht." (Joh. XII, 24.)

„Jesus sprach zu dem Weibe: Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden." (Luc. VII, 50.)

„Wehe euch Schriftgelehrte und Pharisäer, Heuchler, die ihr ... dahinten lasset das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht

(innere Recht, Gewiſſen), die Barmherzigkeit und den Glauben.“ (Matth. XXIII, 23.)

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, wer mein Wort höret und glaubet Dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, ſondern er iſt vom Tode zum Leben übergegangen.“ (Joh. V, 24.)

Da die Menſchheit, ſowol die des Geſetzes als die übrige, der wahren Gottesliebe verluſtig geworden und von Gott getrennt iſt; ſo hat Jeſus, als der Menſchenſohn und als der Gottesſohn im einzig vollkommenen Sinne, den Willen des ewigen Vaters erfüllt, indem er die Menſchen zu einer geiſtigen Gemeinſchaft berief, in welcher jeder Einzelne ein perſönliches Verhältniß zu dem Heilande hat oder haben ſoll. Durch die Annahme dieſer Botſchaft wird zuerſt der auf dem Gemüthe laſtende Druck des Gewiſſens weggenommen, und eben ſo die Blindheit über das Unſelige der Sünde und der dadurch hervorgebrachten Trennung von Gott. Dieſe Annahme ſelbſt heißt Glaube, die dadurch wieder hergeſtellte Verbindung mit Gott Rechtfertigung, das daraus fließende Leben Heiligung, welche das fortgehende Werk der Vereinigung mit Gott iſt. Wie die Heiligung den rechtfertigenden Glauben vorausſetzt: ſo iſt das Ziel des Glaubens die Heiligung, und ſeine Bewährung wie ſeine Frucht. Nur auf dieſe Weiſe entgehen wir eben ſowol der Gefahr eines Bekenntnißglaubens des Verſtandes als der Gefahr der Werkheiligkeit. Beide ſind Täuſchungen oder Selbſtſucht in neuen Formen, und zwar die gefährlichſten, und verdunkeln, ja vernichten, die Beziehung des perſönlichen Lebens auf Gott, den Ewigen, und auf ſeine weſenhafte Erſcheinung im Heilande. Das iſt was alle apoſtoliſchen Briefe ausführen.

## III. Die wahre Religion.

**Das innere Gottesbewußtsein Jesu ist der Inhalt der wahren Religion: die aufopfernde und in Liebe thätige Gesinnung für das Wohl der Brüder und der Gemeinde ist die wahre Gottesverehrung.**

„Jesus spricht zur Samariterin: Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten .... Es kommt die Zeit, und ist schon jetzt da, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit, denn der Vater will solche haben, die ihn also anbeten. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." (Joh. IV, 21, 23, 24.)

„Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich, und folge mir. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren: wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es erhalten." (Luc. IX, 23, 24.)

„Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch unter einander liebet." (Joh. XIII, 34, 35.)

---

So wir sagen, daß wir Gemeinschaft mit Gott haben, und wandeln in der Finsterniß, so lügen wir und thun nicht die Wahrheit. (1. Joh. I, 6.)

Wiederum ein neu Gebot schreibe ich euch ... Wer da sagt, er sei im Licht und hasset seinen Bruder, der ist noch in der Finsterniß ... und weiß nicht wohin er gehet. (1. Joh. II, 8—11.)

Daran wird offenbar, welches die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels sind. Wer nicht recht thut, der ist nicht von Gott, und wer nicht seinen Bruder lieb hat. (1. Joh. III, 10.)

So wendet allen Fleiß daran, und reichet dar in euerm Glauben die Tugend (sittlichen Ernst), und in der Tugend die Erkenntniß, und in der Erkenntniß die Mäßigung, und in der Mäßigung die Geduld (Ausdauer), und in der Geduld Gottseligkeit (Frömmigkeit, einschließlich der äußerlichen Religion) und in der Gottseligkeit Bruderliebe, und in der Bruderliebe Menschenliebe (allgemeine Liebe). (2. Petr. I, 5—7.)

Mit dieser Hingabe des selbstischen Willens in den Willen Gottes, als des allein Guten und Wahren, ist also die Erfüllung aller sinnbildlichen Opfer gefunden. Denn das einzige wahre, wirksame Opfer ist ja die Hingebung der dankbaren Seele an Gott, welche sich vom Ewigen geliebt weiß in Christus, der da seinen Willen vollkommen dem Vater hingegeben für die Erlösung der Menschheit von der Sünde und der durch sie bewirkten Unruhe und Unseligkeit. Das Leben für die Brüder ist also das fortgehende Opfer aller Seelen, denen die frohe Botschaft erklungen ist, und kann nicht getrennt werden von dem erfüllten, in seiner Zeit vollzogenen, vollkommenen Opfer Christi selbst. Aller äußere Gottesdienst wird von nun an eine Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit sein müssen, als Belehrung und Erweckung, und als immer erneuertes Gelöbniß der dankbaren Hingabe des gläubigen Herzens. Jeder andere Gottesdienst muß untergehen, der wahre aber, welcher erst durch Christus anfängt, hört nicht auf, sondern ist der fortdauernde Pulsschlag der Menschheit als der immer sich erneuernden in Gott aufgenommenen Ebenbildlichkeit. Sein Ausdruck wird also wechseln, aber nicht das Wesen, welches da ist der Preis des Ewigen und der Erscheinung Gottes in Jesu und des in der gläubigen Menschheit fortschrei-

tend wirksamen Geistes beider. Das untergeordnete Verhältniß der äußerlichen Religion, und also auch der heiligen Gelöbnisse (Sakramente) bei der gottesdienstlichen Anbetung zum Opfer des Lebens, wird also allerdings mehr und mehr anerkannt werden. Aber da die Wirksamkeit der Zeichen von der geistigen Kraft Dessen abhängt, was sie darstellen, so wird auch auf der andern Seite der Gottesdienst eine bisher kaum geahnte Höhe und Würde erlangen, sobald er aus der lebendigen Erkenntniß hervorgeht, daß das ganze Leben ein Gottesdienst und die Anbetung das naturgemäße Zeichen und die entsprechende Darstellung des Lebensopfers sei, als innerer That der Einzelnen und der Gemeinde.

## IV. Das Reich Gottes auf der Erde.

Das Gottesbewußtsein Jesu soll die einzelnen Seelen erneuern zu lebendiger Gemeinschaft zu Gott: in dieser Wiedergeburt durch den Geist Jesu liegt die Erlösung der Einzelnen und die Zukunft des Gottesreiches in der Welt: denn dieses schreitet fort durch das Wirken der Wiedergeborenen.

„Mein Gericht ist recht: denn ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat." (Joh. V, 30.)

„So ich richte, so ist mein Gericht recht; denn ich bin nicht allein, sondern ich und der Vater, der mich gesandt hat." (Joh. VIII, 16.)

„Der Vater richtet Niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohne gegeben, auf daß Alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat." (Joh. V, 22—23. Vgl. oben Joh. III, 6.)

„Selig sind die Armen, denn das Reich Gottes ist ihr." (Luc. VI, 20.)

„Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen." (Matth. V, 5.)

---

Du bist würdig zu nehmen das Buch und aufzuthun seine Siegel, denn du bist geschlachtet und hast uns erkauft mit deinem Blut aus allerlei Geschlecht und Zungen und Volk und Nationen, und hast uns unserm Gott zu Königen und Priestern gemacht, und wir werden herrschen auf Erden. (Das neue Lied der vier symbolischen Thiere der Gottschauung und der vierundzwanzig Aeltesten; Offenb. V, 9, 10.)

Durch diese Herstellung des Göttlichen in dem Leben der Menschheit wird also die gesammte Wirklichkeit geheiligt, wie im einzelnen Menschen, so auch in der Gemein-

schaft, das heißt, in Ehe, Häuslichkeit, Gemeinde, Staat. Die Christusreligion erkennt in allen diesen Verhältnissen keine Form als sittlich an, außer der gesetzlichen Freiheit: denn mit Sklaverei, Zwang, Gewaltherrschaft ist das Reich Gottes auf dieser Erde eben so unvereinbar, wie mit jeder einzelnen Seele. Alle Reiche der Gewalt müssen also untergehen, eben wie alle, wenn auch freie Gemeinschaften der Menschen, welche auf Selbstsucht gebaut sind: mag sich nun diese Selbstsucht als Sinnlichkeit oder Geiz oder Herrschsucht zeigen. Das Volk, welches den Glauben an Christus bekennt und doch dieser Selbstsucht dient, hat sich in demselben Grade selbst gerichtet als es frei ist. Christus, der als vollkommen geheiligter Mensch den Willen Gottes verkündigt, dem Gewissen und der Vernunft überzeugend vernehmbar, wird als Weltrichter eine solche Nation oder ein solches Reich eben sowol vernichten, als den einzelnen Sünder seiner innern Unseligkeit überlassen. Alle werden untergehen durch Christus, wie die beiden damaligen Mächte der Welt untergingen, welche den Geist verfolgten: die jüdische Hierarchie und das römische Weltreich. Aus dem Bewußtsein der Vollendung des Gottesreiches auf der Erde folgt auch, daß das irdische Leben entscheidend sei für den künftigen Zustand der Seele. Denn das Weltgericht wird ins menschliche Gewissen gesetzt, in der reinsten Darstellung des Menschheitlichen: das höchste irdische Recht ist das ewige. Wenn der Sohn Gottes also im Auftrage des Ewigen Recht spricht, wird er verdammen was das Gewissen der Menschheit verdammt, und dieses ist nichts Anderes als was das Gewissen jedem Menschen mit richtender Macht aussagt, wenn ihm das Ewige in der Todesstunde oder einem andern entscheidenden Augenblicke gegenübertritt.

# V. Das Böse und das Uebel.

Das Böse ist das einzige Uebel: es ist die Folge des selbstsüchtigen Misbrauchs der freien Selbstbestimmung des Menschen, muß aber, wie seine Quelle, die Selbstsucht, dem Zwecke des Reiches Gottes dienen, da vermöge der sittlichen Weltordnung das Böse sich selbst zerstört.

„Ihr seid von dem Vater dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollet ihr thun. Derselbe ist ein Menschenmörder von Anfang, und ist nicht bestanden in der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lüge redet, so redet er von seinem Eigenen, denn er ist ein Lügner und der Lügner Vater." (Joh. VIII, 44.)

„Wehe der Welt, der Aergernisse halben! Es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!" (Matth. XVIII, 7.)

„Ist denn der Satanas auch mit sich selbst uneins, wie will sein Reich bestehen? dieweil ihr saget, ich triebe die Teufel aus durch Beelzebub." (Luc. XI, 18.)

„Die Siebenzig aber kamen wieder mit Freuden und sprachen: Herr, es sind uns auch die Teufel unterthan in deinem Namen. Er sprach zu ihnen: Ich sah wol den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz . . . Doch darüber freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind: freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind." (Luc. X, 18, 20.)

„Und siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin . . . . Und Jesus sprach: Ihr sind ihre vielen Sünden ver-

geben, denn sie hat viel geliebet: welchem aber wenig vergeben ist, der liebet wenig. Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben." (Luc. VII, 37 — 48.)

---

Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird. Darnach wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde: die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret den Tod. (Jac. I, 14, 15.)

Da nun die Kinder Blut und Fleisch mit einander gemein haben, so ist auch Er gleichermaßen desselben theilhaftig geworden, auf daß er durch den Tod vernichtete Den, welcher die Gewalt des Todes hatte, das ist den Teufel, und befreite die so durch Furcht des Todes ihr ganzes Leben mit Knechtschaft behaftet waren. (Hebr. II, 14, 15.)

Ich schreibe euch, weil ihr den Bösewicht überwunden habt. (1. Joh. II, 13, 14.) Vgl. mit I, 8: So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns: und mit V, 3, 4: Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer. Denn Alles was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Das Böse in der Welt ist also die Summe der Sünden, welche die einzelnen Menschen begehen, und seine natürliche (nur durch das Göttliche aufhebbare) Folge ist der geistliche Tod. Die Summe des Bösen bildet eine von dem Einzelnen unabhängige, obwol von ihm mitbetheiligte Macht. Es ist diese aus den Gemüthern stammende, und in der Weltgeschichte sich herrschend zeigende Macht, welche Jesus nach dem üblichen Sprachgebrauche seines Volkes den Satanas oder Teufel (Widersacher, Ankläger) oder den Dämon (bösen Geist) nennt. Die Folgen der Sünden der Einzelnen werden aufgehoben durch die Anerkennung der Sünde, als Desjenigen, was den Menschen von Gott und von der Empfindung seiner ewigen Liebe scheidet: diese Anerkennung, wenn sie nicht

aus Furcht, ſondern aus dem Glauben an Gottes Liebe, und an die Kraft des Göttlichen in der Seele ſtammt, hebt die Folgen im Gemüthe auf, und ſtellt die Wiedervereinigung mit Gott her. Was vom Einzelnen gilt, muß auch wahr ſein für die Gemeinde. Folglich muß es eben ſo mit der Menſchheit ſein: jede Verminderung der Sünde vermindert die Macht des Böſen in der Welt, alſo auch das Uebel. Die bewußte freie Hingabe des Lebens bis in den Tod, bewußt vollzogen um dieſen Glauben in den Menſchen zu pflanzen und die Macht des Göttlichen zu erwecken in den Geiſtern, muß alſo die That der Erlöſung ſein, und Er, der ſie gethan, iſt allein der Erlöſer der Menſchheit. Daraus folgt nun weiter, daß wie der Menſch alles ihm widerfahrende oder in der Welt ſich ereignende Böſe und alles Leiden nur als Mittel anſehen ſoll, damit das Gute gefördert werde; ſo insbeſondere das bittere Leiden Jeſu angeſehen werden muß, einerſeits als freie und höchſte That des gottergebenen und aufopfernden Sinnes, andererſeits als höchſter Beweis der ewigen Liebe Gottes. Die Theorie vom Sühnopfer Chriſti zur Stillung des Zornes Gottes, iſt, vom Ewigen verſtanden, eine Uebertragung der Molochsanſchauung auf den Gott der die Liebe iſt, ein Misverſtändniß Deſſen was nur von der Empfindung des Fluches der Sünde im Gemüthe gilt. Der Zorn Gottes, den die Seele und die Menſchheit in ſich fühlt, wird erſt durch den Glauben an die Erlöſung vernichtet: und dieſes iſt der Tod, welchen Jeſus vernichtet hat.

## VI. Die Einheit des Reiches Gottes auf der Erde.

Die ganze geschichtliche Entwickelung des vorchristlichen Gottesbewußtseins geht nach einem der beiden Zielpunkte, deren Einheit der Schlüssel zum Verständnisse beider ist: Jesu aufopfernde Liebe zur Menschheit, und das von ihm gegründete Gottesreich. Daher zeugt die Schrift von Jesus, und dieses äußere Zeugniß wird durch das innere Zeugniß bestätigt.

„Abraham frohlockte, daß er meinen Tag sehen sollte, und er sah ihn und freute sich." (Joh. VIII, 56)

„Es muß Alles erfüllt werden, das von mir geschrieben ist im Gesetz Mosis, in den Propheten und in den Psalmen." (Luc. XXIV, 44. Vgl. zu VII.)

„Der Vater der mich gesandt hat, der hat selbst von mir gezeuget. Ihr habt sein Wort nicht in euch wohnend, denn ihr glaubet Dem nicht, den er gesandt hat. Ihr forschet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darin: und sie ist's, die von mir zeuget." (Joh. V, 37—39.)

„Ich bin es, der von mir selber zeuget, und der Vater, der mich gesandt hat, zeuget von mir." (Joh. VIII, 18.)

---

Ihr habt die Salbung (des Geistes) von Dem der heilig ist, und wisset Alles .... Und die Salbung, die ihr empfangen habt, bleibet bei euch, und ihr bedürfet nicht, daß euch Jemand lehre: denn wie euch diese Salbung Alles lehrt, so ist es wahr und keine Lüge. (1. Joh. II, 20, 27.)

Jesus ist's, der da kommt mit Wasser und Blut, nicht mit Wasser allein, sondern mit Wasser und Blut: und der Geist ist,

der da zeuget, denn der Geist ist Wahrheit. Denn drei sind die da zeugen, der Geist und das Wasser und das Blut (Jesu ganzes Leben von der Taufe bis zum Tode) und diese drei gehen auf Eines. So wir der Menschen Zeugniß annehmen, so ist Gottes Zeugniß größer: denn das ist Gottes Zeugniß, daß er gezeuget hat von seinem Sohne. Wer da glaubet an den Sohn Gottes, der hat solches Zeugniß in sich. (1. Joh. V, 6—10.)

Nach dem ewigen Rathschlusse der Liebe ist das Göttliche immer wirksam gewesen in der Menschheit: insbesondere aber in Abraham, dem Freunde Gottes, denn dieser erkannte im Geiste schon die Erscheinung des Menschensohnes, welcher sich zugleich seiner Würde als Gottessohn bewußt und von Liebe zur Menschheit erfüllt war.

Da Jesus das innere Zeugniß sowie die Wahrheit des geschichtlich Bezeugten als etwas Unzweifelhaftes, Gewisses empfand, und die Jünger auf dieses äußere Zeugniß (die Bibel) verweist; so muß das innere Zeugniß auch im Gläubigen stattfinden. Er soll die Schrift zu seiner Erleuchtung und Heiligung lesen und nach seinen Kräften erforschen, als von dem ewigen Rathschlusse der Erlösung und der That des Erlösers zeugend: aber das Ziel alles Bibellesens ist, daß der Gläubige das innere Zeugniß (die Salbung) empfange. Dieses höchste Zeugniß setzt nun wiederum das historische Zeugniß voraus, die Predigt des Wortes von Jesu: sonst wäre die geschichtliche Wirklichkeit keine Wahrheit. Da sie nun Wahrheit ist, so muß bei einer Verdunkelung des geschichtlichen urkundlichen Zeugnisses, also vor allem bei einem Zurücktreten oder Verschwinden der Bibel in der Gemeinde, jener innerliche Glaube ein phantastischer, eingebildeter, unwirklicher werden, sei es individuell, sei es auch kirchlich, also ein dem Unglauben verwandter oder gleicher Aberglaube.

## VII. Das Verhältniß zum jüdischen Gottesbewußtsein.

Jesus bricht also die Verbindung mit der den Patriarchen gewordenen Offenbarung, und auch die mit Gesetz und Propheten nicht ab, sondern macht beide erst verständlich.

> „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch, bis daß Himmel und Erde vergehe, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Strichlein vom Gesetze, bis daß Alles geschehe." (Matth. V, 17, 18.)
>
> „Es wird Alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten auf des Menschen Sohn." (Luc. XVIII, 31.)
>
> „Jesus sprach zu den Jüngern: Es muß Alles erfüllet werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Mosis, in den Propheten und in den Psalmen. Da eröffnete er ihnen den Verstand, daß sie die Schriften verstünden." (Luc. XXIV, 44, 45.)

Der Rathschluß der fortschreitenden Offenbarung des Göttlichen auf der Erde bildet den innern Zusammenhang der Geschichte. Alles was in Gesetz und Propheten angedeutet, geahnt, verkündigt ist, muß folglich, nach dem Vorhergehenden, seine Erfüllung (Vollendung) entweder im Sohne Gottes haben, oder im Reiche des Geistes, welches dieser auf Erden gegründet und mit seinem freiwilligen Hingeben in den Tod besiegelt hat.

Diese Verbindung des innern Lebens des Einzelnen und der Gemeinde der Menschheit soll also nie abgebrochen werden: die Gläubigen sollen sich nicht von der geschichtlichen Offenbarung lossagen, noch ihre Hirten sie davon abhalten. Das Ansehen der alten Schrift, als des geschichtlich Geoffenbarten bis auf Christus, ist bleibend und für alle Zeiten maßgebend in demselben Maße als in dem Ueberlieferten das allgemeine Verhältniß der Menschen zum Ewigen bestimmt worden. Der Ewige ist die Voraussetzung des Christenthums: aber seine Gegenwart wird uns vermittelt durch die vollendete Persönlichkeit. Wo diese Persönlichkeit und das Reich Gottes geahnt oder vorbereitet wird, da ist Weissagung. (Siehe unter VI. Joh. V.) Wie Christus, also das Reich Gottes, das Ziel der Offenbarung des Ewigen im Alten Bunde, so ist die Erscheinung seines wahren Gründers für die Menschheit der Anfangspunkt im Neuen Bunde: Christus bleibt der Angelpunkt, und das Reich Gottes geht durch Christi Geist in der christlichen Gemeinde fort. Nach diesem Verhältnisse zum Ewigen und zu seinem Reiche wird sich also der Grad des bleibend Maßgebenden (Kanonischen, das heißt Richtschnurlichen) der ganzen Schrift bestimmen müssen.

---

## VIII. Die Stellung zum Gottesbewußtsein der Völker.

**Das Gottesbewußtsein liegt nach Jesu Aussprüchen auch, obwol schlummernd, in den übrigen Völkern und Religionen: in der Annahme der Heilsbotschaft ist die Vereinigung gegeben.**

„Ich bin der gute Hirte ... und ich lasse mein Leben für die Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind: und dieselbigen muß ich herbeiführen, und sie werden auf meine Stimme hören, und es wird werden Eine Heerde, Ein Hirte." (Joh. X, 14, 15, 16.)

„Jerusalem wird von den Völkern zertreten werden, bis die Zeiten der Völker erfüllet sind." (Luc. XXI, 24.) Vgl. oben die Sprüche unter I.

(Siehe die Rede Jesu an die Samaritanerin oben unter III.)

---

Er selbst ist unser Friede, Er der aus den Beiden (Juden und Heiden) Eines gemacht, und des Zaunes Scheidewand abgebrochen hat, indem er durch sein Fleisch (durch sein Leiden und Sterben) abgethan die Feindschaft (zwischen den Beiden), nämlich das in Geboten und Satzungen gestellte Gesetz, auf daß er die Zweie zu Einem neuen Menschen schaffte in Ihm, Frieden machte, und beide versöhnte in Einem Leibe mit Gott durch das Kreuz ..... So seid ihr (Heidenchristen) nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen, und Hausgenossen Gottes. Ihr seid erbauet auf dem Grunde der Apostel und Propheten, dessen Eckstein Jesus Christus selber ist, in welchem zusammengefüget der ganze Bau wächset zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. In ihm werdet auch ihr miterbauet zu einer Behausung Gottes im Geiste. (Eph. II, 14—16, 19—22.)

Die Entwickelung des Menschengeschlechtes soll und wird fortgehen auf der in Jesu zuerst zu vollem Bewußtsein gelangten und durch Heiligkeit vollendeten Vereinigung mit Gott: die Scheidewand zwischen Juden und Hellenen, wie die zwischen Hellenen und Barbaren muß wegfallen. Daraus folgt aber auch weiter nothwendig, daß das Aeußerliche dem Innerlichen weichen muß und alle Menschen sich als Brüder, weil Gottes Kinder, erkennen sollen. Es soll im Evangelium nicht ein neues Gesetz aufgerichtet werden. Das hieße Christus von neuem kreuzigen. Umgekehrt, damit das Christenthum seinen hohen Beruf, die Weltreligion zu werden erfüllen könne, muß der Glaube an Gottes Gegenwart im Menschen und in der Menschheit immer stärker, wirksamer, allgemeiner werden: also immer inniger und innerlicher, insofern das Geistige das allein Wesenhafte ist. Daraus denn wird endlich folgen, daß der Fortschritt nach dem Maßstabe des Festhaltens an dem geistigen Standpunkte der Schrift gemessen werden muß, folglich nach der reinen Bewahrung des Glaubens an den Ewigen, als den alleinigen Urheber alles Seins, an Christus, als den alleinigen Erlöser, an den Geist, als die ausschließliche Quelle der Erleuchtung und Heiligung.

---

# IX. Die Gemeinde als Trägerin Gottes in der Menschheit.

Es wird kein neuer Sohn Gottes im höchsten Sinne wieder erscheinen: aber unmittelbar nach Jesu Heimgange wird sein Geist, welcher da ist der Geist des Vaters und des Sohnes, sich auf die Gemeinde ergießen, welche von nun an Gottes Geist in sich trägt und fortleitet. Diese Ergießung des Geistes in der Menschheit setzt die Verherrlichung Gottes in Jesu voraus. Nichts ist im Geiste, was nicht im Sohne vollendet war, und nichts in der Menschheit, was nicht war im Menschensohne, in der vollendeten Persönlichkeit.

„Wenn ich heimgegangen bin, will ich den Fürsprecher zu euch senden, und wenn derselbige kommt, der wird die Welt überführen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und von dem Gericht .... Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ihm selbst reden; sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkünden. Derselbige wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er es nehmen, und euch verkündigen. Alles was der Vater hat ist mein; darum habe ich gesagt: Er wird es von dem Meinen nehmen und euch verkündigen." (Joh. XVI, 7, 8, 13, 14.)

„Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich in mitten unter euch." (Matth. XVIII, 20.) Vgl. den Schluß des Evangeliums:

„Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“

Der weltschöpferische, in die gläubige Menschheit eingesenkte Gottesgeist wird in und bei der Gemeinde der Christgläubigen bleiben. Die Gemeinde steht also, nach göttlichem Rechte, bis ans Ende der Welt als Gottesträgerin da. Wie lang auch diese Entwickelungsreihe sein mag, das Fortschreiten des Gottesreichs, das ununterbrochen durch die volklichen Geschichten hindurchgehende Göttliche bildet von Christus an die großen geschichtlichen Epochen. Die Zeitrechnung nach Jahren vor und nach Christi Geburt ist das Symbol dieser weltgeschichtlichen Bedeutung des Gottesreiches, welches mit Christus beginnt. Die Epochen der Weltgeschichte fallen also, vom höchsten Standpunkt betrachtet, mit denen der Gemeinde zusammen. Alles Uebrige sind nur Episoden, Uebergänge, Mittel. Die Verheißung der nie endenden Gegenwart des Geistes Christi bei seiner Gemeinde wird also — das scheint ferner zu folgen — derjenigen Gemeinschaft zufallen, welche diese Stellung des Vaters zum Sohne und des Geistes zur Gemeinde, sowie zur Schrift als dem geschichtlichen Zeugnisse, am reinsten festhält. Nur sie wird dem innern freien Zeugnisse des Geistes in der Wissenschaft freien Raum lassen, und den Glauben in dem fortschreitenden Wohle und der Sittlichkeit der Familien und Völker durch stetigen Fortschritt bewahren können.

# X. Freiheit und Richteramt der Gemeinde.

**Die Gemeinde als Trägerin des Geistes Gottes im höchsten Sinne ist frei, und ist höchste Richterin in geistlichen Dingen.**

„Jesus sprach zu den Jüngern: Sündiget dein Bruder an dir, so gehe hin und überführe ihn, zwischen dir und ihm allein. Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen: höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß der ganze Rechtshandel bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Munde. Höret er die nicht, so sage es der Gemeinde: höret er auch nicht auf die Gemeinde, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner. Wahrlich, ich sage euch: was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein; und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel gelöset sein." (Matth. XVIII, 15—18.)

„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." (Matth. XVIII, 20.)

„Dein Reich komme." (Vater unser.)

„Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir (Vater und Sohn) werden zu ihm (dem Gläubigen) kommen und Wohnung bei ihm machen." (Joh. XIV, 23.)

„Ich bitte nicht für sie allein, sondern auch für Die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien: gleich wie du, Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie eins seien in uns, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt." (Joh. XVIII, 20, 21.)

„Jesus sagte zu den Jüngern: Wer saget denn ihr, daß ich sei? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus (der Messias, Gesalbte), des lebendigen Gottes Sohn. Und Jesus ant-

wortete und sprach zu ihm: Selig bist du, Simon Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbaret, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir auch, du bist Petrus (der Felsenmann) und auf diesen Felsen (Petra) will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen."

„Ihr sollt euch nicht Rabbi (Meister) nennen lassen, denn Einer ist euer Meister, Christus: ihr aber seid alle Brüder." (Matth. XXIII, 8.)

„So ich die Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben sie eure Kinder aus? Darum werden sie eure Richter sein... Darum sage ich euch, alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben, aber die Lästerung des Geistes wird den Menschen nicht vergeben. Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben: aber wer etwas redet wider den heiligen Geist, dem wird nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt." (Matth. XII, 27—32.)

Die Gemeinde, welche nach Recht richtet, steht über jedem Einzelnen: sie selbst aber ruht auf dem persönlichen Glauben, welcher den ewigen Vater erkennt im Sohne, und nach der Vereinigung mit beiden strebt durch den Geist. Daraus folgt, daß die Freiheit der Gemeinde im Geistlichen bedingt ist durch die Freiheit des Gewissens der Einzelnen, und daß beide nicht unterdrückt werden können, ohne daß die Einheit von Vater, Sohn und Geist und die daraus begründete Einheit der Faktoren des menschlichen Gottesbewußtseins gestört werde. Zu der Freiheit der Gemeinde gehört nothwendig die freie Ausübung ihres geistlichen Richteramts, im Namen Christi, als ihres Königs und alleinigen Herrn und Meisters. Das ist ein Schritt zu jener entsetzlichen Sünde, die nicht verziehen werden soll, nämlich zu der Lästerung, als sei das in der Gemeinde Wirkende der Geist des Bösen, und nicht vielmehr der Geist Gottes, welcher dem Bösen wehrt.

## XI. Die persönliche Natur alles wahren Glaubens.

Die Gemeinde steht auf dem persönlichen Glauben, und hat also ihr göttliches Bestehen nur in dem sittlichen Gottbewußtsein der einzelnen Gläubigen, das heißt Frommen, Christi Nachfolger.

„Wer mich liebet, der wird von meinem Vater geliebet werden, und ich werde ihn lieben, und mich ihm offenbaren . . . .“ (Joh. XIV, 21.)

„Ihr sollt Niemand euren Vater heißen auf Erden; denn Einer ist euer Vater, der im Himmel.“ (Matth. XXIII, 9.)

„Alles was mir der Vater gibt, kommt zu mir, und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen . . . . Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Es steht geschrieben in den Propheten, sie werden Alle von Gott gelehret sein. Wer es nun höret vom Vater und lernet's, der kommt zu mir.“ (Joh. VI, 37, 44, 45.)

„Das ist das ewige Leben, daß sie dich, den einzigen wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen.“ (Joh. XVII, 3.)

„Wer an mich glaubet, der hat das ewige Leben.“ (Joh. VI, 47.)

---

Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für Alle zum Lösegeld. (1. Tim. II, 5, 6.)

Der Gläubige soll also in ein persönliches Verhältniß treten zu Gott, in dem Sohne, seinem Herrn und Meister:

ohne alle Vermittelung. Niemand ist „Vater" und „Herr" des Glaubens außer Gott und Christus. Folglich ist alle wahre Religion eine persönliche, und nur diejenige Gemeinde die wahre, welche einerseits den Glauben an den Erlöser, als Grund der Heiligung über alles Andere stellt und mit dem Glauben an den Ewigen in eine unzertrennliche Verbindung setzt, andererseits aber diesen Glauben als etwas Persönliches faßt, und als ein nur durch die bewußte Aufnahme der persönlichen sittlichen Verantwortlichkeit zu Bewährendes betrachtet. Das Gegentheil ist widerchristlich: es muß untergehen, und es wird untergehen.

## XII. Die Vollendung des Reiches Gottes.

Das ewige Leben der einzelnen Glieder des Reiches Gottes wird vollendet durch den leiblichen Tod, als den Eingang zur vollen Vereinigung mit Gott: die Vollendung des Reiches selbst also kann nur die Verklärung alles Irdischen zum Göttlichen sein.

„Jesus sprach zu ihm (dem Schächer rechts): Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein." (Luc. XXIII, 43.)

„Ihr habt gehöret, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe, denn der Vater ist größer als ich." (Joh. XIV, 28.)

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort höret und glaubet Dem der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die sie hören, die werden leben. Denn wie der Vater das Leben hat in sich selber, also hat er auch dem Sohn gegeben das Leben zu haben in sich selbst, und hat ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, darum daß er des Menschen Sohn ist. Verwundert euch deß nicht, denn es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebles

gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. Ich kann nichts von mir selber thun. Wie ich höre, so richte ich, und mein Gericht ist recht, denn ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat." (Joh. V, 24—30.)

„Es ist euch gut, daß ich hingehe. Denn so ich nicht hingehe, so kommt der Fürsprecher nicht zu euch: so ich aber hingehe, will ich ihn zu euch senden. Und wenn derselbige kommt, der wird die Welt überführen, von der Sünde, von der Gerechtigkeit und von dem Gericht: von der Sünde, weil sie nicht glauben an mich: von der Gerechtigkeit, weil ich zum Vater gehe und ihr mich hinfort nicht sehet: von dem Gericht, weil der Fürst dieser Welt gerichtet ist" (Joh. XVI, 7—11); vgl. mit XII, 30: „Jetzt gehet das Gericht über diese Welt: nun wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden." (Worte, gesprochen beim Einzuge in Jerusalem, als Jesus seinen Entschluß zu sterben ausgesprochen.)

„Welche würdig geworden sind, jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Todten, die freien weder, noch lassen sie sich freien: denn sie können hinfort nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich, und sie sind Gottes Kinder, weil sie Kinder sind der Auferstehung." (Luc. XX, 35, 36.)

---

Christus muß herrschen bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße lege. Der letzte Feind der aufgehoben wird, ist der Tod. Denn Gott hat ihm Alles unter seine Füße gethan (Ps. VIII, 7). Wenn aber Alles ihm unterthan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst unterthan werden Dem der ihm Alles unterthan gemacht hat, auf daß Gott sei Alles in Allem. (1. Kor. XV, 25—28.)

Gleich wie den Menschen ist gesetzet Einmal zu sterben, darnach aber das Gericht, also ist Christus Einmal geopfert, hinzunehmen Vieler Sünden. (Hebr. IX, 27, 28.)

Daraus folgt, daß alle bildlichen Ausdrücke Jesu über die letzten Dinge verstanden werden wollen nach dem unmisverständlich geistlichen Sinne jener Aussprüche Jesu, und daß insbesondere diejenigen Ausdrücke, welche dem damaligen, nicht dem biblischen, Sprachgebrauche entnommen sind, nur als annähernde Bezeichnung des Gedankens für die Juden ge-

meint sein konnten. So z. B. Luc. XIV, 14, wo die Auferstehung der Gerechten erwähnt wird, welche, nach damaliger jüdischer Annahme, der allgemeinen Auferstehung zum Gerichte vorherging und deshalb die erste hieß. Eben so die Worte Jesu zum Schächer, welche an die Spitze unserer Sprüche gestellt sind. Das Paradies hieß damals bei den Juden, in Beziehung auf die Verstorbenen, der unterirdische Aufenthaltsort der Gerechten: da waren Abraham, Isaak und Jakob. So im Gleichnisse des armen Lazarus. Den Gegensatz bildete die Gehenna, die Unterwelt der Bösen. Wollten wir dergleichen Ausdrücke als göttliche Offenbarung fassen, so würden wir eine Offenbarung des Ewigen in etwas suchen, was weder mit Jesu Selbstbewußtsein zusammenfällt, noch in den biblischen Büchern der jüdischen Offenbarung irgend einen Halt hat. Wir würden damit umgekehrt die nachbiblische Theologie der Pharisäer und die Volksdichtung über Jesus und die Bibel setzen. Es ist also im Evangelium und in den übrigen christlichen Urkunden, in Ausdrücken wie Auferstehung des Fleisches, erste und zweite Auferstehung und dergleichen, nicht das innere Gottesbewußtsein Jesu so enthalten, daß es über jene eigensten und klarsten Aussprüche hinausginge, oder auch nur ihnen gleich gesetzt werden wollte. Auf der andern Seite müssen solche Ausdrücke mit jenem Gottesbewußtsein nicht in Widerspruch stehen, denn sonst könnte Jesus sie nicht als volksmäßige Bilder seines Bewußtseins gebraucht haben. Der Grundgedanke aber, und also der Schlüssel zum Verständnisse, ist unmissverständlich in dem fünften und achten Kapitel des Johannes-Evangeliums ausgesprochen: der Gerechtfertigte allein, der innerlich Gläubige, hat hier den Frieden der Seele, den Alle suchen, und nach dem Tode ein göttliches Leben, welches nicht mehr durch den Tod unterbrochen wird. Denn der

Ausdruck: „Er kommt nicht ins Gericht" (Joh. V, 24) ist gleichbedeutend mit dem andern: „Er wird den Tod nimmer schauen" (VIII, 51). Der nicht Gerechtfertigte muß durch Gericht und Tod gehen, wird nicht Gott schauen. Jene sind nicht mehr dem Leibe der Sterblichkeit unterworfen. Die ewige Seligkeit ist also die Lehre Jesu, nicht die ewige (also zeitlose) Verdammniß.

Es folgt endlich aus dieser Weltanschauung Jesu, daß der wahre Fortschritt der Geschichte die fortgehende Vergöttlichung alles Natürlichen, und die Trennung des sogenannten Geistlichen und Weltlichen eine fließende sei. Denn das wahre Christenthum soll in immer größern Kreisen das Natürliche in sich aufnehmen, und schöpferisch nachbildend das Ebenbildliche gerade so in sich verklären, wie in der Schöpfung alles Natürliche des sichtbaren Kosmos verklärt im Menschen dasteht. Der ewige Gedanke wird Leiblichkeit, damit der persönliche Geist aus dieser Leiblichkeit hervorgehe und den Ewigen verkläre.

## Zusammenfassende Folgerung.

Aus diesen zwölf Sätzen zusammen folgt nun von selbst, es sei nicht zufällig geschehen, daß Christus den Jüngern keinerlei Gebote gegeben über Verfassungsform der Gemeinde und über Gottesdienstordnung, das heißt über diejenigen Punkte, welche allen bisherigen Religionen wesentlich gewesen waren. Die Auslassung war absichtlich, und ist aus der ungetrübten Reinheit des Gottesbewußtseins Jesu zu erklären. Nach diesem Bewußtsein hat das Aeußerliche nur einen Werth und eine Stelle in der wahren Religion, insofern es eine Frucht des Geistes der Gemeinde war. Eine Vorschrift darüber würde die Wirkung des Geistes vernichtet haben. Jesus durfte aber den Jüngern auch nicht weniger sagen, als er sagte: er durfte das Geheimniß des innern Einheitsbundes von Gott und dem menschlichen Gottessohn nicht verbergen, weil darin allein die durch ihn geoffenbarte Wahrheit ist, und wie die tiefste Erniedrigung des Göttlichen, so die höchste Erhebung der Menschheit. Er wußte wohl, daß diese Enthüllung, wenn auch nur eine andeutende, ihm den fanatischen Haß der Priesterschaft und des ihr ergebenen Volkes zuziehen würde, denn ein solcher Ausspruch mußte ihr und dem ihr anhänglichen „auf gesetzlichem Boden stehenden" Volk als Gotteslästerung erscheinen, in noch viel höherm Grade als den Zeitgenossen Abrahams wahrscheinlich seine Weigerung erschien, den einzigen Sohn dem Moloch zu opfern. Endlich mußte er, als das Kommende im Reiche Gottes, den Jüngern die fortschreitende Menschwerdung Gottes in der Gemeinde, also der

erlöſten Menſchheit, offenbaren. Zur Offenbarung der Einheit des Vaters, des Ewigen des Alten Bundes, und des Sohnes (als des menſchgewordenen ewigen Wortes) tritt nun das Offenbarwerden des Geiſtes hinzu. Der durch Chriſti Geiſt in die Gemeinſchaft der Menſchen einziehende Geiſt Gottes wird ihnen als Geiſt des Vaters und des Sohnes angekündigt. Sie ſollen dieſen Geiſt in ſich ſelbſt erkennen, nämlich in der Gemeinde der Gläubigen, der Richterin der Welt bis zum Ende der Dinge.

Die ganze Erſcheinung und Predigt Jeſu hat ohne dieſen Gedanken keinen Sinn. Es wird ſich auch zeigen, daß dieſer Gedanke immer das Lebenwirkende und Lebendige geweſen iſt in der Entwickelung des Chriſtenthums: und ſo muß es allerdings ſein, wenn das Chriſtenthum eine geſchichtliche und eine ewige Wahrheit iſt: denn die Drei, der Ewige, der Sohn und der Geiſt, ſind das einzige Poſitive: alles Andere iſt übereinkömmlich, abgeleitet, nur für beſondere Zeiten und Zuſtände beſtimmt, und alſo nur bedingt der Wahrheit theilhaftig.

Blicken wir alſo auf die in dieſem Gottesbewußtſein ſich abſpiegelnde Perſönlichkeit Jeſu zurück, ſo iſt die gänzliche Verſchiedenheit Jeſu von allen Religionsſtiftern, welche ihm vorhergingen, gerade von dem Standpunkte unſerer Betrachtung am augenfälligſten. Es iſt einzig und rein göttlich dadurch, daß es nur reines Selbſtbewußtſein ſein will, ohne Beimiſchung. Es iſt nichts in jenen Ausſprüchen, was äußerlich oder von außen hergenommen und zur Ausfüllung des innerlich Erkannten zur Begründung der neuen Religion gebraucht wäre. Der Glaube der Chriſten hat alſo zwei Angelpunkte: einen feſten, unbedingt maßgebenden Punkt außer ſich, das Zeugniß Jeſu von ſeinem eigenen Gottesbewußtſein, und

einen festen Punkt in sich, nämlich die Zustimmung des Gewissens und der Vernunft.

Dieses durch Jesus begründete Gottesbewußtsein hat zweitens nothwendig seine wesenhafte Erscheinung, obwol eben wie die des Sohnes in Knechtgestalt: nämlich im Leben der Gemeinde, gerade wie der Gedanke seinen nothwendigen Ausdruck sucht und findet in der Sprache.

Wer sich mit diesen Grundwahrheiten hinsichtlich des Bewußtseins Jesu von der Gegenwart Gottes in der Welt durchdringt, wird bald gewahr, welche ungeheure Kraft für das Gute, und für das Böse, durch das Christenthum in die Welt trat. Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes im Menschen und in der Gemeinde war eine Gotteskraft: aber welchen Kampf mußte es entzünden, welche bisher unbekannte Gefahren mußte ein Abweichen von dieser Harmonie der drei Faktoren der Geschichte nothwendig mit sich bringen! Das Christenthum kann nur als Religion des sittlichen Geistes aufbauen und erhalten. Ohne das Festhalten sowol der Ewigkeit des Vaters, des unendlichen Faktors, als der Einzigkeit des Sohnes, der vollendeten reinen Persönlichkeit des Erlösers, und der Heiligkeit des Geistes, und der Gemeinde als dessen sichtbaren (und doch unsichtbaren) Organs, kann das Christenthum nur hemmen und zerstören. Es wird durch eine Störung dieser Harmonie entweder ins Judenthum oder ins Heidenthum zurückfallen: aber da es, auf der andern Seite, doch die Bibel, insbesondere das Evangelium anerkennen, und Vater, Sohn und Geist als den offenbar gewordenen Ewigen bekennen muß; so werden weltzerstörende Zuckungen eintreten, und Widersprüche entstehen, die, durch verhängnißvolle Nothwendigkeit auf die äußerste Spitze getrieben, Alles überbieten, was Judenthum oder Heidenthum in ihrem Verfalle gebildet und hervorgerufen.

# Erste Abtheilung.

## Das Gottesbewußtsein der verfolgten Gemeinde der Arier und ihrer Propheten.

---

### Einleitung.

### Die Uebergangszeit. Das Bewußtsein der Apostel Jesu und der ersten semitischen Gemeinden von Gott in der Geschichte.

Das erste christliche Jahrhundert gehört überwiegend, zum Theil ausschließlich, dem Hebraismus an. Die Apostel und ihre Glaubensboten waren Juden, und da Jacobus, Petrus, Paulus und Johannes das ganze Jahrhundert beherrschten, so waren auch die Judenchristen großentheils der Grundstamm der Gemeinden, in Antiochien wie in Jerusalem. Die griechischen und römischen Arier waren ebenbürtige Genossen, aber sie lehnten sich allenthalben mehr oder weniger an das Judenthum an. Der Sabbath wurde neben dem Sonntag („dem ersten Wochentage") gefeiert: bis zur Zerstörung Jerusalems besuchten die Judenchristen den Tempel, und nahmen Theil

am Tempeldienſt. In Jeruſalem und in Judäa überhaupt ſtand Jacobus, der Bruder des Herrn, faſt über den Apoſteln.

Was nun die Apoſtel im Allgemeinen betrifft, ſo wurzelt ihr Gottesbewußtſein in der Gründung der Gemeinden. Sie bewieſen die Einheit des Geiſtes mit ihrem göttlichen Meiſter zuvörderſt dadurch, daß ſie die ihnen anvertrauten Worte verkündigten und den evangeliſchen Sendboten tief ins Gedächtniß einprägten, und daß ſie den Glauben an das Evangelium durch ihr Leben beſtätigten und bewahrten. Aber ſie gründeten ſelbſt außerdem die Gemeinden, in der Kraft des über ſie gekommenen Geiſtes.

Von den zwölf Apoſteln haben nur zwei einen geſchichtlichen Charakter, und dadurch eine perſönliche, weltgeſchichtliche, alſo typiſche oder vorbildliche Bedeutung, Petrus und Johannes: zwiſchen beiden ſteht der große Nachberufene, Paulus, in der Mitte. Petrus iſt die Verkörperung der erſten jener drei großen Entwickelungen, die in Jeſu allein ihre vollkommene Vereinigung finden: Gemeinde, Glaube, Liebe. Die Bildung menſchlicher (nicht jüdiſcher oder helleniſch-römiſcher) Gemeinden ging hervor aus freier Vereinigung und Brüderlichkeit der Gläubigen, welche, auf den Grund des Glaubens an den Sohn Gottes, ſich als göttliche Gemeinſchaft erkannten: eine vom Geiſte regierte Gemeinde, in dieſem Geiſte und in jener Liebe ſich ſelbſt regierend, örtlich und volklich getrennt, aber eins im Glauben über die ganze Erde. Die Gemeinde gehorcht frei, weil um Gottes willen, ihren Aelteſten und Aufſehern: ſie richtet ſelbſt, des höchſten Richters und ſeiner Ankunft gewärtig. Dieſes iſt die apoſtoliſche Idee der Gemeinde, der Scharung der Gläubigen zu einem auserleſenen Häuflein, beſtimmt den als Weltrichter nahenden Erlöſer zu empfangen. In dieſer Gemeinde die mit neuem

Geiſte zu durchdringenden Grundverhältniſſe des Lebens, der Gatten, der Aeltern und Kinder, der Herren und Sklaven, der Gläubigen und der Obrigkeit, zu ordnen, nach jüdiſcher Sitte wo es anging, aber in Chriſti Geiſt, das war des Petrus Werk: davon zeugt namentlich das längere Rundſchreiben des Apoſtels. Petrus ſtarb den Tod des Bekenners in der Weltſtadt, noch ehe der Fall Jeruſalems und die Zerſtörung des Tempels den Chriſten den Sinn der Worte Jeſu über das Ende der Welt klarer gemacht hatte. Aber ſeine Weltanſicht und die vorherrſchende Richtung, welche er der Gemeinde als einer regierenden und richtenden Anſtalt und Einheit gegeben, war die erſte, welche in der irdiſchen Entwickelung der Chriſtenheit Wurzel ſchlug.

Der Grundgedanke der zweiten Entwickelungsreihe war, daß das aus den Gemeinden der Chriſten hervorgehende Leben vor allem Andern auf die Ausbildung der perſönlichen innern Geſinnung hingehen müſſe, und daß es in dieſer Geſinnung ſtehe, und nicht in irgend welchen äußerlichen Werken als ſolchen, ſei es der Anbetung oder auch der Erweiſung der Liebe und Barmherzigkeit. Dieſen Beruf nun faßte Paulus vorzugsweiſe ins Auge. Er entwickelte den Gedanken für die damaligen Verhältniſſe und Bedürfniſſe der jungen Gemeinden in einem ſolchen Geiſte der Allgemeinheit, daß ſich die ewige Idee Chriſti darin Jedem erkenntlich, und allen Zeiten als Muſter abſpiegelt. Dem großen Apoſtel der Heiden war geſchriebenes und ungeſchriebenes Geſetz nicht allein gleich, gegenüber dem Evangelium, ſondern er erkannte auf ſeinem dornenvollen Pfade immer mehr, daß der wahre Fruchtboden der Botſchaft der ewigen Liebe die heidniſchen Stämme und Völker ſeien, nicht das durchs Ritualgeſetz gebundene und dadurch von der übrigen Menſchheit ſchroff getrennte und

aller Vereinigung abholde Judenthum. Jene waren durch keine gesetzliche Schranken beengt; ihre sittliche Befreiung war durch keine priesterliche Anmaßung oder Herrschaft über den Geist gehemmt, durch keine als Gesetz des Ewigen geltende Einrichtungen erschwert; ihr Gottesbewußtsein war durch keinen Volkgottesstolz verstockt, sondern ein nur verweltlichtes Menschheitthum. Sie hatten Sehnsucht nach Erlösung des Geistes, und Glauben an die Menschheit. Voran standen die Kinder des Geistes, die Hellenen, dann kamen die ernsten, der Wirklichkeit zugewandten Römer: aber auch die Barbaren waren nicht ausgeschlossen. Um so rührender ist des Paulus treue Liebe zu den Juden, denen er, obwol nicht Paläſtiner, sondern Cilicier, angehörte und mit Liebe anhing. Seine Liebe schaute die einstige Bekehrung der Juden und die volle Vereinigung der beiden getrennten Familien des Einen Hauses im Geiste: nach langen Kämpfen, die er im ahnenden Geiste kommen sah. Die ihm vorliegende Gegenwart behandelte er nach seinem obersten Grundsatze — dem Glauben — d. h. der freien, innern Zuwendung des Gemüthes zur Lehre und zum Leben des Evangeliums. Von innen heraus allein mußte das Christenthum seinen Weg durch die Welt machen: so sollte es auch die Abschaffung der Sklaverei und die Einheit der Ehe herbeiführen. Er sah voraus, daß die Monogamie, und die strenge, nur durch den Tod (leiblichen oder geistigen) auflösbare Ehe, mit Nothwendigkeit und von selbst sich aus der christlichen Würde der Frau entwickeln mußten: erst dann konnte die Lehre Christi von der Gleichheit von Mann und Frau vor Gott, und von der heiligen Einheit der Ehegatten innerlich verstanden werden. Nun hatte sich aber die heidnische und auch die jüdische Frau noch nicht als gleichberechtigte sittliche Persönlichkeit geltend gemacht. Wer jedoch ein Ge-

meindeältester sein wollte, mußte dem Geiste der Lehre Christi gemäß leben. Eben so sah Paulus das Aufhören der Sklaverei an als eine nothwendige Folge des Erlösungstodes Christi. Jesus hatte alle seine Brüder zur Freiheit geweiht und berufen: allein erst mußten die Sklaven innerlich frei werden von der Sünde, und ein höheres Ziel sich vorsetzen als die äußerliche Freiheit. Das Großartigste dabei ist, daß ihm, eben wie dem Petrus, dieses fortgehende Werk der Heiligung des Menschengeschlechts, ganz unabhängig war von der Ansicht über die Nähe oder Ferne des Weltendes. Christus kommt, und kommt als Weltrichter, das genügt: also heiligt euch (so lautet des Paulus Ruf) und umgestaltet Alles was in eurer Macht steht zu ändern, nach dem Vorbilde der Menschwerdung Gottes in Jesu. Ueber die erwähnte Nähe des Endes der Welt sprach er nur persönliche Ahnungen aus: dieser Punkt lag seinem Geiste wie seinem Berufe ferner.

In diesen Gedanken der Zukunft nun vertiefte sich bald nach Petrus und Paulus Tode der Jünger der Liebe. Der Seher der Apokalypse schaute mitten unter Verfolgung und am Vorabende des Falles Jerusalems, wie die Staaten, insbesondere das römische Weltreich, von einem Reiche der Gewaltthätigkeit und Tyrannei, des Eigennutzes und der Ungerechtigkeit, des Hasses und Neides, sich umgestalten sollten und würden zu einem Gottesreiche auf Erden, dessen Grundsatz Liebe, und in der Liebe Freiheit wäre.

Als vor drei Jahrhunderten die edelsten Geister und Völker das Verlangen nach einem geistigern, innerlichen Christenthume und Befreiung von Priesterherrschaft empfanden und sich zum freien Evangelium und zu dem Heilande persönlich hinwandten, da ward Paulus ihnen der Apostel des Glaubens in der gemeindlichen Ordnung, und trat als erster

Ausleger des Evangeliums und als Führer der Gemeinde wieder vor die Menschheit. Als Apostel unserer Zeit kündigt sich jetzt allen Herzen Johannes an, der Apostel der Liebe für die im Glauben an ihren Heiland stehende Gemeinde. Wie die Reformation nur die Befreiung des Geistes von Priesterherrschaft durch den Glauben sich vorsetzte, so tritt nun jene Idee des tausendjährigen Reiches an die Menschheit heran, als des Reiches, in welchem Christus auch das Staatliche und Volkliche regiert. Eine besonnene Auslegung der Apokalypse in Verbindung mit dem johanneischen Evangelium und dem ersten Sendschreiben, zeigt, daß die weitverbreitete Ahnung, wie dieses Reich uns und unsere Kinder unmittelbar angehe, im Wesen nicht auf Täuschung beruht. Denn was ist das Wesentliche darin? Die Apokalypse stellt in weltgeschichtlicher Sprache die Forderung auf, und zwar als unwiderrufliches Gebot der Weltordnung, daß das ganze volkliche und staatliche Leben der christlichen Gesellschaft sich umgestalte zur Freiheit auf dem Grunde frei dienender Bruderliebe. Das ist geschehen, das heißt, dazu ist seit drei Jahrhunderten wieder ein mächtig fortschreitender Anfang gemacht. Aber ist die Erfüllung wahr im Vergangenen, so ist in jenem Gesichte auch noch eine große weltgeschichtliche Zukunft verborgen: eine göttliche Warnung für die Einen, ein himmlischer Trost für die Andern. Diejenigen Nationen und Staaten, welche das Evangelium mit dem Munde bekennen, in ihrem Thun aber mit Füßen treten, werden untergehen in einer heranziehenden großen Weltumwälzung, welche die des römischen Reiches an Furchtbarkeit wie an bewußter Schuld weit übertreffen muß.

Das war der Erstling von des Apostels Glauben an die Gegenwart Gottes in der Geschichte. Aber Johannes über-

lebte die Zerstörung Jerusalems, welche, nach der vorherrschenden Ansicht der apostolischen Gemeinden, das erste Gericht Christi und das Zeichen seiner Rückkehr sein sollte. Die fast ausschließlich judenchristliche Muttergemeinde in Jerusalem verlor ihren Einfluß durch die Eroberung der Stadt: unter Hadrian hörte sie ganz auf. Antiochien mit seiner von Anfang an arisch gemischten Gemeinde trat an die Spitze des christlichen Bewußtseins. Indem so der arische Geist in Kleinasien, in Griechenland und in Rom die Oberhand gewann, entzündete sich aus der Zerstörung Jerusalems das Bewußtsein jener Fortdauer der göttlichen Weltordnung auf dieser Erde, welche der Seher der Apokalypse im dunkeln Gesichte geschaut. Damit war der Beruf gegeben, die Neue Welt auf unserer Erde zu gestalten nach dem Bilde und im Geiste des Erlösers. Für diesen Zweck ergänzte und berichtigte Johannes noch kurz vor seinem Tode die unterdessen Eigenthum der Gemeinden gewordenen Evangelien der Glaubensboten oder ersten apostolischen Missionare. Indem er den historischen Rahmen des Lebens Jesu im Lehramte gab und den Aeltesten der kleinasiatischen Gemeinden überlieferte, hinterließ er zugleich ihnen und allen Gemeinden und Zeiten die tiefern Reden des göttlichen Lehrers, welche in jenen katechetischen Ueberlieferungen nicht enthalten waren.

Als Johannes bald darauf, gegen Ende des Jahrhunderts, in Ephesus starb, waren die Gemeinden, insbesondere das in ihnen bereits vorherrschende arische Element derselben, ganz und gar auf die Leitung des Geistes Derjenigen angewiesen, welche Jesus weder gesehen noch gehört hatten. Ihr selbständiges Leben hebt also mit dem Anfange des zweiten christlichen Jahrhunderts an, wie das selbständige Leben der

Apostel mit dem Heimgange des Meisters zu seinem himmlischen Vater beginnt.

Die ausschließlich judenchristlichen Gemeinden der Christen in Palästina starben aus, indem sie sich als Nazarener von dem großen Strome des weltgeschichtlichen Christenthums abtrennten. An die Stelle der jüdisch-christlichen Gemeinde Jerusalems trat in der neuen Stadt, Aelia Capitolina, eine heidnisch-christliche, und ein Heidenchrist, Marcus, ward ihr erster Bischof. Der bereits oben erwähnte Sulpicius Severus sagt bei Erwähnung des auf jene Jacobusgemeinde ausgedehnten Verbotes, durch welches Hadrian nach dem Aufstande des Barkochba allen Juden den Aufenthalt in Jerusalem untersagte, die merkwürdigen Worte, welche von weltgeschichtlicher Wahrheit sind (Hist. Sacr. II, 31):

> „Dieses kam der christlichen Religion zu statten, weil damals fast alle (Christen Judäas) an Christus als an Gott glaubten unter Beobachtung des Gesetzes. Es war nämlich unter göttlicher Fügung so geordnet, damit die Dienstbarkeit unter dem Gesetze von der Freiheit des Glaubens und der Gemeinde hinweggenommen würde."

Dieses tiefe Wort gilt von allen judenchristlichen Gemeinden. Außer den neutestamentlichen Pflanzern und Pflegern des christlichen Gottesbewußtseins hören wir durchaus von keiner bedeutenden judenchristlichen Persönlichkeit weder im ersten, noch im zweiten und dritten Jahrhunderte. Der arische Geist, befruchtet durch die semitische Erkenntniß Gottes als des Ewigen, und durch den Glauben an seine erlösende Erscheinung im Menschen, trat mit dem vollen Bewußtsein der heiligenden Gegenwart Gottes in der Gemeinde mit nie geahnter Kraft unter blutigen Kämpfen in die Weltgeschichte ein.

# Erster Abschnitt.

## Das biblisch-apostolische Gottesbewußtsein der verfolgten Gemeinde.

Mehr als volle zwei Jahrhunderte war die Christengemeinde im römischen Weltreiche eine verfolgte, und als solche die heilige Opfergemeinde Gottes. Denn sie vertrat die frevelhaft verhöhnten unveräußerlichen Rechte der Menschheit, die Freiheit des Gewissens und seines Bekenntnisses, gegenüber ihrem allmächtigen Feind, dem Cäsarismus. Nach dem Untergange der jüdischen Hierarchie hatte sich das römische Kaiserthum, der Universalerbe aller andern Gewalten und aller Volksrechte, als Gott auf der Erde aufgerichtet, und den ersten großen europäischen Militär- und Polizeistaat gegründet, mit der Lüge der Gesetzlichkeit freier Regierungsformen an der Stirn und dem geschwungenen Schwerte in der Hand. Warum wollten die Christen ihre Knie nicht beugen vor den Göttern des Erdkreises? warum nicht einige Körner Weihrauch anzünden vor des Kaisers Bildniß? Das Blut der Bekenner, der standhafte ja freudige Tod von Zeugen des Geistes wie Ignatius von Antiochien und Polykarp von Smyrna, zeigte den Gemeinden

und der Welt den Sieg „des Glaubens, welcher die Welt überwindet". Die Menschheit begann sich wieder zu achten: Weiber und Sklaven beschämten Senatoren und Richter.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Bewußtseins von Gott in der Welt, welches sich in diesen Kämpfen und in der innern Gestaltung des Gemeindelebens entwickelte, werden wir in folgender Ordnung zur Anschauung zu bringen suchen. Wir werden zuerst die daraus hervorgehenden Keime der Herstellung einer sittlich freien staatlichen Gemeinde in der sich selbst gesetzlich regierenden Christenheit betrachten: dann die Umgestaltung des Anbetungsbegriffes und die daraus hervorgehende wahre Natur der Gottesverehrung, endlich die Anfänge der Offenbarung des Geistes im geschriebenen Worte, oder das christliche Prophetenthum des zweiten und dritten Jahrhunderts. Wie die beiden ersten Entwickelungsreihen überwiegend arisch sind, so ist es diese letzte ausschließlich.

Das Gottesbewußtsein in der Verfassung zeigte sich gleich anfangs in der Beseitigung der Idee eines Khalifats, eines in der Familie von Jesu fortgehenden erblichen Nachfolgerthumes, mit Jerusalem als der heiligen Stadt. Zwei der Brüder Jesu waren einander bei der Gemeinde in Jerusalem gefolgt, Jacobus und Judas: der Nachfolger des letztern scheint ebenfalls einer der Brüder gewesen zu sein. Die gründliche Zerstörung Jerusalems durch Hadrian machte dieser jüdischen Richtung ein Ende, wie überhaupt jener beschränkten Ansicht der Christenreligion als eines reformirten Judenthums mit fortbestehendem gesetzlichen Zwange und allem Drucke des Ritualwesens. Hätte diese Ansicht obgesiegt, so würde das Christenthum mit Jerusalem untergegangen sein, oder als jüdische Sekte mit Zulassung der übrigen Menschheit zu „Proselyten der Gerechtigkeit" ein kümmerliches Dasein gefristet haben. Daß diese

Beseitigung aller ungeistigen semitischen Formen nicht zufällig war, sondern aus dem innersten Leben der Gottesgemeinde floß, beweist die Verfassung, welche sich in den christlichen Gemeinden, wie mit göttlichem Triebe, alsbald über den ganzen Erdkreis entwickelte.

Außerhalb Palästinas hatte sich nämlich von Anfang an, ausgehend von Antiochien, der wahren Hauptstadt Asiens, auf Grund einestheils der Synagogeneinrichtung, anderntheils des griechischen freien Municipallebens, aus der Einheit des Gottesbewußtseins ein trotz äußerer Verschiedenheiten einheitlicher Typus der allgemeinen christlichen Gemeinde gebildet. Ein Senat „die Aeltesten" verwaltete die gemeindlichen Angelegenheiten, unterstützt durch die Diakonen in Armen- und Krankenpflege: aber keine gesetzgebende Maßregel konnte gefaßt werden ohne Zustimmung „der Brüder", gerade wie es bei der apostolischen Versammlung in Jerusalem gehalten war, wo „der Geist Gottes" in dem Beschlusse der vollen Versammlung, der Gemeinde, sich ausspricht (Apostelg. XV, 22, 28). Der Geist der Christenheit blieb unbeirrt von dem spätern Treiben der rückläufigen Judenchristen und den zeitweiligen Schwankungen von Petrus, so wie dem innerlichen Widerstreben des Jacobus. Schon zu Johannes Zeit hatte sich gegen Ende des ersten Jahrhunderts das Bedürfniß herausgestellt, an die Spitze einer Stadtgemeinde einen verantwortlichen Führer zu haben, welchem man den gewöhnlichen griechischen Namen der Verwaltungsbeamten, Episcopus (Superintendens, Aufseher) beilegte. So finden wir also bei den meisten historischen Gemeinden schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts Bischöfe an der Spitze: aber mit den Aeltesten zur Seite, und mit voller Anerkennung der Oberhirtlichkeit der Gemeinde der Brüder.

Diese Ordnung war gemäß dem oben bereits betonten Ausspruche des Herrn:

„Höret er dich nicht, so nimm noch Einen oder Zwei zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. Höret er diese nicht, so sage es der Gemeinde: höret er auch die Gemeinde nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner. Wahrlich ich sage euch, was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein." (Matth. XVIII, 16—18.)

Was also die verfassungsmäßige Gemeinde in Gottes Namen freispricht oder verurtheilt, wird im Geiste Gottes geurtheilt sein und als richtig sich bewähren. In diesem Sinne verstand und übte die Gemeinde den wahren Sinn jenes Spruches von den Schlüsseln, und das ist das Gottesbewußtsein der apostolischen Zeit.

So waren denn die Elemente des vollkommenen Staates dieselben, welche die größten Philosophen des Alterthums als Verbesserung der demokratischen oder aristokratischen Republik und als Schutz gegen den Despotismus dargestellt hatten, dabei zugleich sich nicht verbergend, daß eine solche Vereinigung etwas mehr zu Wünschendes als zu Hoffendes sei. Die alten Bischöfe sind Vorbild und Vorgänger des germanischen Königthums, welches in England zur vollen Durchbildung in einem Weltreiche gelangt ist: frei in ihrer Sphäre, aber in der Gemeinde stehend.

Die Gemeinde kann hiernach gar wol als „Mutter" gedacht werden, wie die Hauptstadt einer staatlichen Gemeinde bei den Griechen Metropole (Mutterstadt) heißt. Aber mit jenem Worte ist der Geist Gottes gemeint, welcher jener Gemeinde einwohnt. Das Wort für Geist ist im Hebräischen und Aramäischen weiblich, weshalb auch im Evangelium der Hebräer, welches in Christi und der Jünger Landessprache verfaßt war, Jesus

diesen Geist „seine Mutter" nennt. Es ist die göttliche, ewige Kraft gemeint, welche das Ganze zusammenhält, indem sie die einzelnen Mitglieder und die einzelnen Gemeinden zu der Einheit einer Gottesgemeinde aufbaut. Hiernach ist eine der schwierigsten Stellen der Apokalypse zu erklären. Wer ist in der Offenbarung (XII, 1—6) die mit strahlender Sternenkrone aller zwölf Stämme geschmückte schwangere hohe Frau, welche sich in die Wüste rettet? und wer ist das Kind, das durch göttlichen Schutz der Verfolgung entrückt wird? Offenbar nicht Maria und Christus: denn Christus ist längst zum Vater heimgekehrt, der Fall Jerusalems steht vor der Thür. Die Mutter wird während der schlimmsten Zeit beschützt: sie ist also die jüdische Christengemeinde, die Muttergemeinde für die zerstreuten Gläubigen der zwölf Stämme und ihre Genossen. Sie ist in der That die Muttergemeinde der Heidenchristen, aber erst diese Gemeinde der Völker wird die Welt überwinden. Diese nun ist das in den Himmel entrückte Kind, welches „die Heiden mit eisernem Zepter" regieren wird. Noch ist sie Kind: aber in ihr ist der volle, wahre Christus geboren, der Erneuerer der Heidenwelt, der Besieger der Weltherrscher, welche nach dem Gesicht Jerusalem zerstört haben, und bald in der That zerstören werden.

In diesem Sinne also ist die Gemeinde Mutter, wie die göttliche Geisteskraft, welche sich in ihr offenbart. Nie aber heißt der Bischof, auch der größten Gemeinde, „Vater" (Abbas, Papa); es ward empfunden, daß dieses im grellsten Widerspruche stehen würde mit jenem ausdrücklichen Verbote des Herrn an seine Jünger, keinen Menschen „Vater" zu nennen.

Es liegt schon in der Idee der gesetzlichen, regierungs- und bildungsfähigen Freiheit an sich ein Gottesbewußtsein: denn

dieſe Freiheit iſt das von Gott ſelbſt geſteckte Ziel der Menſchheit, als die einzige ſittliche Form der Regierung menſchlicher Gemeinſchaften. Aber dieſes Gottesbewußtſein trägt ſein göttliches Siegel noch ſtärker auf der Stirn, wenn die angeſtrebte Freiheit unmittelbar die des Geiſtes, wenn das Ziel die Bewährung jener Freiheit des Gewiſſens und ihrer Bethätigung im Gottesdienſte iſt, ohne welche dem Chriſtenthum, als der wahren Religion, die Lebensluft fehlt. Daß der Gottesgeiſt, nach Jeſu Verheißung, bei jener Geſtaltung der Gemeinde war, zeigt ſich dadurch, daß dieſer Typus der Verfaſſung ſich erhielt nach der Jünger Tode, trotz der umbildenden Entwickelung. Die alte chriſtliche Gemeinde iſt nie ohne das Amt geweſen, d. h. des Regierens: denn das Reden (alſo Predigen) in der Gemeinde, ſteht allen Brüdern frei, ſo wie beim Abhalten des Liebesmahles alle Aelteſten, unterſtützt von der Handreichung der Diakonen, gleiches Recht hatten. Die Aufnahme von Gemeindegliedern war ebenfalls eine Gemeindehandlung: die Ablegung des Taufgelöbniſſes war perſönliche Handlung vor ihr, unter Leitung der Aelteſten, mit Berufung auf die Gemeindeglieder, welche den Täufling während der mehrjährigen Prüfungszeit gekannt und beobachtet hatten: das Siegel der Aufnahme war die Zulaſſung zum Brudermahle. Bei der Taufe ſelbſt gelobte der Jünger am Glauben zu halten, wie ihn die Gemeinde kannte. Die urkundlich älteſte Form iſt die in der Kirche von Alexandria damals übliche, welche wörtlich auf folgende älteſte Faſſung zurückkommt*):

Ich glaube an den einigen, wahren Gott, allmächtigen Vater:
Und an ſeinen eingeborenen Sohn, Jeſus Chriſt, unſern Herrn und Heiland:
Und an den heiligen Geiſt, der da Leben gibt.

*) „Hippolytus“, 2. Edition, V. I, p. 97.

Aus dieſer allmälig erweiterten Taufformel erwuchs erſt im fünften Jahrhundert das gottesdienſtliche Credo, oder das ſogenannte apoſtoliſche Glaubensbekenntniß.

Dieſes Bild der Gemeinde, als der erſcheinenden Wohnung des heiligen Geiſtes ſpiegelt ſich weltgeſchichtlich ab in der Einrichtung des Gottesdienſtes. Der gottesdienſtliche Raum war ein Saal: ſeine ſchönſte, geſchichtliche Darſtellung iſt die Baſilika, der Volks- und Gerichtsſaal der Alten Welt, mit der Richterbühne am Ende. Alſo der Typus der bürgerlichen (nach gewöhnlichem Sprachgebrauche, der weltlichen) Gemeinde war was ſich der Geiſt des chriſtlichen Volkes erwählte, nicht die jüdiſche Tempelform. Der Verſammlungsort der bürgerlichen Gemeinde wird bedeutſam, die heilige Stätte der religiöſen: aber Tempel Gottes iſt die Gemeinde ſelbſt, das Wohnhaus des heiligen Geiſtes, das wahre Heiligthum. Im hintern Ausbau der Baſilika ſaßen ſtatt der Richter, die Aelteſten: für den Biſchof, wo ein ſolcher war, ward ein erhöhter Seſſel (Kathedra) in der Mitte des Ausbaus (der Apſis, Tribune) aufgeſtellt.*) Von jenem Ausbau aus, wo die Sitze waren, oder, bei der Abendmahlsfeier, ein wenig weiter vorwärts, vom Communionstiſche her, redete der Prediger. Von da hatte der Sprechende die ganze Gemeinde vor ſich, wurde von Allen geſehen und ſprach mit Leichtigkeit Allen vernehmlich. Aber das Weltgeſchichtliche iſt und bleibt, daß aus dem Tempel nun nicht blos eine, unter und neben dem Tempel von Jeruſalem beſtehende, Schule (Synagoge, Verſammlungsraum) geworden war, ſondern ein ſelbſtändiges Heiligthum, deſſen Mitte die Gemeinde füllte, nicht die Prieſterſchaft, und in deſſen Hintergrunde nicht das verhüllte oder durch eine Wand getrennte Bild

*) Bunſen, „Die Baſiliken“.

oder Symbol der Gottheit stand, sondern die Sprecher der Gemeinde, die Verkündiger der frohen Botschaft saßen. Wenn das Brudermahl beginnen sollte, gesellten die Mitglieder des Vorstandes sich zu der Gemeinde: der Tisch des Gemeindemahls stand im Schiffe der Basilika, zwischen Volk und Geistlichkeit, zwischen der Gemeinde und Denen, welche den heiligen Dienst bei ihr hatten.

Also die gegenwärtige Gottheit der anbetenden Gemeinde war der Geist, seine Darstellung die erscheinende und doch nicht persönlich dargestellte Gemeinde, die Gottesträgerin. Sie war die ihrer Naturſymbolik entkleidete Weltträgerin des Furchtbaren, die Esche der Germanen, eben sowol als sie die Wesenheit der von ihrer Thiersymbolik befreiten Bundeslade der Stiftshütte war. Gott, der bewußte Geist, war in der Gemeinschaft offenbar geworden. Das war die wahrhafte Gegenwart Christi, das der wahre Leib des Herrn. Der Geist des Ewigen und der Geist des Sohnes schwebte über der Gemeinde. In diesem Bewußtsein der unmittelbaren Gegenwart Gottes in der Gemeinde legte der im Glauben Unterrichtete und Gläubiggewordene sein Gelübde ab: in diesem Bewußtsein erneuerte sie selbst das Gelöbniß beim Brüdermahle und gab den eigenen Willen hin, in dankbarer Erinnerung an den erlösenden, befreienden Tod Jesu. Aus einem Abendmahle war diese Feier, wol auf Paulus Rath und durch die Macht des Geistes, ein Morgenmahl geworden, und allmälig, ganz getrennt von den Agapen oder Liebesmahlen, ein symbolischer Genuß von Brot und mit Wasser gemischtem Wein. Mit seiner sonntäglichen Feier verknüpfte sich das geistige Lob- und Dankopfer, anschließend an das von Christus nur gehobene und vergeistigte Lob- und Dankgebet, welches der jüdische Hausvater beim Brechen des Brotes, und später,

nach dem Hauptessen, beim Vertheilen des Weines sprach. Dieser Dank aber gipfelte in dem geistigen Opfer, dem Hingeben des eigenen, selbstsüchtigen, endlichen Willens in den göttlichen. Sein Ausdruck war noch später (wenigstens bis zum fünften Jahrhundert) ein freies Gebet: es durfte nicht abgelesen werden: der Aelteste, welcher den Geist des lauten, gemeindlichen Gebetes nicht hatte, sprach nach der Pause stillen Gebetes den Segen, das Gebet des Herrn, als Segnung und Weihung der Gemeinde, welche dem Ewigen sich heiligen, d. h. weihen, ganz und gar ergeben wollte. Diesem Gebete des Herrn (den Bitten des Vaterunsers) antwortete die Gemeinde durch die sogenannte Dorologie (Lobpreisung), welche deshalb in den spätern Handschriften der Evangelien als Schluß des Gebetes des Herrn dem ursprünglichen Texte hinzugefügt wurde. In den drei ersten jener Bitten war Alles zusammengefaßt, was in dem Augenblicke feierlichsten Gelöbnisses jedem Anbetenden in der Seele wohnte:

Geheiligt werde dein Name:
Dein Reich komme:
Dein Wille geschehe auf Erden wie (er geschieht) im Himmel.

Darin liegt der Kern des ganzen christlichen Bewußtseins von Gottes Gegenwart und Wirkung in der Geschichte!

Schon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts ward bei diesem Gemeindegottesdienste ein christlicher Hymnus gesungen, welcher kein anderer sein kann als der im zweiten Jahrzehende von Plinius in seinem Bericht an Trajan erwähnte. Es ist das sogenannte Gloria der westlichen Kirche. Die Handschrift der griechischen Bibel im britischen Museum, die griechischen Kirchenbücher, und die der lateinischen (in welche

Hilarius 380 ihn einführte), geben ihn in verschiedener Weise, und aus ihrer Kritik ergibt sich folgender älteste urkundliche Text*):

Ehre sei Gott in der Höhe,
Und auf Erden Friede unter den Menschen des Wohlgefallens.

Wir preisen dich, wir loben dich, wir beten dich an:
Wir danken dir für deine große Herrlichkeit.
O Herr, himmlischer König, allmächtiger Vater;
O Herr, Herr Gott! Eingeborener Sohn:
Jesus der Christ!
Der du hinwegnimmst die Sünden der Welt:
Erbarm dich unser!
Der du hinwegnimmst die Sünden der Welt:
Erbarm dich unser, nimm an unser Gebet.
Der du sitzest zur Rechten Gottes, des Vaters:
Erbarm dich unser.
Denn du allein bist heilig:
Du allein bist der Herr, Jesus der Christ,
Zur Verherrlichung Gottes des Vaters:
Amen!

„Sie singen früh ein Loblied dem Christus als einem Gotte", sind Plinius Worte: „Morgenhymnus" heißt der Gesang bei der ältesten griechischen Kirche. Der Inhalt des hier in seiner ursprünglichen Form dargestellten Lobgesanges der Kirche des Morgenlands entspricht jener Bezeichnung des Plinius. Christus ist mit dem Ewigen der Gegenstand der Anrufung und des Preises; die Erwähnung des heiligen Geistes ist nachweislich ein späteker Zusatz. Er ist eben der durch den Mund der Gemeinde redende, jener Gemeinschaft des Vaters und Sohnes bewußte Gott. Die beiden ersten Verse (der

*) „Hippolytus", 2. Edition, Vol. I, p. 50. (Third Book of the Church and House Book.) Vgl. die deutsche Ausgabe, II, 97 fg.

Lobgesang der Engel bei Lucas II) sind gleichsam der Text zu dieser erweiternden, christlichen Begeisterung: die Form ist die der jüdischen Psalmodie: es ist ja semitischer Geist, der hier dichtet.

Von gleichem Alter, oder gewiß nur wenig jünger ist die sogenannte Doxologie, welche bis zum nicänischen Concil in einer doppelten Form gebräuchlich war:

Ehre sei dem Vater in dem Sohne durch den heiligen Geist.

Oder:

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste.

In diesen urkundlichen Formeln der anbetenden Gemeinde des zweiten und dritten Jahrhunderts offenbart sich das treue Halten an die im Evangelium ausgesprochene Einheit des Ewigen mit der vollkommenen, endlichen Persönlichkeit Jesu und mit der Gemeinde der Gläubigen, welche die ganze gläubige Menschheit umfaßt. Sie sprechen also das vollste Bewußtsein der wesentlichen und maßgebenden Gegenwart des Göttlichen in dem Menschengeiste aus, nach jener Doppelheit der Person und der Gemeinde.

Derselbe rein schöpferische Geist offenbart sich auch in der Gestaltung der einzelnen Bestandtheile und Anordnung der neuen Anbetung der Menschheit. Suchen wir uns Rechenschaft zu geben von Dem, was zu einem besonnenen, gottbewußten, gesunden Gottesdienste vom Standpunkte jenes Bewußtseins Jesu gehört; so müssen wir als Gipfel wol jenes Gelübde der dankbaren Liebe ansehen. Das Wesen des Christenlebens ist Hingebung in den göttlichen Willen, die fortdauernde Erneuerung dieses Gedankens in dankbarer Liebe ist was uns noth thut, bei der fortdauern-

den Einwirkung der Selbstsucht, Sinnlichkeit und Welt, und bei den täglich sich erneuernden Anforderungen, welche jeder menschliche Beruf an die Opferwilligkeit des gottergebenen Menschen macht. Damit aber hieraus doch nicht wieder etwas nur Förmliches, also Aeußerliches entstehe, wird die Gemeinde zweierlei bedürfen: geistige Belehrung und sittliche Anregung. Die Belehrung wird sie aus der heiligen Geschichte der Menschheit schöpfen, deren Mittelpunkt die Person Jesu, also das Evangelium ist. Dabei aber wird sie Gesetz und Propheten, als die Kunde der vorbereitenden Heilsanstalten Gottes nicht ausschließen. Auch darf die Erklärung und Anwendung dieses überlieferten Wortes durch den Geist nicht fehlen. Der Ausleger wird also Prediger sein: er wird, wie die alten Propheten, den verborgenen Geist aus dem Geschriebenen erwecken und der Gemeinde ans Herz legen. Die Gemeinde endlich wird ihre Zustimmung und ihre Theilnahme in gemessener, einfacher, vernünftiger, also schöner Form aussprechen: sie weiß aus der Schrift, daß der Ewige ein Gott der Ordnung ist, und daß die Geister der Propheten den Propheten unterthan sind.

Alle diese Elemente finden sich nun wirklich im ältesten Gottesdienste zusammen, und zwar in der natürlichsten Ordnung: Verlesung, Predigt, Gelöbniß. Solange Lobgesang, und dabei das feierliche Erinnerungsmahl des erlösenden Todes des Herrn sonntäglich gefeiert wird, wird sich das Lob- und Dankopfer am naturgemäßesten daran anschließen: und so geschah es. Das mit jedem der drei Theile verbundene Gebet wird bald ein stilles, bald ein lautes sein: dieses wiederum bald ein antwortendes Wechselgebet, in Psalmenform, bald nur von dem Vorsteher oder Prediger gesprochen, als im Namen der Gemeinde, welche darauf mit Ausdruck ihres Wunsches und Glaubens (Amen!) antwortet. Jede

dieſer Formen hat ihre eigenthümliche Stelle und Beſtimmung. Wirklich finden ſich alle in der Anbetung der verfolgten Kirche, und zwar mit dem vollen Gottesbewußtſein des Chriſten: denn ſie folgen auf einander in zweckmäßigſter Ordnung. Das Gebet überhaupt wird keineswegs vorherrſchend als Bitte betrachtet, ſondern als Gelöbniß (welches wirklich die urſprüngliche Bedeutung des griechiſchen Wortes iſt), und alſo überhaupt als lobpreiſendes Bekenntniß des dankerfüllten Herzens.

Wir fragen vergebens nach den Namen der älteſten Ordner dieſer Feier: und zwar deswegen, weil offenbar die Gemeinde, der gemeinſame Geiſt, dabei thätiger war als Einzelne: dieſe waren nur ihr Organ.

Die großartigſte Schöpfung auf dieſem Gebiete iſt die Idee des heiligen Jahres oder des Gemeindejahrs. Wir finden dieſe Anſchauung ſchon im dritten Jahrhundert in ihren Hauptzügen als ein Beſtehendes. Die darauf gegründete Anordnung und Einrichtung der Verleſung muß alſo in die Anfänge der ariſchen Gemeinde gehören. Leider iſt auch hier die Ausführung in der ſpätern Kirche ſehr unvollkommen: die leitende Idee ward nicht in ihrer ganzen geiſtigen Bedeutung und Tiefe aufgefaßt, als man an das Feſtſetzen ging. Wir ſtellen ſie rein geſchichtlich dar, wenn wir ihre Entwickelung in folgender Weiſe ausſprechen.

Der gegebene Mittelpunkt, der Kern jenes geiſtigen Bildungsverlaufs, war das Feſt des Leidens, die chriſtliche Paſſahfeier, gebunden an den Vollmond des erſten Mondes, nach der Frühjahrs-, Tag- und Nachtgleiche: wobei man natürlich bald den Leidenstag (Freitag), bald den Auferſtehungstag (Sonntag) als Hauptpunkt faſſen konnte. Damit war Pfingſten gegeben, die Feier jenes großen Ereigniſſes, als durch die Ausgießung des Geiſtes, am funfzigſten Tage (Pente-

koste) nach Ostern die Gemeinde gegründet und geweiht wurde. So stehen also zwei Lebenspunkte fest, der Gipfel des Lebens Christi, und der Anfangspunkt des Lebens der Gemeinde. Der vor dem Ostereignisse liegende geschichtliche Anfang des Lebens Jesu war die öffentliche Weihe zum Lehramt, die Taufe, welche Theophanie oder Epiphanie (Gotteserscheinung, Erscheinung) genannt ist. Es war den Christen aber aus den evangelischen Berichten gewiß, daß dieses Ereigniß in den Anfang unsers Jahres fiel, einige Monate vor der Passahzeit. Was nun war natürlicher bei jenem Gottesbewußtsein der forschenden und anbetenden Gemeinde, als daß man den unmittelbar vor Ostern liegenden Theil dieser etwa dreimonatlichen Zeit vorzugsweise der Betrachtung des Leidens Jesu widmete? Die Hauptabtheilung dieser Zeit ist also die in die des Lehrens und die des Leidens Jesu. Denn die große Fuge im Baue der katechetischen Darstellung des Lebens Jesu bei den ersten Glaubensboten (Evangelisten) ist da, wo der Bericht über jenen letzten Zug eintritt, welchen Jesu von Galiläa nach Jerusalem im vollen Bewußtsein des ihm dort bevorstehenden Todes unternahm.

In der That ist die Leidenszeit (Passionszeit) der nächste Bildungspunkt in jenem organischen Baue. Damit war gegeben, daß der erste Theil jener drei Monate vorzugsweise der Betrachtung des ersten Theiles der (dritthalbjährigen) öffentlichen Lehrzeit gewidmet wurde.

So hatte sich also ungefähr die erste Hälfte eines Sonnenjahrs als Bild der mit Christus Erscheinung und Lehren beginnenden Offenbarungen in vier Abtheilungen gestaltet:

Epiphanienzeit — Leidenszeit — Osterzeit — Pfingstzeit.

Wie das Bewußtsein wuchs, daß das Leben Jesu sich fortsetzte in der Gemeinde, auf dieser Erde, mußte Pfingsten sich als Anfangspunkt einer neuen Periode der heiligen Geschichte

darstellen für die Hauptmasse der andern Hälfte des Sonnenjahrs. Dieses Bewußtsein wurde damit mehr und mehr ein weltgeschichtliches und vorschauendes. Was war natürlicher als daß hierbei nun zunächst hervortrat und sich zur Darstellung drängte jener Gegensatz zwischen der streitenden und der vollendeten, der harrenden und der schauenden Gemeinde? Gehen darauf doch auch die letzten Reden Jesu vor dem Leiden bei den drei katechetischen Evangelien. Damit war also schon gegeben, daß am Ende des gemeindlichen Jahres die Vollendung, die letzten Dinge, oder mit andern Worten Tod und ewiges Leben, Ende des Irdischen und Eingang in das Ewige, Gegenstand der Betrachtung der anbetenden Gemeinde wurden, als der Gemeinde des Reiches Gottes in der Menschheit.

Man könnte hiernach vermuthen, daß man dieses Ende habe zusammenfallen lassen mit dem Ende des bürgerlichen Jahres. Allein wenn man der leitenden Idee etwas tiefer nachgeht, findet man bald, daß dieses nicht möglich war. Christus hat sich nicht abgesondert von der Entwickelung des Reiches Gottes, sondern vielmehr sich als Vollendung jener mit der Schöpfung beginnenden Offenbarung erkannt, welche dann für die Juden in den Epochen von Abraham, Moses und den Propheten fortläuft. Nun waren ja die Bücher des Alten Bundes die älteste heilige Schrift der Christen; sie sollten durchforscht werden, und wurden durchforscht als die vorbereitenden und hindeutenden Heilsanstalten für die Verkündigung der guten Botschaft. Auch begann die gemeinsame Anbetung der Gemeinde vom ersten Ursprung an mit Belehrung aus Gottes Wort als Dem, was der Gemeinde gegeben, dargeboten wurde, und was ihr leitend und maßgebend sein sollte. Es mußte also, in dem Laufe des Sonnenjahrs, auch jener vorbereitenden Offenbarung eine Zeit der Betrachtung

gewidmet werden. So entstand die Adventszeit, als Schluß des bürgerlichen Jahres. Es findet sich früh ein Zeitraum, bald von zehn, bald von sieben, bald von vier Wochen vor dem Beginne des Jahres und der Betrachtung des Lebens Jesu, ursprünglich nur von der Theophanie, also von der Taufe an, der Betrachtung der vorbereitenden Heilsordnung des Alten Bundes angewiesen. Damit war denn auch die Dreitheiligkeit der Weltgeschichte vom Mittelpunkte des hingebenden, erlösenden Todes Christi ausgesprochen. Man kann diese Dreitheilung am einfachsten so darstellen:

| Rüstzeit. | Christzeit. | Gemeindezeit. |
|---|---|---|
| (Advent.) | (Weihnachten bis Himmelfahrt.) | (Pfingsten bis Schluß des Gemeindejahrs.) |

Dieser ganze Bildungsverlauf ist von bleibender weltgeschichtlicher Wichtigkeit: denn er ist die Wahrheit und Wirklichkeit Dessen was den semitischen und arischen Naturreligionen vorgeschwebt hatte als das große Weltenjahr in den göttlichen Kämpfen des Sonnenjahrs. Ein solches Siegel des weltgeschichtlichen Bewußtseins kann nur die Weltreligion, die Religion der gottesbewußten Menschheit haben. Und diese Einrichtung ist nicht die Frucht des Nachdenkens eines Einzelnen, sondern sie ist durch eine ursprüngliche That des Geistes Christi, als der offenbar gewordenen Gottheit in der Gemeinde entstanden: auch ist sie, trotz ihrer höchst unvollkommenen Ausbildung und alles Misverstandes, nie wieder untergegangen.

Ein Wunder ist hier, eine schöpferische Kraft des Geistes: aber kein Mirakel: eine Geschichte ist da, kein Mythus, aber auch keine Legende.

Wir können jetzt nachweisen, daß dieser ganze Verlauf der Gemeindebildung sich bereits in der ersten Hälfte des zwei-

ten Jahrhunderts in vollem Gange befand. Damit war die lebendige Grundlage abgeschlossen für die freisinnigen Ausströmungen, Thaten des Gottesbewußtseins der Einzelnen, welche sich als Leiter der Gemeinden und als Propheten ihres Gottesbewußtseins erwiesen.

---

Wir sind somit zur zweiten Abtheilung des Gottesbewußtseins der verfolgten Gemeinde gelangt, der unmittelbar nachapostolischen. So wenig als die Apostel die Fortsetzung des in sich vollendeten und abgeschlossenen Lebens und Gottesbewußtseins Jesu sind, so wenig darf man die Propheten des ersten arischen Gottesbewußtseins als die Fortsetzung des Gottesbewußtseins der Apostel und Evangelisten betrachten. Sie sind vielmehr die ersten Organe des in apostolischem, also hebräischem Boden gewachsenen, und dann in der arischen Welt sich entwickelnden Bewußtseins von Gott. Bei den Aposteln trat die irdische Wirklichkeit in den Hintergrund: ihr Beruf war, Kunde und Zeugniß zu geben von Christus: Christus der Prophet und Erlöser, Christus der Vollendete und bei Gott Verklärte und Christus der Weltrichter, war ihr Anfang und Ende. Jetzt hingegen galt es mit diesem Sauerteig die ungeheure griechisch-römische Welt zu durchdringen, jene Verkündigung als die gottgegebene Grundlage im Geiste geltend zu machen. Der Geist ließ die Gemeinde erkennen, daß das Evangelium eine That und Geschichte sei und nicht eine Lehre, noch weniger ein Gesetz. Aber der Propheten bedurfte er. Und welche bisher nie geahnte Gefahren umlagerten die glorreiche Bahn, die mit dem Tode des letzten Apostels sich dem arischen Geiste eröffnete! Er war ja der Prophet der Alten Welt gewesen, in Wissenschaft und Kunst: wird unter seinen Händen

den die jüdiſche Vorausſetzung des Evangeliums, die Idee des Ewigen ſich nicht wieder verflüchtigen? Wird die Unkunde der Sprache des Alten Bundes nicht eine noch größere Verdunkelung und Verwirrung herbeiführen als der Formalismus der jüdiſchen Schriftgelehrſamkeit gethan hatte? Wird der ſpeculative Geiſt die Einheit von Vater, Sohn und Geiſt rein feſthalten, und ſich dabei weder in Myſticismus noch in Dogmatismus verwickeln? Und wie ſoll er den Hellenen und Römern die Erſcheinung des Ewigen in einem gekreuzigten Barbaren philoſophiſch glaublich machen? Ja, auch nur hiſtoriſch. Bis dahin gab es in der Menſchheit ſo wenig eine geſchichtliche Wahrheit für das Religiöſe, als einen im perſönlichen Gottesbewußtſeins der Menſchenbruſt ruhenden und durch daſſelbe verſtändlichen, überzeugenden philoſophiſchen Glauben. Was iſt Wahrheit? fragt Pilatus. Was kann der Barbar uns lehren! ruft der Athener aus. Hören wir die Antwort der ariſchen Propheten des Chriſtenthums im zweiten und dritten Jahrhundert.

# Zweiter Abschnitt.

## Das Gottesbewußtsein der Propheten der verfolgten Gemeinde.

### 1. Ignatius († 117).

Bereits im ältesten arischen Führer und Bekenner, Ignatius, Bischof der Gemeinde der Hauptstadt Asiens, Antiochien, der Muttergemeinde alles außerpalästinischen Christenthums, finden wir einen höchst merkwürdigen Keim des christlich-arischen Bewußtseins von der Geschichte Gottes in der Menschheit. So lautet der Schluß des Epheserbriefes, des Gipfelpunktes der geistigen Erhebung des Propheten Antiochiens:

„Mein Geist beuget sich in den Staub vor dem Kreuze, welches da ist ein Aergerniß für die Ungläubigen, uns aber Errettung und ewiges Leben. Drei Dinge wurden verborgen vor dem Fürsten dieser Welt: die Jungfrauschaft der Maria, und die Geburt und der Tod des Herrn: drei lautrufende Geheimnisse wurden vollbracht in Gottes stiller Ruhe und verkündigt vom Stern. Als der Sohn hier auf Erden offenbar wurde, verschwand jede magische Gewalt, alle Bande wurden gelöst, und das alte Reich und die Unwissenheit der Bosheit ward zerstört. Von da an ward Alles zusammen in Bewegung gesetzt, denn die Vernichtung des Todes war beschlossen, und das bei Gott Vollendete nahm seinen Anfang.“

Der Grundgedanke ist also, nach unserer jetzigen Ausdrucksweise etwa dieser. Jesu freiwilliger Opfertod hat zur Verherrlichung des Geheimnisses der göttlichen Weltordnung geführt, welches die gottfeindliche Macht der Selbstsucht nicht hätte errathen können, nämlich daß das Höchste kommen sollte aus tiefster Erniedrigung. Der Stern, welcher die Magier nach Bethlehem leitet, der Heiden Erstlinge, verkündigt dem Weltall das in der ewigen Stille Gottes Beschlossene und Bewerkstelligte. Damit begann eine neue Entwickelung des göttlichen Geistes, eine neue Lebenskraft ward der Menschheit mitgetheilt: was bei Gott ewig beschlossen und vollendet ist, fing an auf der Erde seine zeitliche Entwickelung zu haben. Der Geist, der sittlich-vernünftige, gottvereinte Wille ward Mittelpunkt des Bewußtseins von Gott in der Geschichte.

### 2. Basilides und Valentinus.

Ein jüngerer Zeitgenosse des Ignatius, Basilides, der ägyptische Hellene, und sein jüngerer Genoß und Mitarbeiter an der Gründung einer christlichen Wissenschaft (Gnosis), Valentinus, der syrische Hellene, der Mann vom göttlichen Genius, wie Hieronymus ihn nennt, versuchten eine christliche Philosophie zu gründen, welche allerdings auf eine Philosophie der Weltgeschichte vom Standpunkte des Gottesbewußtseins hinging. Auch ist die Behauptung, daß sie wirklich die Gründer einer solchen seien, insofern richtig, als beide davon ausgingen, daß im Weltall Ein Gesetz walte, dem alle Wesen unterthan seien, und daß das oberste Gesetz die Liebe sei. Basilides selbst, dem man sonst finstern Fatalismus zuschreibt, sagte, die Liebe müsse Alle umfassen, weil Alles zu Allem in einem gewissen Verhältnisse stehe (Alles Allem verwandt sei).*)

*) Clem. Strom. IV, 508. Neander, Kirchengesch. I, 699.

Aber so wie man darüber hinausgeht, wird jene Behauptung keineswegs gerechtfertigt durch die urkundlichen Nachrichten von dem persönlichen System jener beiden Männer, welche wir namentlich durch das Werk des Hippolytus erhalten haben. Zuerst vermochten beide nicht den Dualismus, oder den Kampf des guten und bösen Prinzips zu überwinden: sie gelangten nicht, am wenigsten aber Basilides, zu einem Bewußtsein der sittlichen Freiheit der Selbstbestimmung und der Liebe Gottes in der Menschheitentwickelung. In Folge der nicht gebüßten Sünden in einem frühern Dasein (sagt Basilides) verfolgt den Menschen Schmerz und Leiden. So wenig verstand er den göttlichen Grundgedanken der Erlösung, daß er auch Jesu Leiden und Tod als Strafe betrachten zu müssen glaubte, obwol er ihm als Erlöser aller Menschen annahm. Zweitens ist die philosophische Methode der Gnostiker ein Gemisch mythologisirender und dialektischer Gegensätze (Aeonen), ihre exegetische aber eine höchst willkürliche und gewaltsame. Endlich zeugen ihre geschichtlichen Annahmen eben sowol von Unkenntniß und Willkür wie ihre physikalischen.

Man kann ihr Verhältniß zur Bibel dabei auf zwei einfache Sätze zurückführen. Ihre reine Speculation über das Wesen Gottes ist ein Versuch, den Prolog des Johannesevangeliums zu systematisiren, und ihre Anwendung auf das weltgeschichtliche Gottesbewußtsein ist ein ähnlicher Versuch, in Bezug auf die vereinzelten hier einschlagenden Aussprüche des Apostels Paulus. Aber wie dort der Dualismus nicht überwunden wird, so erscheint hier der Gegensatz von Evangelium und Gesetz als ein unbedingter.

Allerdings sah Basilides die Schöpfung des Menschen als den Durchbruch des ewigen Rathschlusses der göttlichen Liebe an, und die Geschichte der Menschheit als den Spie-

gel der allmäligen Entwickelung der geistigen Potenzen in der idealen Weltschöpfung.*) Auch glaubten beide, Basilides und Valentinus, an einen göttlichen Weltplan des fortschreitenden Lichts und des fortschreitenden Guten: und Basilides wandte auf die Entwickelung des Geistes den Grundsatz an, alles Daseiende gehe dadurch unter, daß es versuche die Schranken seines Daseins (der Besonderheit) zu überschreiten. Jesus ist ihm allerdings der Erlöser, die wahrhaftig menschliche Erscheinung der ewigen Vernunft, der Logos, und mit dieser Erscheinung beginnt ein neues Weltalter: aber Christus (der alttestamentliche Messias) ist der Sohn eines ganz andern Gottes. Der Gott des Gesetzes ist nicht der Gott des Evangeliums: Christus ist der Sohn des Schöpfers der materiellen Welt (des Demiurgs). Dieser selbst ist durchaus blind für den Geist, und versteht nichts von dem Ziele der Schöpfung, dem frei sich bestimmenden sittlichen Geiste. Sein Sohn ist allerdings, nach dem allgemeinen Prinzip des Fortschritts, dem Geiste nicht so fern: er, das bewußte geistige Prinzip der materiellen Welt, das natürliche Prinzip, ist der Gott, welcher zu den Propheten und also auch zu Moses persönlich sprach, und eben so zu den griechischen Philosophen. Durch ihn wird sein Vater, der starre gesetzliche, im Aeußern befangene Demiurg allerdings belehrt, aber nicht bekehrt: er fürchtet was er lieben und liebend anbeten sollte, ja er bekämpft die Werke des ihm jetzt erst offenbar werdenden höchsten Gottes in Folge dieser Furcht.

*) Ueber das Folgende siehe „Hippolytus", 2. Edition, Vol. I, p. 108 sq., insbesondere p. 120 sq. Ich habe in dieser zweiten Ausgabe nachgewiesen, wie wenig es Baur gelungen ist, die von mir aufgestellte Behauptung zu entkräften, daß wir in den Auszügen des Hippolytus die Aussprüche von Basilides selbst besitzen, also ein Zeugniß vor 130.

Streifen wir die Hülle der alten semitischen Kosmogonien ab; so bleibt uns der Satz übrig: Judenthum und Heidenthum sind beide gleich feindliche Gegensätze des Christenthums. So weiß Basilides also auch mit Abraham nichts anzufangen. Von seinen drei Weltaltern geht das erste, das der Sünde, bis auf Moses, mit dessen Gesetze das zweite beginnt. Er übersieht also einen der Hauptpunkte der christlichen Weltanschauung, und vergißt insbesondere den oben angeführten Ausspruch Christi über Abraham und die Propheten. Für sich weiß er nichts anzuführen als eine zurechtgeschnittene verkürzte Fassung des Ausspruchs des Apostels Paulus (Röm. V, 13, 14):

> „Bis auf das Gesetz war wol Sünde in der Welt, wo aber kein Gesetz ist, da wird die Sünde nicht zugerechnet. Doch aber herrschte der Tod von Adam bis auf Moses, auch über Die, die nicht gesündigt haben wie Adam."

Dabei verliert er aber gänzlich aus den Augen den vom Apostel immer, und namentlich in jenem Kapitel des Sendschreibens an die Römer, hervorgehobenen Satz: daß Abraham Gottes Verheißung für den Glauben an Gottes Liebe erhalten, und daß die mosaischen Satzungen nur eine vorübergehende Anordnung gewesen, welche zwischen Verheißung und Erlösung, als Zuchtmeister dasteht (V. 20, 21).

Das Ethische, das heißt die freie sittliche Weltbestimmung trat also bei ihm zurück hinter der Speculation, dem Wissen. Nicht jedoch im Prinzip. Denn er sagt ausdrücklich:

> „Die Vorsehung, wenn sie auch, so zu sagen, vom Archon (dem Fürsten dieser Welt) in Bewegung gesetzt wird, ist doch dem Wesen der Dinge mit dem Ursprung desselben zugleich von dem Gotte des Weltalls eingepflanzt worden." *)

*) Clem. Strom. IV, 509. Neander, a. a. O. S. 700.

Insofern muß man allerdings mit Neander sagen*), es sei des Basilides Ziel gewesen, die Einheit in der Offenbarung Gottes in der Natur und Geschichte zum Bewußtsein zu bringen, daß man (nach seinen Worten):

„Die Eine Welt als den Einen Tempel Gottes betrachten sollte."

Aber in der Wirklichkeit empfand Basilides zu sehr den Druck der Regierung des Fürsten dieser Welt, als daß aus jenem Lichte ein erleuchtender und erwärmender Strahl in seinen Geist, wenigstens in das Leben des Einzelnen oder der Gemeinde hätte fallen können. Das ist der Fluch jener Zeit, über welchen sich nur die einfältigen Christen und wenige auserwählte Geister, in Hoffnung erhoben! Doch galt ihm dabei der Glaube (die Pistis) als das Höchste, und er stand nicht an zu sagen:

„Dem Märtyrer werden seine Leiden so versüßt durch diesen Glauben, daß es sei als litte er nicht."

Also Christus und Christenthum waren ihm geschichtliche Wirklichkeit, obwol er den starren Gegensatz des Göttlichen und Menschlichen nicht hatte überwinden können. Daß aber mit dem geschichtlichen Jesus, dem reinen Menschensohne, eine schöpferische Persönlichkeit, ein ganz neues, ursprüngliches, also göttliches Lebensprinzip in die Weltgeschichte eintrat, das möchten wir als den zweiten Lichtpunkt in seinem System aussprechen.

Alles Gesagte gilt auch von **Valentinus**, welcher die Idee der allmäligen Erlösung des Geschaffenen noch tiefer begründete. Die Erlösung ist ihm (nach Neanders schönem

*) a. a. O. S. 702. Die Stelle, worauf Neander sich ohne Zweifel bezieht, indem er dem Basilides jene schönen Worte beilegt, findet sich, dem Sinne nach, Strom. V, 583, wo er sagt, daß Moses, indem er Einen Tempel errichtete, damit verkündigte, daß die Welt Gottes sei und zwar sein Einziger Sohn (der Monogenes, Eingeborene).

Ausdruck*)) eine weltgeſchichtliche Thatſache. Auch hier iſt das Spiel mit den Aeonen (deren phantaſtiſche Ausführungen wir übrigens jetzt, nach den Urkunden, der Schule zuzuſchreiben haben, nicht ihm ſelbſt) nur ein Vorbild, oder eine Abſpiegelung, von dem Drama des Menſchengeiſtes in der Geiſterwelt.**) Ganz klar tritt ferner bei ihm die troſtvolle Idee eines endlichen Sieges des göttlichen Prinzips der Liebe in der Weltgeſchichte hervor: der Demiurg ſelbſt gelangt zuletzt zu der Einſicht, daß er des höchſten Gottes Werk thut und gethan hat, ohne es zu wiſſen, ja ohne es zu ahnen.***) Darin hat des Valentinus Lehre ohne Zweifel, für den evangeliſchen Theologen eben ſowol wie für den Geſchichtsforſcher und Philoſophen, einen ungleich höhern Werth als die Teufelslehre alter und neuer kirchlicher Theologen, welche daraus eine Gottespolizei zur Abſchreckung der Sünder machen, und, ohne es zu wollen, annehmen, daß nicht Gott, ſondern der Teufel die Welt regiere. Der wahrhaft evangeliſche und philoſophiſche Gedanke des Valentinus ſpricht ſich ſehr ſchön in einem bei Clemens†) aufbewahrten Satze aus. Valentinus in einer ſeiner Predigten redet „die geiſtlichen Menſchen" (im Gegenſatz der ſinnlichen, pſychiſchen) ſo an:

> „Ihr ſeid unſterblich vom Anbeginn, Kinder des ewigen Lebens: ihr beſchloſſet den Tod zu ſchmecken durch Hingabe des Selbſt, damit ihr den Tod verſchlingen und vernichten möchtet. Denn indem ihr die Auflöſung dieſer Welt des Stoffes vorbereitet, und doch ſelbſt der Auflöſung nicht unterworfen ſeid, werdet ihr Herrn der Schöpfung und alles Vergänglichen."

*) Neander, I, 738.
**) „Hippolytus", I, 137.
***) Ebend. p. 138 – 162.
†) Strom. IV, 13. (p. 218, Pott.).

Heiligung aber ist das geistliche Leben: das ist des Geistes Werk in den Herzen der Geistlichgesinnten. Dem entsprach ihre Gottesverehrung, und deswegen ist und heißt sie ihnen „der vernünftige Gottesdienst". Bis diese heiligende Kraft des Geistes beginnt, gilt von dem Menschen, was er an einer andern Stelle sagt*):

„Das Herz ist eine verunreinigte Herberge der bösen, die Seele verunstaltenden Geister, bis es berührt wird von Dem, der es liebt. Aber wenn der Vater, der allein Gute, darin waltet, dann wird es gereinigt und erglänzt inwendig von Licht: und deshalb sagt der Herr: Gesegnet der reines Herzens ist, denn er wird Gott schauen."

Also die Quelle der reinigenden Kraft ist in der neuen persönlichen, sittlichen Gemeinschaft mit dem Erlöser. In dieser fortdauernden Wirkung des Erlösers offenbart sich der allein Gute, der Vater.

Dem begabtesten Schüler des Valentinus, Theodotus, gelang es gegen 170 oder 180, sich von dem Dualismus loszumachen. Ich habe nachgewiesen, daß wir in den Auszügen des Clemens von Alexandrien die Bruchstücke eines Werkes dieses großen Denkers haben.**) Hier heißt es:

„Der nicht erlöste und wiedergeborene Mensch steht unter dem Schicksale (der Heimarméne, Fatum), und also unter der Gewalt der streitenden Naturmächte, welche in den Gestirnen verkörpert wirken. Von diesem Streit und Kampf befreit uns der Herr, und gibt uns Frieden. Das deutete der neue Stern an, welcher bei der Geburt des Herrn aufging, und, mit neuem Glanze scheinend, die alte Satzung der Gestirne auflöste. Er selbst, der Herr, ist unser Wegweiser, er, der auf die Erde herabstieg, auf daß er die an Christus Glaubenden aus dem Schicksal versetzte in seine eigene Vorsehung."

*) Clem. Strom. II, 409.

**) Analecta Ante-Nicaena, Vol. I, p. 203—287. Insbesondere §. 69—85, p. 268—277.

So führte dieser Anfang der christlichen Wissenschaft der Weltgeschichte doch, durch diesen Schüler des Valentinus, ins geschichtliche, evangelisch-apostolische Christenthum zurück. Die Schule ging unter in ihren Irrthümern und in ihrer Ungemeindlichkeit: Clemens wandte aber sein Streben dahin, die Goldkörner der Erkenntniß, welche jene Männer ausgestreut hatten, zu bewahren: seine und des Origenes tiefste Gedanken sind von daher angeregt. Mit Origenes ging jedoch diese Schule unter, und im folgenden Jahrhundert die Blüte des Bewußtseins Gottes in der Welt überhaupt.

Aber fast gleichzeitig mit Valentinus, nur um ein Jahrzehend später, treten uns in einer ganz andern Form zwei merkwürdige prophetische Bücher der christlichen Weltanschauung entgegen: Das Sendschreiben an Diognet, und „der Hirt" des Hermas.

### 3. Der Brief an Diognet.

Dieses Bruchstück — denn der Schluß des Briefes gehört wahrscheinlich einer spätern Schrift zu — steht in gewisser Hinsicht einzig da im Gottesbewußtsein des zweiten Jahrhunderts, durch seine eigenthümliche Frische und das fast bis zur gegensätzlichen Leidenschaftlichkeit gesteigerte Bewußtsein der mit dem Christenthum gegebenen neuen, ursprünglichen Entwickelung des ewigen Rathschlusses der Liebe in der Geschichte, nicht dieses oder jenes Volkes, nicht dieser oder jener Zeit, sondern der Menschheit, für alle Zeiten.

Da der Horizont des Schreibens der Aufstand der Juden und der Krieg des Barkochba unter Hadrian ist, so werden wir auf die Jahre von 133—139 angewiesen. In diesen Jahren schon leitet Diognet, nach des Kaisers Selbstbe-

kenntniſſen, die menſchliche und philoſophiſche Erziehung Marc Aurels, der bei der Zerſtörung Jeruſalems, 135, vierzehn Jahre alt war. Von dem Gottesbewußtſein des Verfaſſers (wahrſcheinlich war es der junge Marcion, der ſich damals in Rom aufhielt) zeugen beſonders folgende Stellen. Nachdem er ausgeführt, daß der jüdiſche Gottesdienſt allerdings dem wahren Gotte, als Schöpfer Himmels und der Erde gewidmet, ſonſt aber eben ſo äußerlich ſei als der heidniſche, geht er im 5. und 6. Kap. zu der Schilderung der Chriſten über:

„Jedes Land iſt ihr Vaterland, und jedes Vaterland iſt ein fremdes Land für ſie .... Sie ſind im Fleiſch, aber ſie leben nicht nach dem Fleiſch. Sie weilen auf der Erde, aber ihre Bürgerſchaft iſt im Himmel. Sie gehorchen den Geſetzen, welche ſie finden, und beſiegen ſie durch ihr Leben ... ſie thun Gutes und werden beſtraft wie Miſſethäter: ſie dulden die Strafe in Freudigkeit, weil ihr inneres Leben dadurch angefacht wird: die Juden machen Krieg gegen ſie als gegen Fremde, und die Hellenen verfolgen ſie, aber ihre Haſſer können keinen Grund angeben für ihre Feindſchaft.“

Tacitus hat ſeine Antwort, ſeine Zweifel haben ihre thatſächliche Löſung gefunden, und zwar gerade wo er ſie nicht ſuchte! Es iſt das Selbſtgefühl der erlöſten Menſchheit, die ſich glücklich fühlt in härteſter Zeit und frei unter blutiger Tyrannei, denn ſie iſt entſchloſſen für ihre Würde, Glauben und Ehre als Gotteskinder zu ſterben. Bald werden dieſelben Staaten ihnen zufallen, welche ſie jetzt als Fremde, Unpatriotiſche, verfolgen.

Und dann heißt es weiter (Kap. VI):

„Die Chriſten ſind in der Welt was die Seele im Leibe iſt. Die Seele iſt durch alle Glieder des Leibes verbreitet, und ſo ſind die Chriſten in allen Städten der Welt. Die Seele lebt im Körper, aber ſie iſt nicht der Körper: ſo ſind die Chriſten in der Welt, aber nicht von der Welt. Die unſichtbare Seele wird

in einem sichtbaren Leibe bewahrt, so sind die Christen der Welt offenbar, aber ihr Gottesdienst ist unsichtbar. Die Seele liebt den Leib und seine Glieder, welche sie hassen, so lieben die Christen ihre Hasser. Die Seele ist im Leibe eingeschlossen, doch erhält sie den Leib: so sind die Christen gleichsam eingekerkert in der Welt, und erhalten doch die Welt ... Die Seele wird besser, je mehr sie sich züchtigt durch Enthaltsamkeit von Essen und Trinken, und je mehr die Christen Strafe leiden, desto mehr wächst von Tage zu Tage ihre Zahl."

Gehen wir auf den allgemeinen Grund dieses Bewußtseins zurück, so finden wir darin die Frucht des von Christus in die Menschheit gepflanzten höhern Lebens. Die Wirklichkeit ist noch unter der Herrschaft der Tyrannen, der Unterdrücker des Gewissens; aber die Gemeinde ist ihres Sieges gewiß, denn — sie ist bereit für das Bekenntniß des frei machenden Glaubens, wie in allen Verhältnissen zu leben, so in jedem Augenblick zu sterben. Nach der Natur des Gottesbewußtseins, wie wir dasselbe bis jetzt gefunden, muß dieser Glaube und dieser Todesmuth ruhen auf einem Bewußtsein der Ursprünglichkeit des Göttlichen in der menschlichen Natur, auf einem Glauben an die Kindschaft, an den Vater im Himmel, an den Gott der ewigen Liebe und der wahren Freiheit. Und wo ist dieses schöner ausgesprochen als in Dem, was nun folgt (Kap. VII)?

„Nicht menschliche Lehre oder geheime Ueberlieferung ist es was die Christen empfangen haben und bewahren .... nein, Gott, der Regierer und Schöpfer des Weltalls, der Unsichtbare, hat selbst vom Himmel her in die Menschen eingepflanzt die Wahrheit, und das heilige unbegreifliche Wort, und hat Ihn, dieses Wort, gegründet in ihrem Herzen. Er sandte Ihn, das Wort, durch welches er das Weltall geschaffen .... Ihn, dessen geheimnißvollen Gesetzen alle Gestirne gehorchen ... Und wie sandte er ihn? Etwa um über die Menschen Herrschaft und Schrecken zu üben? Wahrlich nein! Sondern in Gnade und Sanftmuth, als

einen Gott sandte ihn Gott, als einen Menschen zu Menschen: er sandte ihn zur Erlösung, zu überreden, nicht zu zwingen: denn aller Zwang ist Gottes Natur fremd. Er sandte ihn, als der da wünscht zu berufen, nicht zu verfolgen: in Liebe, nicht zum Gericht. Aber als Richter wird er einst kommen."

Christus ist das in ihm zur menschlichen Persönlichkeit gewordene ewige Wort: aber dieses Wort ist der Menschen Herzen eingepflanzt und deswegen ist die Christuslehre die Religion der Menschheit, um diese Erde zu segnen und vom Reiche der Selbstsucht zum Gottesreiche zu erheben.

Endlich spricht auch das Schreiben ein weltgeschichtliches Bewußtsein aus von den Gesetzen einer solchen fortschreitenden Weltvergottung oder Vergeistigung, Befreiung, Erlösung:

„Gott war immer liebend und langmüthig, und ist es und wird es sein, und er allein ist der Gute. Seinen großen, unaussprechlichen Rathschluß eröffnete er seinem Sohne. Ehe dieses Geheimniß offenbar wurde, schien er unser nicht zu gedenken ... Wie er nun Alles vorbereitet hatte, mit seinem Sohn, überließ er uns unserer eigenen Lust, nicht weil er unsere Ungerechtigkeit billigte, sondern um die Zeit der Gerechtigkeit herbeizuführen durch die Ueberzeugung von unserer Unwürdigkeit, damit wir durch Gottes Kraft das Gottesreich erlangen, nachdem wir uns unfähig erkannt, zu demselben zu kommen durch unsere eigene Macht: dann erst sandte er seinen Sohn, den Gerechten für die Ungerechten... Zu ihm sollen wir aufblicken und aller irdischen Sorgen uns entschlagen." (Kap. VIII. 11.)

Der begeisterte christliche Hellene überläßt sich zum Schlusse der Hoffnung, daß Diognet nach diesem Glauben sich sehnen, diese Erkenntniß Gottes, als der ewigen Liebe erlangen möge. Denn, fügt er hinzu:

„Wenn du Gott liebst, der dich so sehr zuerst geliebt hat, wirst du ein Nachfolger Gottes werden. Wundere dich nicht, daß ein Mann der Nachfolger Gottes werden mag. Er kann, wenn er will. Seligkeit besteht nicht im Herrschen über unsere Nachbarn, oder im Wunsche mehr zu wissen als die schwächern Brü-

der, oder in Reichthum und Unterdrückung der Armen: wer also handelt, kann nicht ein Nachfolger Gottes sein: alles dieses ist der Majestät seines Wesens fremd. Aber ein Jeder, der die Last seines Nächsten trägt, der bereit ist von seiner Fülle Dem zu geben, der es bedarf, Jeder, der durch Mittheilung der Güter, welche er von Gott empfangen, Denen die sie von ihm empfangen ein Gott wird — dieser Mann ist ein Nachfolger Gottes. Dann wirst du schauen, obwol du auf der Erde lebst, daß Gott im Himmel regiert: dann wirst du beginnen von Gottes Geheimnissen zu reden: dann wirst du lieben und bewundern Diejenigen, welche Strafe leiden, weil sie Gott nicht verleugnen wollen. Du wirst den Trug und Irrthum der Welt verdammen, wenn du erkannt hast, wie man wahrhaft lebt im Himmel: wenn du verachten kannst was hier Tod scheint, wenn du dich fürchtest vor Dem was wirklich Tod ist."

So dachte, so bekannte, so schrieb ein begeisterter, wahrscheinlich noch jugendlicher Christ, um den platonischen Stoiker zu bekehren, und dessen Zögling (der von Marcus Antoninus bald nach seiner Thronbesteigung, im Jahre 139, an Kindesstatt angenommen wurde) von der Ungerechtigkeit, Gottlosigkeit und Nutzlosigkeit der Christenverfolgungen abzuhalten.

Wer erkennt hier nicht den beispiellosen Aufschwung, welchen das Gottesbewußtsein der Menschheit am Kreuze in Golgatha genommen hatte! Nicht allein Judaismus und Hellenismus, auch das Tiefste des Buddhismus, ist weit überwunden. Gottes Reich auf Erden soll gegründet werden, denn Gottes Kinder sind die Menschen, sein Geist ist in ihnen: ein Geist der fortschreitenden Vergottung der Welt durch die Einpflanzung göttlicher Freiheit und Liebe. Dieser Freiheit Gewähr ist Selbstentsagung, Hingebung für die Brüder, als Gottes Kinder, als Gefäße des heiligen Geistes. Dieser Liebe zu Gott einzig sicherer Beweis ist die aufopfernde Liebe zu den Brüdern. Der Beweis des Gegentheils, das Zeichen der

Feindschaft gegen Gott ist Verfolgung, Gewissensdruck: denn aller Zwang ist Gottes Wesen fremd.

Das lebt und wirkt und treibt jetzt in den Gemüthern der Menschen, vom Schwarzen Meere bis nach Rom, von Alexandrien nach Athen: und das sollte zufällig sein? oder das sollte nur aus dem Verfalle des Heidenthums erklärt werden können? Setzt es nicht offenbar eine ewige Ursächlichkeit voraus, die auf den Gesetzen des unserm Bewußtsein eingepflanzten Kosmos beruht?

### 4. Hermas und sein Werk: „Der Hirt".

Jene begeisterte Stimme des philosophisch-gläubigen Vertheidigers der verfolgten Christengemeinde verhallt spurlos: während sehr untergeordnete, ja geistlose Apologien mit Ruhm erwähnt werden, schweigen Eusebius und die andern christlichen Geschichtschreiber von jenem Sendschreiben. Und doch war es aus frommem Gemüthe geflossen und aus der Seele der Gemeinde geschöpft, wie die ganze Geschichte der Zeit beweist. Nur ein späteres Misverhältniß des Schreibers zur Gemeinde kann dieses erklären: ein solches war der Uebertritt Marcions zu der von der Gemeinde gesonderten Schule des Valentinus.

Beim ersten Anblicke kann es nicht weniger räthselhaft scheinen, wie der älteste christliche Roman, der Hirt des Hermas (vom Bruder des römischen Bischofs Pius, im Jahre 139 geschrieben), umgekehrt bei den christlichen Gemeinden der griechischen und römischen Welt sich ein so großes Ansehen erwerben konnte, daß er selbst in den Gemeindeversammlungen als „Schrift" vorgelesen, daß er von Clemens „ein göttlich eingegebenes Buch" genannt, und daß sein Zeugniß noch auf dem Concil von Nicäa von beiden Parteien angerufen wurde. Beim tiefern Erforschen der Gegensätze in jener

Zeit und des Inhalts erklärt sich jedoch (wie der Verfasser anderwärts weiter entwickelt hat) dieses Räthsel ganz leicht. Das äußerlich unansehnliche Buch kam einem tief gefühlten Bedürfnisse der damaligen Christen entgegen: über die Zukunft der Gemeinde und der Welt, aus dem freien Laiengefühl eines hellenischen Christen ein deutendes Wort zu hören. Hermas verläßt den bisher in Nachahmung der johanneischen Offenbarung verfolgten Weg der Apokalyptik, und lenkt in die freie Form der Dichtung ein, mit beibehaltener Form der Vision. Es ist sehr merkwürdig, daß der Verfasser dieses gethan mit demselben individuell-geschichtlichen religiösen Gefühl wie fast zwölf Jahrhunderte später Dante in der „Göttlichen Komödie", und zwar, wie wir unbedenklich sagen, mit gleicher Tiefe des religiösen Glaubens, aber mit viel größerer Hoffnung für die Zukunft, also eigentlich mit viel größerm Glauben an den Sieg des wahren, die Welt umgestaltenden Christenthums als der große Florentiner des Mittelalters. Beide stellen die innern Zustände des Gemüths dar — von dem Erwachen aus dem Sinnenrausche und der Selbstsucht zum Glauben an die erlösende göttliche Liebe, und durch die läuternde Buße hindurch zum seligen Frieden des Gemüths: beide spiegeln diese Zustände ab als Zustände nach dem irdischen Leben. Aber während der Prophet des Mittelalters nirgends eine Hoffnung ausspricht für das Leben der Christen auf Erden, für die bestehende kirchliche Form des Gottesreichs, sondern vielmehr alle Seligkeit, wie alle gerechte Strafe in die Welt des Jenseits setzt; weidet sich das Auge des Hermas, noch mitten in der Verfolgung, ja am Vorabende einer Verfolgung, die er herankommen sieht, an der herrlichen Ausbreitung des Gottesreichs jenseit der unzureichenden Lebenskraft in Griechen und Römern. Dieses

ist der Hauptpunkt, auf welchen wir uns hier beschränken müssen.*)

Hermas ist nicht Name des Verfassers, sondern der Held des Romans. Er ist der von Paulus erwähnte römische Freund, und die Geschichte spielt in Rom unter Bischof Clemens, also in der Zeit des Schülers des Heidenapostels. Dieser Hermas, welchem das Buch zugeschrieben sein will (wie es denn bei Vielen für das Werk eines apostolischen Mannes galt), ist im Roman ein Handelsmann, angesehener Aeltester der römischen Gemeinde, unglücklich verheirathet an eine ungläubige Frau, und im gewöhnlichen Leben nicht viel gewissenhafter als seine Söhne: aus Unmuth vernachlässigte er sein Haus. Als er einst an der Tiber lustwandelte, sah er wie ein Mädchen aus dem Badehause in den Strom fiel; er rettete sie, aber wie groß war sein Erstaunen, als er in ihr eine Jugendgespielin, Haussklavin des Vaters, erkannte. Sie war eben so fromm als schön: er pflegte ihre Bekanntschaft, und seine Bewunderung ihrer Person und ihrer christlichen Sanftmuth war in Augenblicken vielleicht nicht weit von begehrlicher Liebe. Da schlief er einmal auf einsamem Pfade in Gedanken an jene Schönheit ein: siehe, da fand er sich im Geiste in einer felsigen, unwirthbaren, von Abgründen umgebenen Gegend (wie Dantes Anfang sie beschreibt): von da gelangte er zu einer Ebene, und sein Geist erhob sich zum Gebet. Da erschien ihm der Geist jener seitdem zu Gott abgerufenen schönen Jungfrau, die ihm sagte, sie sei heimgerufen, um seine sündlichen Gedanken vor Gott zu bringen, und öffnete ihm die Augen über seine innere Unreinigkeit, trotz aller Enthaltung strafbarer Aeußerung

*) „Hippolytus", I, 181—215.

derſelben. Kaum hatte ſie ihn verlaſſen, ſo erſchien ihm eine ehrwürdige Matrone, die ernſt ermahnte, aber zugleich tröſtete. Hermas bewahrte Alles in ſeinem Herzen.

Einige Zeit nachher erſchien die Matrone ihm wieder und gab ihm zum Leſen ein Büchlein des Troſtes und der Glaubensſtärkung, in Geboten und Gleichniſſen. Sie erklärt ihm dann:

„Sie ſei nicht eine Sibylle, ſondern die Gemeinde, der Geiſt der Gemeinſchaft von Gottes Auserwählten vom Anbeginne der Welt: die erſte von Gottes Schöpfungen, und die um deretwillen die Welt geſchaffen wurde.“

Alſo der göttliche Geiſt der Menſchheit. Von der wird ihm ein großer Thurm gezeigt, ein Fels, der aus dem Waſſer hervorragt, aufgebaut über der Erde mit glänzenden Quaderſteinen. Die ſechs Erſtgeborenen der Engel leiten den Bau. Das iſt die Gemeinde aller Gläubigen, und die Vollendung des Baues iſt die Zukunft der Welt.

Nachdem er ſich nun die Gebote (zwölf neue Gebote chriſtlicher Liebe) und die ins innere Leben einführenden Gleichniſſe (Parabeln) angeeignet, bringt ihn ein Engel auf einen hohen Berg in Arkadien: es iſt der heilige Geiſt ſelbſt, welcher die Erklärung gibt. So heißt es:

„Der Geiſt iſt der Sohn Gottes. Er erſchien dir zuerſt in der Geſtalt der Gemeinde. Du konnteſt damals ſein majeſtätiſches Antlitz ſelbſt nicht ertragen.“

Hermas ſchaut nun wie jener Felſenthurm ſich erhebt auf einer großen von zwölf Bergen umgebenen Ebene, den zwölf bekannten Völkern und Staaten der Welt. Der Fels ſelbſt war von ehrwürdigem Alter: aber eine neue Thür war in ſeine Vorderſeite eingehauen: zwölf Jungfrauen (Tugenden) bewachten Eingang und Ecken. Unterdeſſen ſchaute er den Fortgang des Baues:

jene sechs Engel ließen sich große Steine bringen, welche die Jungfrauen mußten durch die Thür ins Innere schaffen. Nach den zehn Eckſteinen (den zehn Patriarchen) kommen 100 Steine; zuerſt 25 (die ungefähre Zahl der in der Bibel genannten Gerechten zwiſchen Noah und Moſes): hierauf 35 (Zahl der Bücher des Alten Bundes): zuletzt 40: eine Zahl, die, merkwürdig genug, ungefähr der Zahl der frommen und heiligen Menſchen entſpricht, welche außer den zwölf Apoſteln im Neuen Bunde genannt werden. Jene zehn und dieſe hundert Steine ſtellen alſo dar: die Urwelt, das vorgeſetzliche Weltalter mit Abraham, dann die Zeit des Geſetzes und der Propheten, zuletzt die auserwählten Seelen der von Chriſtus und ſeinen Apoſteln gegründeten Gemeinde. Die letzten 40 geben den Seelen ihrer Vorgänger das Siegel des Chriſtus, ohne welches ſie nicht erlöſt werden konnten.

Als nun der Sohn Gottes, der Herr ſelbſt, erſchien, um den ſo weit geförderten Bau zu beſichtigen, da entdeckten ſich dunkle, ja ſchwarze Flecken an manchen Steinen: es fanden ſich viele darunter, welche nicht durch die Jungfrauen in den Bau hineingebracht waren. Nach einer Friſt zur Läuterung verſchwanden die Flecken bei einigen: alle welche ſchwarz blieben, wurden ausgebrochen, und es erging der Befehl, die Steine nicht mehr aus den großen Bergen zu nehmen, aus den damaligen Nationen des griechiſch-römiſchen Weltreichs, welchen das Evangelium geprediget worden, ſondern aus dem endloſen Blachfelde, innerhalb deſſen jene zwölf Berge ſich erhoben. Und ſiehe, da kamen die ſchönſten und herrlichſten Steine aus dem unanſehnlichen Boden hervor, und der Bau ſchritt raſch ſeiner Vollendung entgegen. Es iſt durch jene Erklärung der zwölf Berge klar genug angedeutet, daß das Blachfeld die noch ganz heidniſchen Gemein-

schaften, also zunächst die Celten und Germanen bezeichnen soll, deren Bekehrung bald nachher wirklich begann, vielleicht damals schon vorbereitet ward.

Der gute Hirt selbst, welcher Alles erklärt, ist der Engel der Buße. Er scheidet von Hermas mit der Warnung, welche das übergebene Buch schließt:

> „Trage Sorge für dein Heil, solange der Bau des Thurms fortgeht. Der Herr wohnt in Menschen, die den Frieden lieben: denn wahrer Friede ist ihm lieb, und den Zankſüchtigen und Gottlosen bleibt er fern. Uebergib Ihm den Geist, gesund wie du ihn erhieltest. Wer jetzt wahrhaft Buße thut, wird Vergebung erlangen für seine frühern Sünden."

Der Geist läßt ihn in dem Hause der zwölf Jungfrauen (der christlichen Tugenden). Dann kommt er und setzt sich nieder bei ihm, mit jenem Engel der Buße zu seiner Rechten, und sendet ihn zurück zum eigenen Hause, daß er für der Seinigen Heil die schuldige Sorge trage.

So war denn die Parabel Christi von dem Mahle, zu welchem auch zuletzt Alle geladen werden, die hinter den Zäunen liegen, im Geiste des Paulus, angewandt auf die ganze Menschheit des zweiten Jahrhunderts: nicht ohne Spuren einer beginnenden Werkheiligkeit, aber doch wesentlich im Sinne jenes erhabenen Gottesbewußtseins, und im Glauben an ein fortschreitendes Reich Gottes auf der Erde. Allerdings kann das Ende der Welt bald kommen: aber es fehlen noch viele Völker, in denen auserwählte Seelen schlummern.

So bleibt denn auch dieses geistliche Volksbuch der ältesten Christenheit, auf Grund der Schrift und Offenbarung, innerhalb jenes großen Bewußtseins von dem Geiste Gottes im Menschen. Jeder ist ein „Knecht des Herrn": so war auch der vollkommene Mensch Jesus, in welchem der Geist Gottes,

„der Erstgeborene", wohnte, und der durch sein heiliges Leben und seinen heiligen Tod der göttlichen Natur vollends theilhaftig wurde. Deshalb heißt aber auch Jesus zugleich „der Sohn Gottes", und ist gleich dem „Geiste Gottes", eine Christologie, die im Wesentlichen auf die spätern Briefe von Paulus und auf das Evangelium des Johannes gebaut ist. *)

Die Gemeinde aber ist ihm auf Erden das Höchste, denn sie ist der sichtbare Leib des Herrn. Bischof und Aelteste zur Regierung, und Lehrer zur Unterweisung, sind eben sowol wie die Diakonen, Beamte der Gemeinde. Nur in ihrer ersten, unvollkommenen Erscheinung ist sie die Matrone, und sitzt auf dem Bischofstuhl, denn (wie das Buch sagt)**):

> „der kranke Mann sitzt auf einem Sessel, von wegen seiner Schwäche, weil er einer Stütze für die Schwäche bedarf."

Als des Hermas Herz bereits erweckt ist, nimmt die Gemeinde eine mildere Form an „sanft lächelnd": und als sein Herz erneuert worden, strahlt sie in höchster Schönheit, verschmäht aber den Thron (Bischofssitz), und setzt sich nieder auf die Bank (die niedrigern Sitze der Aeltesten). Also „der Geist der Erde" (die Hierarchie) sitzt auf dem Sessel, die Aeltesten auf kleinen Stühlen oder Bänken. Gottes Volk steht unten im Schiffe der Kirche: so beten sie an. Dieser Gottesdienst besteht im Gebet und in dem Worte des Geistes. Die Taufe ist Taufe der Erwachsenen und besiegelt das abgelegte Bekenntniß: deshalb heißt sie „Siegel", aber nur insofern der Geist und Sinn erneuert wird: sie ist also die Besiegelung des Gelöbnisses des Gläubigen. Die Apostel steigen mit dem

*) „Hippolytus", I, 211 sq.
**) Ebend. p. 215.

Täufling hinab ins Waſſer, und er ſteigt mit ihnen (in ihrem Geiſte) erneuet wieder herauf.

Alles Dieſes, eben wie jene Erwähnung des „Eingeborenen", iſt ſo offenbare Anſpielung auf das Evangelium Johannes (Kap. I und III), daß die urſprüngliche Hypotheſe vom ſpäten Urſprunge deſſelben hier eben ſo zu Schanden wird wie bei dem Briefe an Diognet und bei Baſilides und Valentinus. Vielmehr ſind ſie alle Zeugen einer organiſchen Entwickelung des Bewußtſeins von Gott in der Menſchheit auf Grund jener Verkündigung, als der des Apoſtels ſelbſt, und können nur durch die Rückſicht auf daſſelbe und die Anwendung deſſelben auf die Zeitverhältniſſe erklärt werden.

---

Dieſes echt apoſtoliſche Bewußtſein der Unzertrennlichkeit des Göttlichen vom Menſchlichen, Jeſu von dem Gläubigen, des Geiſtes Gottes von der Gemeinde, findet ſich als der göttliche Keim aller geſunden und troſtvollen Gedanken noch in Clemens von Alexandrien (Anfang des dritten Jahrhunderts) und in Origines (zweites Viertel deſſelben). Der erſte erheiſcht als reinſter helleniſch-gemeindlicher Ausdruck hier noch einer beſondern Betrachtung.

### 5. Clemens von Alexandrien.*)

Clemens, ein geborener Athener, war Schüler des Pantänus, eines berühmten Philoſophen, der, vom platoniſchen Stoicismus zum Chriſtenthum bekehrt, die beſonnene Dialektik und Forſchung des helleniſchen Geiſtes mit der Jeſusreligion zu vereinigen ſuchte. Dieſer allgemein geehrte chriſtliche Philoſoph hatte bereits die dialektiſche Philoſophie auf die große

*) Vgl. „Hippolytus" in: Christianity and Mankind, Vol. I, p. 236 sq.

Frage der sittlichen Weltordnung angewandt, und zwar in ihrem tiefsten Grunde. Denn das beweist doch wol ein von ihm erhaltener Ausspruch.*) Er antwortete auf die Frage griechischer Dialektiker: wie der Gott der Christen die Dinge (das Endliche) wol auffassen möge, etwa sinnlich das Sinnliche, geistig das Geistige? folgendermaßen:

„Weder sinnlich das Sinnliche noch geistig das Geistige. Denn es ist unmöglich, daß der über das Endliche Erhabene etwas auffassen sollte nach Art des Endlichen. Wir (die Christen) sagen vielmehr, daß Gott das Endliche erkenne als seine eigenen Willensbeschlüsse, und für diese Rede haben wir einen guten Grund anzugeben. Denn wenn Gott das All durch seinen Rathschluß (Willen) gemacht hat — und dieser Annahme wird keine Rede widersprechen —, und wenn es immer fromm und richtig ist zu sagen, Gott kenne seinen eigenen Willen, und wenn er in der That alles Gewordene als ein Wollender gemacht; so steht fest, daß Gott das Endliche erkennt als seine eigenen Willensschlüsse, indem er ja auch als Wollender das Endliche gemacht hat."

Da die Antwort die Frage decken muß, diese aber das Geistige, also die Menschheit, einschließt; so liegt darin die große philosophische Annahme: es sei im Ewigen begründet eine sittliche Weltordnung, und das Gottesbewußtsein der Menschen habe eine gegenständliche Wahrheit.

Diesem Lehrer nun folgte Clemens auf dem Lehrstuhl der ersten theologischen Schule der Christenheit in Alexandrien gegen 190, und der größte Theil seiner Schriften fällt in die Zeit vom Tode des Commodus (192) bis zum Anfange des dritten Jahrhunderts. Bereits im Jahre 202 vertrieben ihn Verfolgungen von seinem Lehrsitze. Auch vom Mittelpunkte unserer Betrachtung der Entwicklung des christlichen

*) Aus den Scholien des Maximus, auch aufbewahrt durch des Erigena Uebersetzung des Dionysius Areopagita. S. bei Routh, Reliq. Sacr. I, p. 379, wo übrigens einige Kleinigkeiten zu berichtigen sind.

Bewußtſeins von Gott in der Geſchichte, erſcheint die Religionsphiloſophie des Clemens als der Gipfelpunkt der Vereinigung gläubiger chriſtlicher Weltanſchauung mit der edelſten helleniſchen Betrachtung. Die Verbindung des Glaubens und Wiſſens, der Theologie und Philoſophie war vom Anfange ſein bewußtes Streben. Den Verirrungen der Gnoſtiker entging er durch ſein Feſthalten an Chriſtus und ſeinem Evangelium. Dieſes zeigt ſich beſonders in den drei Hauptpunkten, worauf es damals ankam: er hielt ſich mehr an die Gemeinde als an die Schule: er ſetzte den Glauben über das Wiſſen: das chriſtliche Leben war und blieb ihm der Prüfſtein beider.

In dieſem Glauben faßte er den kühnen Entſchluß, auf dem durch Valentinus und ſeine Schule eröffneten Wege der philoſophiſchen Erforſchung des Johannesevangeliums, insbeſondere des Prologs, fortzugehen. Es handelte ſich dabei für die gemeindliche (katholiſche) Kirche insbeſondere um die Verbindung des ewigen Logos mit der Perſönlichkeit Jeſu, alſo der Idee mit der geſchichtlichen Erſcheinung. Der bekannte byzantiniſche Patriarch des neunten Jahrhunderts, Photius, beſchuldigt ihn hinſichtlich dieſes Punktes der Ketzerei. Die Stelle, welche er als Beweis ſeiner Anſchuldigungen gegen Clemens anführt, iſt uns in deſſen Werken nicht erhalten: ſie muß den bis auf Bruchſtücke verlorenen „Hypotypoſen" entlehnt ſein; allein die geretteten Theile derſelben genügen als Zeugniß dafür, daß das Gottesbewußtſein des Clemens apoſtoliſch war. Er ließ Gott eben ſo wenig in dem Begriffe der Welt oder in der menſchlichen Entwickelung aufgehen, als er zwiſchen Gott und Welt die Kluft des Judaismus ſetzte. Zur Unterſcheidung beider genügte ihm (in Anſchluß an jene Worte des Pantänus) der Gegenſatz des ewigen Seins und des vergänglichen Werdens, des Unendlichen und

des Räumlich-Zeitlichen. Gottes Wort im höchsten Sinne (der Logos) ist ihm Gottes Selbstbewußtsein, in der Endlichkeit aber, unter den Menschen, nach Jesu Heimgang, redet dieses Wort zu uns, als unser eigenes Gottesbewußtsein, und wohnt als Geist (Nûs) in den Herzen der Menschen.

Dieses ist nun auch der Sinn der verdächtigten Worte:

„Logos (das Wort) wird auch der Sohn (Christus) genannt, also mit demselben Namen, welchen der Logos des Vaters (das ewige, anfanglose Wort) trägt. Aber es ist nicht dieser Logos, welcher Fleisch wurde (Joh. I, 14), noch auch der Logos des Vaters, sondern vielmehr (wurde Mensch) eine Kraft Gottes, gleichsam ein Ausfluß des Logos selbst, welche, Geist geworden, der Menschen Herzen durchzieht.“*)

Die Bemerkungen des Clemens zu dem Systeme des Theodotus lassen über die Hauptsache keinen Zweifel: Clemens suchte vom transscendentalen, ontologischen Standpunkt zur rein historischen Erscheinung zu gelangen, ohne in die den Gnostikern anklebenden schriftwidrigen Erdichtungen zu verfallen. Der Denker bedarf einer Ueberleitung aus der Betrachtung Gottes an sich zu der Erklärung der menschlichen Persönlichkeit. Diese Ueberleitung hatten die Kirchlichen sich dadurch erschwert, daß sie nicht gehörig unterschieden, einmal den transscendentalen und den weltschöpferischen Standpunkt, trotzdem daß die ersten Worte des Prologs des Evangeliums diesen Unterschied stark genug betonen; zweitens, diesen weltschöpferischen Logos, und den persönlichen Sohn, das menschliche Abbild des auf das Endliche gerichteten göttlichen Willens. Manche von Denen, welche diese Unterschiede richtig im Evangelium erkannten, und deren philosophische und historische Realität verstanden, fürchteten auch wol, durch Geltendmachen der-

*) „Analecta“, Vol. I, p. 305.

ſelben Denjenigen Vorſchub zu leiſten, welche Chriſti Natur weſenhaft von der des Vaters verſchieden annahmen. Zu Photius Zeit hatte man von dieſem Unterſchied zwiſchen Logos und Sohn ſchon lange kein klares Bewußtſein mehr, weil die Concilienformeln ſich zwiſchen die freie philoſophiſche Betrachtung und das Bibelwort geſtellt hatten. Der Sinn der letzten Worte jenes Textes (welcher übrigens die Spuren einer Zuſammenziehung an ſich trägt), kann alſo kein anderer ſein, als daß Clemens die Menſchwerdung Gottes in Jeſus, mit der Wirkung des Geiſtes Gottes in den Herzen der Gläubigen zuſammenſtellte, auf dem guten Grunde des Evangeliums Johannis (XIV—XVII).

Die Auffaſſung des Clemens und ihr kirchlicher Misverſtand ſind von einer welthiſtoriſchen Bedeutung für den Philoſophen, den Ausleger des Evangeliums und den Hiſtoriker. Was iſt denn dieſe byzantiniſche angebliche Rechtgläubigkeit? Wenn die Theologen auch zu allen Zeiten einen beſondern Reiz ſcheinen darin gefunden haben, das Ungereimte und Undenkbare als die höchſte Wahrheit auszugeben, an welche wir gerade deswegen glauben ſollen, weil es undenkbar ſei; ſo hat doch dieſe Vorſtellung (eigentlich nur eine Bankbruchserklärung) lange aufgehört, die ernſten und aufrichtigen Geiſter zu befriedigen. Vielmehr findet eine ſolche rohe Auffaſſung des Göttlichen ihre Entſchuldigung oder wenigſtens ihre Erklärung nur darin, daß die Religion als etwas Aeußerliches angeſehen werde, und Gottes Offenbarung als eine willkürliche, von der Vernunft getrennte That des Ewigen. Allerdings zeigt nun des Clemens Beiſpiel, daß der blos ſpeculative Philoſoph jenen rohen oder ſophiſtiſchen Männern gegenüber eben ſo verloren iſt als der bloße Forſcher. Glücklicherweiſe weiſt aber auch daſſelbe

Beispiel auf eine von der ganzen weitern Geschichte des Christenthums bezeugte Thatsache hin, daß weder Aberglaube noch Unglaube im Stande sind, das vereinigte Rüstzeug des Geistes, Gedanken und Forschung, auf diesem Gebiete anders als durch Feuer und Schwert mit Erfolg zu bekämpfen. Wir meinen die organische Vereinigung des dialektischen Denkens mit der philosophisch-historischen Forschung. Eine Philosophie, welche schriftkundig und fähig ist den Buchstaben der Bibel richtig auszulegen, vermag die Bodenlosigkeit jener Voraussetzungen nachzuweisen: und das philologische Gewissen eines Zeitalters, welches zugleich der dialektischen Methode mächtig ist, läßt sich nur in Strömen Bluts auf eine Zeit lang ersticken.

Das ganze Bewußtsein des Clemens von Gottes Gegenwart in der Welt ist evangelisch. Es beruht auf jener Scheidung und Verbindung von Gott und Welt, von Gedanke und Erscheinung. Daraus erklärt sich der kühne Ausdruck in der Ansprache an die Hellenen (I, 10 vgl. 1):

> „Der Logos nahm die menschliche Maske an, und umkleidete sich mit Fleisch; und also spielte er das Erlösungsdrama der Menschheit, auf der Schaubühne der Welt";

womit man den Ausspruch über das Leben des wissenden Gläubigen vergleichen muß (Strom. VII, 11), in welchem er von „dem Gnostiker" (dem Wissenden, vernünftig Gläubigen) sagt:

> „er spielt untadelig das Drama des Lebens, welches Gott ihm aufzuführen gegeben hat."

Also die Erscheinung des Logos in Christus ist nicht eine scheinbare, wie die doketischen Gnostiker behaupteten, sondern eine wesenhafte, wirkliche. Hierin liegen zwei Folgesätze,

deren erster bei ihm ausgesprochen ist. Das Leben der Nachfolger Christi ist ihm ein wesenhaft göttlich-menschliches: folglich auch (was er jedoch nicht ausspricht) nothwendig das Leben der gottsuchenden Menschheit und zwar insbesondere der Christenheit, als eines Ganzen in der Zeit: denn die Göttlichkeit der Natur des Menschengeschlechts ist des Clemens Grundgedanke.

Gehen wir näher ein auf die philologisch-geschichtliche Begründung, welche Clemens für den Nachweis dieses Gottesbewußtseins zu finden suchte; so muß uns jetzt allerdings Manches dabei seltsam und kaum begreiflich vorkommen. So mögen wir lächeln, wenn der geistvolle Alexandriner, bei der Behandlung der Ueberlieferung hinsichtlich Jesu Leben nach der Auferstehung, ernsthaft die Meinung ausspricht, daß Christus nach der Auferstehung nur deshalb Speise zu sich genommen, damit seine Jünger nicht an der Wirklichkeit seines Leibes zweifeln möchten (Strom. VI, 9). Wir sollten jedoch dabei bedenken, daß die systematisch geregelte Verachtung neuer und neuester Theologen für die göttlichen Naturgesetze und für die göttliche Wirklichkeit, namentlich im menschlichen Organismus nicht weniger willkürlich ist, und dem unbefangenen, denkenden Christen eben so anstößig sein muß. Wir brauchen deshalb, hier wie dort, nicht das Wahre zu verkennen, was sich, wenigstens bei den tiefern jener Theologen findet. Sie haben nicht Recht wegen ihrer Auslegungen, sondern trotz derselben. So sagt jener Pantänus zu dem Psalmvers (XIX, 4):

> „Er hat der Sonne eine Hütte gemacht, an ihnen (den Enden der Welt)",

welchen die Alexandriner falsch übersetzt hatten:

> „Und er setzte in die Sonne seine Hütte."

Man verstehe (sagt er) nach Hermogenes „die Hütte" vom physischen Leibe des Herrn, oder von den Gläubigen, seinem geistlichen Leibe: man habe es aber von beiden zu verstehen, denn die Schrift brauche prophetisch oft die gegenwärtige Zeit statt der zukünftigen oder der vergangenen. Clemens stimmt ihm darin ausdrücklich bei, und führt den Gedanken weiter aus.*) Nach der Vergangenheit hin bezieht sich ihm der Ausspruch auf die Erstgeschaffenen, die höchsten Engel; nach der Zukunft geht er auf die Gesammtheit der Gläubigen, denn alle Gläubigen bilden ja den Einen Leib Christi: sie also werden am Ende der Dinge in die Sonne versetzt werden. Was kann grundloser und bodenloser sein als eine solche Auslegung! Es ist vom Leibe des Herrn in keiner Weise die Rede. Aber daß der Leib Christi die Gesammtheit der gläubigen Menschheit bedeuten müsse, wenn von demselben im Sinne des Geistes und der Weltgeschichte die Rede ist, das ist bei dem Allen doch wahr. Und das glaubte Clemens behaupten zu können und führte es verständig aus: und so hat er Recht im Gedanken, trotzdem daß er Unrecht hat in der Auslegung.

So entwickelt sich denn auch dem Clemens, ungehindert von seinen verfehlten allegorischen Auslegungen, und ganz organisch, aus seiner Grundanschauung von der wirklichen Gegenwart Gottes in der Menschheit und ihrer Geschicke jene tiefe und klare Auffassung der Weltgeschichte, welche ihn von seinen Vorgängern und Nachfolgern unter den Vätern der griechisch-römischen Kirche so wunderbar auszeichnet. Wir

*) „Analecta", Vol. I, p. 311 sq. (Christianity and Mankind, Vol. V.)

können dieſes Gottesbewußtſein in unſerer jetzigen philoſophiſchen Sprache etwa ſo ausdrücken:

> die Anerkennung einer Weltordnung in der Geſchichte, als einer göttlichen Erziehung unſers Geſchlechtes zur Erkenntniß des Guten, und als des wahren Sinnes deſſen was man Vorſehung (Providentia, Pronoia) nennt.

Neander hat die wichtigſten Stellen des Clemens über dieſen Punkt mit beſonderer Vorliebe und Klarheit zuſammengeſtellt*): man kann ſagen, daß dieſer Gedanke die Form und Folge aller ſeiner Werke erklärt, von der „Anſprache" und dem „Pädagogen" bis zu den „Teppichen" (Stromaten) und den bisher zu ſehr vernachläſſigten, weil nicht verſtandenen „Umriſſen" (Hypotypoſen).

Gott, ſagt Clemens, hat zwei Wege gewählt zur Vorbereitung der Erlöſung durch Chriſtus und ſein Evangelium: das Geſetz der Juden und die Philoſophie der Hellenen. Die Philoſophie iſt nicht (wie das abergläubiſche Buch Henoch es ausſpricht und Viele, damals wie jetzt, ſich oder Andern es glauben machen möchten), eine Mittheilung der böſen Geiſter, ſondern eine herrliche Gabe Gottes und ein rechtmäßiges Seitenſtück zum Geſetze — als Vorbereitung. Sie gehört zum göttlichen Erziehungsplane der Menſchheit. Es war jene geiſtloſe Anſicht des Buches Henoch, welche den ſchroffen Gegenſatz der Gnoſtiker hervorrief: Clemens überwand dieſen, und ſah in der Vorzeit die vorbereitende Gnade und Wahrheit Gottes. So wenig wie das Geſetz kann die Philoſophie, ſagt er, volle Gerechtigkeit geben; zur Rechtfertigung des

*) „Kirchengeſchichte", I, 921—935.

Menschen mußte für beide die Erlösung kommen, Gottes rettende That durch Christus. Aber was die Propheten für die Juden waren, das sind die Auserwählten unter den Hellenen, ihre Weisen, welche „die Ohren des Volkes gewöhnten an die große frohe Verkündigung". Das Christenthum vollendet, wie das Gesetz so auch die Prophetie. Der saftige, wilde Oelbaum wird durch die eingeflößte göttliche Nahrung zum edeln Fruchtbaum: das Licht, welches die Philosophie wie durch ein Brennglas künstlich der Sonne entwendet, scheint jetzt der Menschheit unmittelbar als volles Sonnenlicht, erleuchtend und erwärmend. Die erhabenste Fassung dieses Gedankens liegt wol in der herrlichen Stelle der Teppiche (I, 13):

> „Die barbarische (jüdische) und die hellenische Philosophie haben gewissermaßen die ewige Wahrheit in Stücke zerrissen, eine Zerreißung, nicht die mythische von Dionysos, sondern der Gottesweisheit (Theologie) vom Worte des Ewigseienden. Wer nun das Zerrissene wieder zusammenfügt, und das Wort ganz und Eins macht, der wird wahrlich ohne Gefährde die Wahrheit schauen."

Vermittelst dieser erhabenen Ansicht vermochten auch die dem Clemens sich anschließenden Alexandriner das Wahre anzuerkennen, welches manchen der Häresieen zu Grunde lag: sie vermochten unwesentliche Abweichungen zu unterscheiden von Widerstreit in den Hauptpunkten. Die weltgeschichtliche Darstellung, die rein gegenständliche Wissenschaft der Geschichte war damit begründet — wenigstens für die Nachwelt.

Daß Clemens dabei oft fehlgriff, war zum Theil Mangel an philosophischer Methode, besonders aber Unkunde der Grundsprache des Alten Bundes. Daß er jenen Grundgedanken nicht weiter verfolgte, hatte auch außerdem seinen Grund in der betrübten, ja verzweifelten Weltlage: es wurde den besten Geistern so schwer, in jener Wirklichkeit Gottes

Hand zu erkennen und besonnener Hoffnung für die Zukunft auf dieser Erde Raum zu geben. Um so erfreulicher ist es zu sehen, daß er, im Glauben an den Sieg des Reiches Gottes auf dieser Erde, und also an den Fortschritt der Menschheit auf der durch Christus gewiesenen Bahn zu diesem Ziele, das Böse nicht für ewig hielt: denn das heißt philosophisch und biblisch nichts Anderes, als es in Gott, den Ewigen selbst setzen. Was Origenes metaphysisch zu begründen suchte, ist von Clemens vollkommen klar ausgesprochen: am Ende der Dinge steht die Ueberwindung des Bösen auf der Erde; selbst der Teufel wird einst zur Erkenntniß der Liebe Gottes kommen.

Wir können also abschließend sagen, die leitenden Geister der alexandrinischen Gemeinde waren die geistigsten Organe der damaligen Christenheit, und bildeten das Gottesbewußtsein Jesu, auf Grund der Verkündigung und Anwendung der Apostel, insbesondere des Paulus und Johannes, mit einer wunderbaren Uebereinstimmung gläubig und philosophisch aus. Die Verfassung wie die Gottesverehrung der Gemeinden stimmt harmonisch mit diesen ersten Versuchen des christlich-arischen Geistes zusammen. Geist und Wort, Vernunft und Gewissen, Forschung und Gemeindeleben waren nicht getrennt: es stand nichts Hemmendes zwischen Gott und dem Menschen.

Es bleibt uns nun noch übrig die ganze große Erscheinung dieses biblisch-christlichen Bewußtseins von Gottes Gegenwart unter den Menschen als ein großes Ereigniß in der Entwickelung des geistigen Kosmos zu betrachten, und seine weltgeschichtliche Bedeutung für alle folgende Jahrhunderte tiefer zu ergründen. Dann erst werden wir die Gegensätze des Gottesbewußtseins der verfolgten und der herrschenden Kirche vollständig würdigen können.

## Zusammenfassung und vorschauender Blick auf das Kommende.

Es ist unmöglich in dem neuen Bewußtsein von der Gegenwart Gottes unter den Menschen, welches sich in der griechisch-römischen Welt, durch das Leben der Gemeinde und die Aussprüche ihrer Propheten gebildet und während der ersten drei Jahrhunderte bewährt hatte, nicht den Keim einer neuen Epoche der Entwickelung dieses beseligenden Bewußtseins zu erkennen. Die äußere Weltlage war seit dem Todespropheten Roms, Tacitus, noch viel schlimmer und bedrohlicher geworden, und doch schlug im innersten Herzen der untergehenden Welt ein neues hoffnungsreiches Leben sittlicher Begeisterung: nämlich in den christlichen Gemeinden, welche sich mitten in der Verderbtheit rein erhielten, mitten im Hasse die Liebe bewahrten, mitten im Jammer bei dem Glauben an Gottes Gegenwart treu verharrten. Durch die Heroen des christlich-griechischen Schriftthums ward dieses Leben in Verbindung gesetzt mit dem Edelsten und Höchsten der Bildung und Begeisterung der Alten Welt: das Christenthum erkannte sich als Religion des Geistes und der Menschheit. Die Menschheit hatte durch das Christenthum wieder Achtung vor sich selbst gewonnen, und zwar durch die Kraft der mit Gott versöhnten sittlichen Persönlichkeit und durch den Glauben an diese Persönlichkeit.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß auch diesem Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Menschheit ein Todesgefühl in Beziehung auf die Wirklichkeit beigemischt war. Die Reiche dieser Welt mußten untergehen, denn sie waren ja Feinde Christi: Christus war zwar nicht bei dem Falle Jerusalems erschienen; wohl aber wird er der Welt (das war der verbreitete Glaube der Christen jener Zeit) ein Ende machen bei dem Untergange Roms, dessen Senat und Aristokratie den eigentlichen Kern des heidnischen Elements und der Christenfeindschaft darstellten. Allerdings war ein neuer göttlicher Ausgangspunkt gegeben und ein einiges, seliges Ziel vor Aller Augen aufgesteckt: die Erscheinung Jesu als des Gründers des Gottesreichs auf der Erde, und der sichern Hoffnung der Vollendung des hier beginnenden ewigen Lebens in Gott. Aber der Weg zu diesem Leben ging für den Einzelnen durch den leiblichen Tod, für die Menschheit durch den Untergang der Welt, das heißt des Erdkreises. Die Erde der Gegenwart lag zu sehr unter dem Fluche, als daß der Himmelsstrahl einer glücklichen Zukunft ihre Dunkelheit hätte erleuchten können. Das Gefühl des verwirkten Todes, des unvermeidlichen Untergangs, lag gewissermaßen noch tiefer in den Herzen der Gläubigen als in denen der Heiden. Allerdings verschlossen sich die Anhänger der alten Religionen dem Gefühle der strafenden göttlichen Gerechtigkeit, sei es aus Unglauben an diese, sei es aus römischem Nationalstolz. Wie sollte Rom untergehen können! Das war die letzte Stütze der Zweifler, daß wenn Rom unterginge, auch die von ihm beherrschte Welt untergehe; darüber waren Heiden und Christen im Allgemeinen einig. Wir sehen jetzt, auf der Höhe von mehr als anderthalb Jahrtausenden, wol alle ein, daß Rom untergehen mußte, weil es der Mittelpunkt des Verderbens

war, welches sich über die Erde als Tyrannei und Selbstsucht ergossen, weil sich in ihm das Selbstische, in einer fast übermenschlichen Stärke der Bosheit verkörpert hatte. Wir wissen nun auch thatsächlich, daß gerade aus Roms Untergange ein neuer Morgen für die Erde aufging. Aber das glaubte kein Heide, und nur wenige Christen gaben ihrem Glauben an das Gottesreich diese Fassung.

Also in dem Gefühle der Auflösung und des Versinkens in immer schwerere Verwickelungen und schlimmere Zustände trafen die Christen mit den Heiden zusammen: nur die Juden hatten bereits ihr Schlimmstes erfahren, und für Jahrhunderte tiefen Haß gegen das Bestehende eingesogen. Die Christen waren nicht hoffnungslos wie die Heiden: aber ihre Hoffnung war nicht für diese Erde: sie ging auf ein Jenseits. Doch fehlte es nicht ganz an solchen, welche den Wink der göttlichen Fügung beim Falle Jerusalems richtig verstanden, nämlich so, daß man beim Untergange Roms keine persönliche Wiederkunft Christi zum allgemeinen Gerichte zu erwarten habe. Diese nun hielten sich an die Gesichte und Deutungen des schauenden Jüngers in der Apokalypse. Doch auch hier war Alles dunkel, außer den drei größern Weissagungen: von der Rettung der Gemeinde beim Umsturze des Tempels, von der unvermeidlichen Zerstörung des römischen Reichs, und von der Erscheinung des neuen Jerusalems. So blieb also mehr oder weniger für Alle der überwältigende Eindruck des Todes. Die Leichen der drei großen Volksthümlichkeiten der Alten Welt lagen gleichsam zur Todtenschau vor dem Betrachter, obwol nur das jüdische Staatsleben wirklich vernichtet war. Sie waren dem Verderben geweiht, jede durch eine eigene, vorherrschende Sünde. Der Grieche wollte nur genießen und spiegelte sich wohlgefällig in seinem Ich, seiner

Weisheit und Kunst: der Römer wollte Alles beherrschen, um seiner kalten Selbstsucht mehr und mehr zu fröhnen: der Jude wollte sich feindselig abschließen als Volk Gottes, aber seine habsüchtigen Reichen unterdrückten mehr und mehr ihre Armen. Allen dreien verkündete nun der Christ das Ende der Welt, wenn er vom Griechen Enthaltsamkeit und strenge Reinigkeit forderte, vom Römer dienende Liebe und Demuth, und vom Juden Aufgeben seiner abstoßenden Abgeschlossenheit um Aeußerlichkeiten willen, und seines unmäßigen Strebens nach Gelderwerb.

Ein volles, gesundes Bewußtsein der Gegenwart Gottes in der Welt konnte sich bei dieser Weltlage auch unter den Christen nicht bilden. Das Große in der weltgeschichtlichen Anschauung der geistreichsten und aufstrebendsten unter ihren Leitern, der Alexandriner, war das Festhalten des Glaubens an die ewige Liebe Gottes, welche sich in Jesus offenbart, des Glaubens, daß Gott die Geschicke der Menschheit nicht allein mit Allmacht und Gerechtigkeit leitet, sondern auch mit ewiger Liebe. Es ist mit dieser Ansicht, daß Origenes dem skeptischen und verzweifelnden Celsus entgegentritt, und in ihr liegt seine größte Kraft. Gleichzeitig wurden die Verfolgungen der Kaiser immer systematischer und grausamer, eben weil die Christen bereits eine Macht waren. „Das Ende der Welt ist nahe", sagte man in den Verfolgungen Diocletians und des Maxentius. Da zog 312 Konstantin nach dem Siege bei der milvischen Brücke in Rom ein, und 325 war er Alleinherrscher. Das Christenthum aber ward Staatsreligion. Nach kurzem Kampfe unter Julian stand die katholische Kirche unter dem großen Theodosius als herrschende Körperschaft da. War das das Ende der Welt oder das Ende des gemeindlichen apostolischen Christenthums? So

mögen wir nach anderthalb Jahrtausenden wol fragen. Die Welt ist noch da, und an die Stelle des heidnischen Weltreichs sind längst christliche Völker getreten: aber sind sie die Neue Welt, oder liegt die Menschheit noch in Kämpfen? und in welchen? und weshalb?

Ehe wir in die Darstellung des großen anderthalbtausendjährigen Dramas der arischen Menschheit und der tragischen Geschichte ihres Gottesbewußtseins von der wahren Gegenwart Gottes eintreten, ist es offenbar wichtig, daß wir uns die bleibenden, ewigen Errungenschaften des Gottesbewußtseins der ersten drei christlichen Jahrhunderte in ihrer Tiefe anschaulich zu machen suchen.

Die drei großen Faktoren oder wirksamen Kräfte jenes Bewußtseins, welche sich uns während der frühern Jahrtausende nur in der Vereinzelung oder in Kämpfen und Widersprüchen gezeigt haben, waren zum ersten male ganz rein erschienen: Gott, Mensch, Gemeinde. Gott, als der Ewige: die einzelne Menschenseele, als der endliche Geist, welcher im Ewigen die Ursache des Weltalls, und ihrer selbst ahnt oder schaut: die Gemeinde endlich, welche sich als die Menschheit, die Eine, göttlich Vereinigte erkennt, das heißt, als ein Ganzes nicht blos in dem Nebeneinander der einzelnen Geschlechter, sondern auch in ihrer Folge und Dauer.

Von diesen drei Faktoren des Gottesbewußtseins war der erste die jüdische Voraussetzung des Christenthums. In der That hatte die Menschheit im abrahamisch-mosaischen Bewußtsein von der Gegenwart Gottes die Einzigkeit des Ewigen so rein und klar vor Augen, daß ein anderer Ausgangspunkt nicht möglich war für die Weltreligion des Geistes. Die Ursache und fortdauernde Ursächlichkeit der sichtbaren, vergänglichen Dinge kann selbst nicht sichtbar, endlich, ver-

gänglich sein, nicht ein Wesen, das man in Form und Gestalt fassen könnte, nicht einmal in die Schranken des Weltalls. Diese ewige Ursächlichkeit nun ist eine sittlich-vernünftige, gute, ja das ewige Gute selbst, und hat also ihr endliches Abbild in dem Gemüth des Menschen.

Aber die griechisch-römische Religion war nicht im Stande den zweiten Faktor zu liefern, die göttlich-menschliche Persönlichkeit. Allerdings ruht das Eigenthümliche des hellenischen Gottesbewußtseins auf der Annahme der Menschwerdung Gottes: aber als Verwirklichung dieser Idee standen nur erdichtete Heroen da, Göttersöhne von zweideutiger Sittlichkeit, und an deren Göttlichkeit auch der Fromme nicht mehr glaubte, weil die Wirklichkeit diesem Glauben zu sehr widerstritt. Auch der Philosoph wußte damit nichts anzufangen, da die Vielheit der Götter den ersten Faktor verdunkelt und also die Bedeutung des zweiten, auch der Idee nach verringert hatte. Dieser Faktor war aber jetzt durch Jesu Lehre, Leben und Sterben gegeben, und so war die Idee einer göttlich-menschlichen Persönlichkeit, als verwirklichter Gotteserscheinung, in das Bewußtsein jener Gemeinde eingetreten, welche an den Ewigen glaubte, ohne an das jüdische Gesetz gebunden zu sein, und die Gegenwart Gottes anderwärts als in der Menschenbrust und in der gesammten Menschheit zu suchen. Der Glaube an den Ewigen bleibt nicht allein der Ausgangspunkt des christlichen Bewußtseins von Gottes Gegenwart unter den Menschen; er kommt erst jetzt recht zum Durchbruch. Jesus erkannte sich als unmittelbares Werk und Wirkung des Ewigen, durchaus gleicher Natur mit dem Ewigen, natürlich im Endlichen und in dessen Schranken: der Vater (der Ewige) ist größer als der Sohn, aber der Sohn ist derselben Art, und thut auf der Erde, im Gemüthe der Menschen, was der

Ewige im Weltall. Er ist also die erscheinende Gottheit, die von allen Völkern und Weisen geahnte, aber nie geschaute und in der Wirklichkeit erkannte Gegenwart des Ewigen. Nach den Aussprüchen Jesu und dem Gebrauche der apostolischen Schriften heißt der Ewige allein Gott: oder, mit anderer Wendung, Gott an sich heißt nur der Ewige. Diese Anschauung, dieser Gedanke gründet sich auf die unmisverständlichsten Aussprüche Jesu: weder die Gemeinde noch ihre Propheten anerkannten irgend einen andern Ausdruck als gerechtfertigt.

Eben so gewiß und sicher nun erkannten sie in sich selbst die zeitliche Verwirklichung des andern der beiden erscheinenden Faktoren des Bewußtseins von der innigsten Gegenwart Gottes in der Welt: die Gemeinde, das heißt, die als Einheit der Erlösten sich empfindende Menschheit. Diese Verwirklichung nun war erscheinend und nicht erscheinend zugleich, jenes in den einzelnen an Jesus als den Heiland sich anschließenden Persönlichkeiten, dieses in ihrem Verbande, in dem Geiste, welcher sie aus Vielen zu Eines machte. Ohne ihre Individualität zu vernichten, erhob dieser Geist die Menschen vielmehr zur vollkommenen Persönlichkeit, zu freien Wesen, welche sich verstehen und innerlichen Frieden genießen. Dieser Geist war nicht etwas Gemachtes oder auch nur etwas Menschliches, das heißt Endliches. Es war der Geist des Ewigen, welcher durch die Vermittelung der ersten sittlich vollkommenen und bewußten Persönlichkeit sich in die Menschheit ergoß, sie zu dem wahren Leibe des Auserwählten bildend, das heißt, zu einer über die Schranken des kurzen persönlichen Lebens der Einzelnen zu unbegrenzter Einheit und zu fortschreitender Vollendung. Also die Erscheinung selbst ist zeitlich, endlich, vergänglich, wie bei Jesu, aber sie setzt sich in unabsehlicher Reihe fort, als im Geiste zu schauendes Ganze, und was

in ihr wesenhaft erscheint, ist der bewußte Geist, nicht irgend eine geschaffene Naturkraft, nicht einmal das gesammte sichtbare Weltall mit seinen Kräften, sondern der Ewige selbst und unmittelbar. Wir sind also geschichtlich befugt, für die Erklärung dieser beiden Faktoren, Mensch und Menschheit, den einfachern Ausdruck zu gebrauchen:

> Gott der Ewige ist Mensch geworden in Jesu, und seit dessen Heimgange zum Vater ist Gott Mensch werdend bis ans Ende der Welt in den Geschlechtern der Menschen, also in der gläubigen Menschheit.

Jene Verwirklichung steht vollendet und verklärt da, diese geht unter unsern Augen vor sich, und jeder Einzelne von uns soll in diese fortschreitende Einleibung Gottes als wesentlicher Theil eingehen, und dort als göttliche Persönlichkeit Das wiederfinden, was er aus dankbarer Liebe als selbstisches Ich freiwillig aufgegeben hat zum Besten der Brüder.

Auch dieses Bewußtsein der göttlichen Wirklichkeit des dritten Faktors ist in jenen Jahrhunderten unverkennbar, eben sowol in den bewußten Aussprüchen ihrer Propheten, als in dem über das begriffliche Denken erhabenen, weil Wirklichkeit gewordenen, göttlich-menschlichen Leben der Gemeinde. Es erscheint in diesem Leben die Gemeinde als eine dreifach geweihte. Zum ersten male hatte sich das in den heiligen Versammlungen anschaulich gezeigt: die Gemeinde füllte das Gotteshaus und die Stätte ihrer heiligsten Gemeinsamkeit (Communion) war das Allerheiligste im Tempel. Die Gemeinde heißt und ist das Gotteshaus. Zum ersten male trat die tiefe, unergründliche Bedeutung des Opfers bei

der Anbetung zum Vorschein: die Gemeinde selbst war sich Opfer und Priester zugleich, ihr Gelübde der Hingebung war die Wahrheit aller jüdischen wie aller heidnischen Sinnbilder. Die Gemeinde ist der wahre Leib des Herrn, und wird im täglich erneuten Opfer dargebracht. Zum ersten male endlich fühlte sich die Gemeinde als Menschheit, nicht als Nation oder Staatsanstalt. Die Gemeinde ist das Gottesreich auf der Erde. Alles Dieses ist nicht durch philosophische Weisheit gemacht, sondern, wie mit göttlicher Nothwendigkeit, von selbst aus dem Bewußtsein der gläubigen Gemeinde über den Erdkreis hervorgegangen. Es muß also hier der ewige Logos selbst wirksam sein, das ewige Gesetz aller Einwirkung. Wenn aber dem so ist, so mußte der dritte jener Faktoren ganz besonders eine entscheidende Wirkung auf die Gestaltung des gesammten Gottesbewußtseins der christlichen Menschheit ausüben. Denn in ihm vereinigt sich das Ewige als bewußter Geist der Gottheit mit dem Endlichen.

Bedenken wir nun, welche Kraft zum Leben oder zum Tode in dieser ersten reinen Darstellung der Harmonie der drei nothwendigen Faktoren des Gottesbewußtseins verborgen liegt. Dergleichen war nie vorher dageweſen, obwol zu allen Zeiten ersehnt, angestrebt: es war eine so gänzliche Umkehr alles Bestehenden, daß es im Kampfe mit demselben untergehen oder die ganze Welt umkehren mußte. Es ist unnöthig jetzt noch zu sagen, welches von Beiden erfolgt ist.

Aber es mußte nun auch in dem immer sich mehr erweiternden, entwickelnden und verwickelnden Verlaufe jener Vergötterung der Welt sich kräftiger und also bewußter an die ewigen Bedingungen dieses Verlaufes halten, und hier lag eine der größten Gefahren, auf welche wir am Schlusse des ersten Hauptstücks aufmerksam machten.

Welches sind diese, von unserm, dem weltgeschichtlichen Standpunkte?

Der christliche Glaube an den Ewigen bedingt die Einheit des Alls, nicht blos als Idee des ewigen Selbstbewußtseins der Gottheit, auch nicht allein in dem erscheinenden Weltall, sondern in der menschlichen Ebenbildlichkeit. Dieser Bedingung muß nicht allein die Lehre gemäß sein, das heißt, die begriffliche Entwickelung, sondern auch das Leben, also Verfassung und Anbetung. Es muß fortdauernd ausgemerzt werden aus allen Dreien das Selbstische, was sich nach dem Gesetze aller endlichen Bildung ansetzt, als Heidenthum oder Judenthum. Jenes leugnet praktisch die Einheit, welche es doch anerkennt, und verliert das Ewige in der Vielheit seiner Erscheinungen. Dieses leugnet thatsächlich die wesenhafte Gegenwart Gottes in Jesu und der Gemeinde, also in Persönlichkeit und Menschheit, obwol es sie als Heischesatz annimmt in der Schrift und im Gedanken. So wird ihm also wider seinen Willen der Ewige, der Alles in Allem Seiende, zum „Alten der Tage" im Sinne eines höchsten Wesens: der Allgegenwärtige wird der nirgends in der Wirklichkeit wahrhaft Seiende. Den Verlauf beider Krankheiten sahen wir im Heidenthume wie im Judenthume: sollte er sich im Christenthume nach andern Gesetzen gestalten? Sollte nicht auch hier die begriffliche Lehre und das gemeindliche Leben in Wechselwirkung stehen?

Der christliche Glaube an den Gottessohn heischt, nach dem Zeugnisse der Schrift und der drei ersten Jahrhunderte, die Einzigkeit des Erlösers als göttliche Bedingung, und die allgemeine Erlösungsbedürftigkeit als menschliche Bedingung. Eben so fordert der Glaube an den Geist einerseits, daß dieser Glaube in Gott selbst, als dem in der Gesammtheit

der gläubigen Gemüther sich Bezeugenden gesetzt, andererseits, daß seine Offenbarung und Verwirklichung wesentlich in der Gemeinde der Gläubigen anerkannt werde. Aus beiden Heischesätzen folgt Großes und Schweres für die weitere Entwickelung der Verfassung der christlichen Gemeinde, und noch Größeres und Schwereres für ihre Anbetung. Für die Verfassung folgt, daß Christus allein König und Herr der Gemeinde sei, und ihr Niemand auf Erden „Vater" genannt werden könne, ohne Lästerung. Für die Anbetung folgt, daß kein vom Weibe Geborener angerufen werden solle als Gegenstand der Anbetung und Verehrung, außer dem Gottessohne und dem Geiste: der Sohn als vollendetes Wesen des erscheinenden Ewigen, also nach seiner ewigen Natur in Gott, nicht als endlicher Lehrer und Prophet, und als der Aelteste der Gemeinde: der Geist als Gott in den Gläubigen. Das empfand nun die Christenheit jener Jahrhunderte so stark, daß wir noch ziemlich spät in einem Concilienbeschlusse als feste Regel und als Gesetz aufgeführt finden, was die alte Sitte geheiligt und festgehalten hatte:

> daß bei der Feier des Abendmahls Niemand in der Gemeinde solle in den gemeinsamen Gebeten angerufen werden, außer dem Vater.

Aber wie schwer wird Beides in Zukunft festzuhalten sein! Die „Gewaltigen und die gnädigen Herren" (um uns an Luthers Uebersetzung von Luc. XXII, 25 anzuschließen) werden an die Spitze der Gemeinde des Weltreiches treten: Bischöfe und bischöfliche Synoden, Fürsten und Kaiser. Wenn der Geist der Gemeinde nun auch der Herrschsucht der Könige widersteht, wird er eben so der Herrschsucht der geistlichen Herren widerstehen? Und wird nicht dadurch die Trä-

gerin des Gottesbewußtseins im höchsten Sinne, die Gemeinde, betheiligt? wird ihre Bedeutung dadurch nicht im Innersten angegriffen, erschüttert, zuletzt vernichtet werden? Und zwar selbst ohne besonders gewaltthätige und herrschsüchtige Charaktere, nur durch das Zurücktreten und allmälige Verschwinden der Gemeinde? Wird nicht schon dadurch der „Aelteste" (Presbyter) aus einem Lehrer und Diener der Gemeinde ein „Priester" werden, ein Vermittler, also ein Mittler? das geistige Opfer der Gemeinde seine That, sein Opfer, also etwas Aeußerliches, nur als priesterliches Werk Bedeutsames? Gott und Christus können nicht gegenwärtig geglaubt und als heilskräftig, erlösend empfunden werden im Gewissen und Gemüthe, und zugleich in einem Geschöpfe oder gar in einem Machwerke des Menschen. Wird also dadurch nicht das Bewußtsein der Erlösungsbedürftigkeit, der rechtfertigende Glaube, die persönliche, sittliche Religion gefährdet, und es zuletzt unmöglich werden die Einzigkeit des Erlösers festzuhalten? Werden nicht die „Heiligen", das heißt nach Schriftgebrauch, die von der Welt (vom Selbst) Gesonderten, also die Gläubigen, zu kirchlichen, als Helfer anzurufenden „Schutzherren" werden, und so praktisch zum Gegenstande gemeindlicher Verehrung? Wird dann endlich nicht der ordnende Verstand diese also umgewandelten Grundbegriffe als das Gegebene, als das göttlich Ueberlieferte, ja als das Ewige selbst ansehen und behandeln, und aus dem Misverstande eine Theorie bilden, ein System machen, den Irrthum zum Unterscheidungszeichen des Glaubens? Wird also dieses nicht zuletzt als heiliges, ja heiligstes Gesetz erscheinen und vom Staate mit äußerlichem Zwange durchgeführt werden müssen? Denn wie sollte es sich sonst gegen Schrift und inneres Gottesbewußtsein halten? Und wenn es nicht

absolute, ewige Wahrheit ist, was ist es denn? Und wird es dann nicht schlimmer werden als je vorher? „Das Schlimmste ist das Verderben des Besten" (corruptio optimi pessima) sagt ein alter und weiser Spruch.

Wir haben gesehen, wie das geschichtliche Element der Religion ohne sichere Urkunden nothwendig seinen gegenständlichen Halt und seine Norm verliert, und wissen ja, daß die Bibel nicht allein das Beste und Heiligste, sondern auch die einzige wahrhaft geschichtliche und aus dem Mittelpunkte des allgemeinen innern Gottesbewußtseins geschöpfte Urkunde ist. Der Glaube an die Bibel, als die Urkunde der göttlichen Geschichte steht nicht hemmend, sondern leitend und tröstend neben dem innern Gottesbewußtsein des Einzelnen: er erhebt über die Schwankungen, welche nothwendig in der großen geschichtlichen Entwickelung sich zeigen. Aber die Bibel deckt sich nicht mit einem solchen System, denn die Voraussetzungen, auf welchen es aufgebaut ist, finden sich nicht im Evangelium und sind nachweislich spätere Ausartungen Dessen, was sich wirklich in ihm findet. Sowie also eine scholastische Formulirung eintritt, so ist der Widerspruch nicht zu verdecken: nur System oder Bibel kann herrschen, kann maßgebend sein. Wird also das Wort Gottes, welches als in der Bibel enthalten alle Christengemeinden theoretisch anerkennen, nicht untergeordnet werden müssen den Satzungen der Menschen, also das spätere Judenthum mit erneuter Kraft wieder die Menschheit bedrücken?

Wenn Freiheit und Bibel abhanden gekommen sind, wenn der Ewige zurücktritt hinter irgend einer Vielheit und Erscheinung, wenn die Einzigkeit des Erlösers aufhört, wenn das Gewissen der Gemeinde unterdrückt, und also diese selbst vernichtet wird — wie kann da der heilskräftige Glaube in

der kirchlichen Gemeinschaft bleiben? ja ohne die ewige Vorsehung Gottes überhaupt in der Menschheit sich erhalten? Wird der Unglaube nicht eben sowol die Frucht dieses Abfalles sein als der Aberglaube, die bürgerliche Knechtschaft nicht eben so sehr als die geistige? Wird denn Christus nicht von neuem gekreuzigt durch lange Jahrhunderte, während welcher die Seelen der Gemordeten schreien: „Herr wie lange?“ (Offenb. V, 10.) Wird nicht der heilige Geist Gottes gelästert werden, durch jene Leugnung des Göttlichen als des Guten, welche nicht vergeben wird, das heißt, die zum entsetzlichen Untergange von Völkern und Staaten führt?

Wir müssen uns diese Fragen stellen, denn wir sind im Begriffe einzuleiten in eine fast übermenschlich schwere und tragische Entwickelung, die vielmehr eine unauflösliche, oder noch nicht gelöste, Verwickelung ist.

# Zweite Abtheilung.

## Erster Abschnitt.

## Das Gottesbewußtsein der herrschenden Geistlichkeitskirche und ihrer Propheten.

### Erstes Hauptstück.

### Das gemeindliche Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Verfassung.

Die Gemeinde, welche im zweiten Jahrzehende des vierten Jahrhunderts, unter Konstantin in das Weltreich eintrat, als erstberechtigte und herrschende, und unter Theodosius, 60 Jahre später, bereits als die alleinberechtigte und verfolgende dastand, war seit dem Ende des vierten Jahrhunderts allmälig eine bischöfliche Geistlichkeitskirche geworden. Das brüderliche Gemeindegefühl war dem körperschaftlichen gewichen, die Gemeindeältesten wurden Liturgen, ihre Vorsteher regierende Bischöfe. Die Scheidewand zwischen Laien und Geistlichen, das heißt, dem christlichen Volke und seinen Lehrern, wurde immer sichtbarer. Doch blieben noch die alten Grundanschauungen von Verfassung und Anbetung; es stand nichts

zwischen Gott und der Gott suchenden Seele, zwischen dem Glauben der Gemeinde und dem evangelisch-apostolischen Worte Gottes. Um hier nicht allgemein Bekanntes aufführen zu müssen, wollen wir nur auf das Kennzeichnende aufmerksam machen, welches die großen Phasen der pathologischen Entwickelung von einander scheidet, in den seitdem verflossenen mehr als funfzehn vollen Jahrhunderten.

Denn als eine krankhafte, pathologische werden wir diese Entwickelung doch erkennen müssen, wenn wir auf das Gottesbewußtsein Jesu als das untrügliche Musterbild, auf das Bewußtsein der Apostel und der apostolischen Gemeinden als ein im wesentlichen mustergültiges Vorbild zurückblicken. Dann aber fordert auch eine mehr als anderthalbtausendjährige Geschichte den Forscher ernst zu der Frage auf, ob die in ihr unverkennbar sichtbare folgerichtige Entwickelung, nach ihrer uns vorliegenden Thatsache, ein Weg zum Leben oder zum Tode gewesen sei?

Im Allgemeinen wird also wol Niemand bestreiten, daß die Kirche des Zeitalters von Konstantin bis Justinian II. (312 bis 692) eine bischöfliche Geistlichkeitskirche genannt werden muß. Zur nähern Bezeichnung aber wird sie als bischöfliche Concilienkirche zu fassen sein: denn gleichzeitig mit dem Umschwunge der Stellung des Christenthums zum römischen Reiche versammelt sich ein allgemeiner Kirchenrath, ausschließlich aus Geistlichen, und fast ganz aus Bischöfen bestehend, in Nicäa, um eine theologische Formel aufzustellen über den Glauben der Gemeinde an Vater, Sohn und Geist, eine systematische Lehrformel, als Glaubensformel. Diesem ersten Concil folgten vier andere (bis 685), allgemeine oder ökumenische Synoden, deren Beschlüsse im Abendlande wie im Morgenlande anerkannt wurden, während die Beschlüsse des

konſtantinopolitaniſchen Concils (692) über Kirchenrecht und Disciplin im Abendlande keine Anerkennung fanden. Die Spaltung war eine rein kirchenrechtliche: die Päpſte fanden die von jenem Concil zuſammengeſtellten ältern Kirchengeſetze (Canones) ihren Anſprüchen nicht genügend. Doch ſtand feſt, daß die Concilien über dem Papſte ſeien.

Die biſchöfliche Concilienkirche war nun im Laufe des fünften und ſechsten Jahrhunderts allmälig eine Patriarchenkirche geworden, wo zuletzt das alte und neue Rom ſich gegenüber ſtanden. Im Oſten ſtellte ſich Byzanz zuerſt nur neben Alexandrien und Antiochien, und jede dieſer drei Hauptkirchen ſuchte aus dem Einfluß auf den unter ihr ſtehenden Theil des Reiches ein Recht des Herrſchens zu machen, und die ſelbſtändigen erzbiſchöflichen und biſchöflichen Sprengel der übrigen größern Gemeinden in den Hintergrund zu drängen. Es begreift ſich, daß der Sitz von Konſtantinopel durch den Einfluß des kaiſerlichen Hofes ſich immer mehr erhob über die ältern Hauptkirchen des Oſtens. War ſchon die Wahl der Biſchöfe durch Volk und Geiſtlichkeit, welche die alten Kirchengeſetze vorſchreiben, ausſchließlich oder überwiegend in die Hände der Geiſtlichkeit gekommen; ſo waltete bei den höhern Stellen der Einfluß des Kaiſers und ſeines Hofes vor, und es ließ ſich auch der Einfluß der Mönche ſehr bedeutend verſpüren. Die ſogenannte rechtgläubige morgenländiſche Kirche iſt die Kirche der Kaiſerſtadt, welche die Nationalkirchen wie die ſyriſche und armeniſche unterdrückte, und dann dieſe mit Ketzernamen brandmarkte. Dieſe Uſurpation hat ſich ſelbſt im Sprachgebrauche feſtgeſetzt.

Im Weſten wurde, bei ähnlichem Entwickelungsgange, der Sitz von Rom ſeit dem Untergange des Reichs im fünften Jahrhunderte vor allen andern mächtig. Doch ſtellt ſich noch

Gregor der Große zu den Sitzen von Mailand und Aquileja als zu seines Gleichen, während er die Bischöfe seiner Reichsprovinz (des cisalpinischen Italiens, Siciliens und Afrikas) als seine Untergebenen behandelt. Erst die Verbindung Roms mit dem karolingischen Herrscherhause der katholischen Franken machte die westliche Kirche zur päpstlichen. Die Entwickelung dieser Kirche mußte eine aufsteigende werden, denn im Westen regte sich frisches Leben, bei aller Zerstörung, in Folge des germanischen Blutes, während der Osten, durch Muhammed erschüttert, mehr und mehr zusammenbrach und asiatische Zustände annahm, die alte Kaisergewalt aber im westlichen Europa, selbst in Italien, im achten Jahrhunderte ganz verschwand.

Den weltgeschichtlichen Wendepunkt bezeichnet die Krönung des Frankenkönigs Karls des Großen in der römischen Peterskirche am Weihnachtsfeste des Jahres 800; damit beginnt das germanische Mittelalter und seine Kirche, die päpstliche Concilienkirche. An die Stelle jener allgemeinen Concilien traten jetzt Provinzialconcilien, von den Päpsten geleitet: die Formulirung der Christologie war vollendet, und die Nationalitäten ordneten ihre kirchliche Gesetzgebung selbst, unter der Leitung der Päpste, und mit mehr geduldeter als anerkannter, mehr thatsächlich nebenher gehender als organisch theilnehmender Wirksamkeit der Fürsten.

Wenn nun schon unter dem bischöflichen System die große Gemeinde der Griechen und Römer vor der Hierarchie fast verschwand, wie viel mehr mußte dieses der Fall sein bei dem päpstlichen System! Die vereinzelten Synoden konnten sich nicht halten gegen die in jeder Beziehung überlegene päpstliche Macht, und oft auch nicht ohne dieselbe. Das fränkische Volk hatte schon unter Karl dem Großen an den

Concilienbeschlüssen so wenig Theil als an den Kapitularien. Die kirchliche Gemeinde trat, aus mehren Gründen, gerade ganz besonders bei den germanischen Stämmen zurück. Auf der Uebergangsstufe zur romanischen Bildung waren sie gegen ihre römischen Lehrmeister wehrlos. Sie hatten das Christenthum schon als ein Kirchenthum empfangen, mit dem Gottesdienste in fremder Sprache, und mit einer lateinischen Bibel, aus welcher sich die Franken und Sachsen, nicht mehr wie einst die Gothen, eine deutsche Bibel bildeten, sondern nur Evangelienharmonien für die Muttersprache zusammenschrieben oder dichteten.

Als im zwölften Jahrhunderte die bürgerliche Gemeinde mächtig geworden war durch die Städte, und als die Völker anfingen sich eine selbständige Bildung zu erwerben, begann der Kampf zwischen den parlamentarischen Concilien und den Päpsten, welche seit Innocenz III., zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, sich als unumschränkte Herren der Christenheit, über Völker, Könige und Kaiser erklärt hatten. Aber weder Konstanz noch Basel vermochte die päpstliche Alleinherrschaft zu brechen, da die Concilien auf dem hierarchischen Prinzip blieben ohne dessen letzte Folgerung anzuerkennen. Es zeigte sich vielmehr immer deutlicher, wie es unmöglich war, ohne die Gemeinde eine Reform der Kirchenverfassung zu erringen. Das Tridentinische Concil endlich, veranlaßt und erzwungen durch diejenigen Dynastien, welche sich dem gemeindlichen Prinzip aus Herrschergründen widersetzen mußten, besiegelte die unumschränkte Regierung der Kirche durch den Papst. Daß hieraus auch das päpstliche Recht der Gesetzgebung in Glaubenssachen folge, war zweifelhaft, bis in unsern Tagen Pius IX. die Frage dadurch thatsächlich entschieden hat, daß er eine Schulansicht, welche seit dem elften Jahrhundert viele

der bedeutendsten und frömmsten Väter der lateinischen Kirche bekämpft hatten, die Sündlosigkeit der Empfängniß der Jungfrau Maria, aus eigener Machtvollkommenheit zum Glaubenssatze erhob.

Der Umschwung dieses Gottesbewußtseins ist nicht allein ein bedeutender, sondern ein Umschwung zum positiven contradictorischen Gegentheil, schon vom Standpunkte der weltgeschichtlichen Entwickelung, auch ohne alle Rücksicht auf die entsprechenden Ergebnisse der andern, mehr geistigen Entwickelungsreihe, welche wir später zu betrachten haben.

Die Gründe dafür sind insbesondere folgende zwei. Erstlich ist die Thätigkeit und entscheidende Mitwirkung der Gemeinde, nach deren verschiedenen Sphären, unumgänglich nothwendig zur Erfüllung des göttlichen Planes des Evangeliums. Es genügt dafür auf jede Seite der Evangelien zu verweisen, insbesondere auf die von uns oben vorgelegten und erläuterten Stellen. Der Gemeinde des christlichen Volkes ist der Geist Gottes gegeben, und die höchste Macht der Schlüssel. Wie kann also das contradictorische Gegentheil, die volle Aufhebung des Ausgangspunktes, das Richtige und eine Entwickelung zum Leben sein? Alle Grundbegriffe sind versetzt, ja umgeschlagen ins Gegentheil, zuerst thatsächlich, dann prinzipiell. Wir finden statt des christlichen Volks eine priesterliche Körperschaft: statt des Gottesworts in der Bibel und im Gewissen der Vernünftigen, die geistlichen Gesetze einer priesterlichen Körperschaft: statt freier Berathung der Gemeinde und ihrer Abgeordneten mit den Verwaltern der Kirchenämter, den absolutesten aller Despotismen, denjenigen, welcher sich zum Herrn der Gewissen macht, und über Thatsachen mit göttlicher Unfehlbarkeit entscheidet. Und zwar von Rechts wegen, und zwar von wegen eines hei-

ligen Rechts! Und doch bezeugen unbestreitbare Thatsachen, daß die Beschlüsse dieser absoluten Macht zum Theil auf erlogenen oder wenigstens betrüglich eingeführten Verfügungen, viele der übrigen auf Misverstand beruhen. Es gibt zu ihrer geschichtlichen Rechtfertigung, bei dem gegenwärtigen Stande der historischen Forschung, nur sentimentale Phrasen der Romantiker oder auch Sophismen, fast so arg, wie die einiger sogenannten Protestanten, welche in unsern Tagen die Vernunft abgeschworen haben und das Recht des Gewissens leugnen, ohne zu merken, daß sie sich dadurch für Unvernünftige und Gewissenlose erklären.

Daneben nun wird, selbst von jener Priesterschaft, welche sich praktisch an die Stelle des Wortes Gottes gesetzt wie an die der Gemeinde, die Bibel, und insbesondere das Evangelium, im Prinzipe als maßgebend anerkannt, obwol das beanspruchte ausschließliche Recht der Auslegung diese Anerkennung aufhebt und verspottet. Wenn sich also nach dem Zeugnisse der Geschichte, also aus dem maßgebenden Anfangspunkte, immer stärker und folgerichtiger das unbedingte Gegentheil entwickelt hat; so müssen wir schon von dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Untersuchung fragen: Steht etwa die christliche Menschheit gerade jetzt am Rande eines furchtbaren Zwiefalles? Das Dilemma würde folgendes sein. Entweder ist die sittliche Weltordnung eine Täuschung und das Evangelium eine Lüge, die Religion aber ein abgethanes Kinderspiel: oder die Entwickelung, welche folgerichtig dahin geführt hat, ist nicht die christliche, nicht die des geistigen Kosmos, nicht die Gottes, sie ist ein Abweg, nicht ein Weg des Lebens, sondern des Todes.

Also vom Evangelium und den Aposteln aus führt der Pfad nicht zur Hierarchie. Aber die von uns oben angeführten Thatsachen reichen hin zu beweisen, daß wir, zwei-

tens auch nicht von der vorkonstantinischen Gemeinde zum hierarchischen System gelangen. Diese, mit Recht apostolisch genannte Kirche wird nun doch von allen Gemeinschaften so weit mindestens als mustergültig angesehen, daß Niemand leicht wird zugeben wollen, es finde ein wesentlicher Gegensatz statt zwischen den eigenen Zuständen und dem dort sich offenbarenden innern Lebensgange. Am wenigsten wird die äußerliche Fortsetzung der alten Kirche, die bischöfliche, diesen Standpunkt nehmen können. Es ist aber durchaus mislungen, trotz aller Anstrengungen, ja es ist mit jedem Fortschritte der Forschung unmöglicher geworden nachzuweisen, oder auch nur glaublich und denkbar zu machen, die Verfassung des absoluten Priesterthums stehe im Einklange, und nicht im vollen Widerspruche, mit jenen drei ersten Jahrhunderten vorkonstantinischer Entwickelung. Aus dem zuerst mehr negativen Beweise ist allmälig ein überwältigender positiver geworden.

Also sollen wir etwa die in unsern Tagen auch von einem protestantischen Kirchenrechtslehrer mit großer Salbung und Zuversicht verkündigte Lehre von der Umkehr der Wissenschaft predigen, und die historische Forschung eben sowol als die philosophische Betrachtung abweisen, sei es, um uns in den Schooß eines protestantischen Oberkirchenrathes oder in die Arme des Papstthums zu werfen? Oder sollen wir vielleicht lieber den Ernst der Forschung durch den Ernst der Gesinnung verschärfen, und die Ergebnisse auf das Leben anwenden? Jedenfalls scheinen uns, nach sichern Zeugnissen, zwei Thatsachen festzustehen; einmal, daß die anderthalbtausendjährige Entwickelung der kirchlichen Verfassung allerdings eine folgerichtige Ausbildung des hierarchischen Prinzips sei: dann aber, daß wir in unsern Tagen bei den äußersten Folgerungen eines Systems angelangt sind.

Neben dieser Betrachtung steht der Nimbus der Heiligkeit einer mit Gottes Geiste unfehlbar ausgerüsteten, sich selbst geschlossen fortpflanzenden Hierarchie nicht der Barbarei noch auch der verneinenden Gottlosigkeit oder dem Leichtsinne der Verzweiflung und des Lasters entgegen, sondern wir finden ihn durch die Geschichte selbst gegenübergestellt einem wahrhaft göttlichen Lichte, welches am hellsten und reinsten im Evangelium leuchtet. Gewiß ist das Gewand göttlich, mit welchem die Hierarchie sich umhüllt: aber gehört es ihr? Ist es nicht vielmehr der Gemeinde entwandt, welcher es der Erlöser gegeben mit den erhabensten Verheißungen, und der es durch Gewalt und Täuschung entrissen worden? „Gott will seine Ehre keinem Andern geben", sagt die Schrift. Auch hat, wie wir gesehen, bis jetzt noch Niemand sie sich genommen, ohne vom göttlichen Gerichte ergriffen zu werden.

Was nun neben dieser Entwickelung und unter dieser Verfassung aus der andern Grundanschauung des maßgebenden Gottesbewußtseins, der Anbetung, geworden sei, wollen wir nun in möglichster Kürze, aber doch urkundlich, betrachten. Denn hier ist der geistige Mittelpunkt der Tragödie der europäischen Menschheit.

# Zweites Hauptstück.

## Das gemeindliche Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Anbetung.

---

### Einleitung.

Indem wir zu der Betrachtung des andern Punktes des gemeindlichen Lebens der kirchlichen Gemeinde übergehen, betreten wir das Heiligthum des in Gott versenkten Geistes, der ihren Ursprung suchenden Seele, der Weihe der Gemeinschaft der Menschheit. Alles was den Gottesdienst, oder, besser ausgedrückt, die Anbetung betrifft, pflegt selbst die ganz Weltlichen und Ungläubigen mit einem Schauer der Ehrfurcht zu erfüllen. Die Gottheit wird bei der Anbetung der Gemeinde gegenwärtig gedacht in einem ganz besondern Sinne, und die Betrachtung dieser Gegenwart fällt nothwendig in den Mittelpunkt des Kreises unserer Forschung. Wir wollen daher einige Worte des Verständnisses vorausschicken, über das Verhältniß der kirchlichen Formeln dieses Bewußtseins von der Gegenwart Gottes, welche dabei allerdings einigermaßen berührt werden.

Wir bitten Jeden Folgendes zu bedenken. Es würde

eben so sehr ungeschichtlich als unpsychologisch sein, zu leugnen, daß die Frömmigkeit und Anbetung weniger hervorgeht aus dem System der Lehre, als das System aus dieser. Die Frömmigkeit und die Andacht der Christen sind da vor allen Dogmen. Sie ruhen auf innern Zuständen, welche keineswegs immer den dogmatischen Anregungen entsprechen. Wer im Hause Gottes wohnt, kümmert sich weniger um die Leitern als Die, welche sie aufstellen, um zu versuchen ins Haus zu kommen. Die Anbetung ist ursprünglich im Menschen, ihre Anfänge sind älter als alle geschichtlichen Ordnungen. So ist denn aber auch zweitens im Christenthum das Allgemeine zu unterscheiden von dem Besondern. Das Geheimniß der Verbindung der Seele mit dem Leiden Jesu ist eine mächtige Anregung der anbetenden Menschheit, und die Empfindung seiner Kraft unabhängig von der dogmatischen Bestimmung über die Art ihrer Einwirkung. Endlich kann auch das Festhalten an der Wahrheit des Empfindens jener göttlichen Kraft sich im Gemüthe erhalten, eben sowol trotz der dogmatischen Bestimmung über das was außer der Empfindung liegt, als durch dieselbe. Anders allerdings verhält es sich, wenn die Bestimmungen über dieses Aeußerliche als höchste kirchliche Wahrheit sollen geltend gemacht, und zum Zeichen der Gemeinschaft mit Christus und Gott erhoben werden. Dann kommt die Sache vor den Richterstuhl der Philosophie und der Forschung, und das fromme Gemüth kann von einer freien Untersuchung der Wahrheit niemals berührt werden.

Jede theologische Lehre (Dogma) besteht aus zwei Elementen, welche man sondern muß: aus theologisch-philosophischen Voraussetzungen und Annahmen, und aus einer als offenbart zu Grunde gelegten Thatsache. Bei der Mischung beider wird nun nicht selten das thatsächlich Geschichtliche

in Folge einer nicht ganz reinen und klaren Entwickelung verkehrt aufgefaßt, ja das Urſprüngliche iſt in einer gegebenen Zeit vielleicht ſchon in ſeiner wahren Geſtalt entweder nicht mehr bekannt, oder nicht mehr verſtändlich. Das Schlimmſte aber iſt, daß oft die Worte bleiben, während der Sinn ſich umkehrt. Wir machen dieſes durch ein Beiſpiel anſchaulich. Die Worte

Presbyter — Eccleſia — Sacrificium — Sacramentum

bedeuten nachweislich die erſten Jahrhunderte hindurch, wie wir geſehen:

Aelteſter — Gemeinde — Dankopfer — Gelübde

und eben ſo gewiß in der mittelalterlichen Kirche:

Opferprieſter — geiſtliche Körperſchaft — Sühnopfer — magiſches Werk.

Es iſt eben ſo voreilig zu ſagen, dieſes ſei nicht möglich, als eine ſolche Umwandlung bedeute nichts. Aber es iſt auch eben ſo unbillig zu behaupten, es könne eine ſolche Umwandlung nur durch Betrug und hierarchiſche Zwecke entſtanden ſein, als dem hiſtoriſchen Nachweiſe, daß eine ſolche Umwandlung ſtattgefunden, den vermeintlichen Beweis der Unmöglichkeit entgegenzuſetzen. Allerdings kennt die Weltgeſchichte keine größere Umwandlung als die des Glaubens an die wahrhafte Gegenwart Gottes im Herzen der Abendmahlsgenoſſen in den Glauben an die wirkſame Gegenwart Gottes in der Hoſtie. Aber beide halten ein Wunder feſt, und zwar das einer weſenhaften Verwandlung. Herz oder Hoſtie, das iſt hier der Zwiefall. Für den folgerichtigen Denker und für das gläubige Volksbewußtſein gibt es nur Ein Dilemma. Die Wahrheit und Wirklichkeit der Gegenwart iſt entweder im Geiſte oder ſie iſt im Brote und Wein. Geſetzt nun, es wäre die erſte verdunkelt durch Veräußerlichung der Grund-

begriffe, welche dabei zur Sprache kommen, wie soll sie von einer Gemeinschaft, welche sich gleichsam verhängnißvoll, durch den Zug nach begrifflicher Folgerichtigkeit an das Aeußerliche anklammert, anders festgehalten werden als am entgegengesetzten Ende? Das mag Manchen seltsam vorkommen, aber es ist geschichtlich und philosophisch wahr. Irgendwo müssen Gewähr und Zeichen der göttlichen Wirklichkeit sein: sind sie nun nicht in der Gemeinde und ihrem häuslichen und öffentlichen Leben; wo sollen sie denn anders sichtbar werden als in den äußern Zeichen ihrer Gemeinschaft? und was sollen diese anders werden als Christi Fleisch und Blut? Alles Dazwischenliegende ist willkürlich, unbefriedigend für den Verstand wie für das ursprüngliche Gottesbewußtsein. Wenn nun eine Versetzung (Metastase) jener Grundbegriffe stattfand, dabei aber doch der Glaube an die Gemeinschaft mit Gott und deren umwandelnde Kraft in den gläubigen Gemüthern blieb; was konnte Anderes erfolgen als daß man bei dem Untergange der Gemeinde und ihres freien Lebens gerade die diametral entgegengesetzten Punkte auch hier festhalten mußte, aus Besorgniß am Glauben überhaupt Schiffbruch zu leiden, und den Gott zu verlieren, welchen die Seele sucht um zum Frieden zu gelangen? Was von einem andern Standpunkte Aufgeben des Glaubens an Christus heißen muß, konnte ja auf jenem verhängnißvollen Wege nur als nothgedrungenes, redliches Bekenntniß des Glaubens an eine anerkannt göttliche Wahrheit erscheinen. Es wird sich vielleicht in einer Realphilosophie des Gottesbewußtseins nachweisen lassen, daß dieser tragische Verlauf nach einem göttlichen Naturgesetze erfolgt, welches eben so gewiß ist, wie das Gesetz, wonach die Körper zur Zersetzung und Auflösung gehen, aber viel klarer, weil aus der Natur des Geistes erklärbar.

Allerdings wird, nach der bisherigen Forschung, aus einer solchen Versetzung und Umwandlung des Sinnes der Grundbegriffe sich doch früher oder später die Nothwendigkeit ergeben, den eigentlichen Gegenstand und die ursprüngliche Grundlage des kirchlichen Glaubens eben so diametral umzukehren. Christus findet sich nicht mehr als der Gegenstand, die Bibel nicht länger als die Grundlage, des christlichen Glaubens, selbst wenn man es wollte und wünschte. Wenn man an eine ewige Weltordnung glaubt, an Christus als den Erlöser, und an den Geist als das Leben der Gemeinde der Gläubigen; so muß das Verschwinden der wesenhaften Bedeutung von Vater, Sohn und Geist, und des Glaubens an die Bibel als die geschichtliche Offenbarungsquelle der Offenbarung dieser Gottheit, die bedenklichsten Folgen haben. Hört das unmittelbare Verhältniß der einzelnen Gläubigen, also auch die innige Verbindung von Brauch und Gesinnung, von Religion und Sittlichkeit nicht nothwendig auf, wenn statt aller jener göttlichen Kräfte eine Körperschaft sich als das Organ darstellt, durch welches Gott zur Menschheit redet? Ja, wenn diese allein, oder ihr Haupt, die Wahrheit vernimmt, so werden sie gar nicht umhin können, dem christlichen Volke das Wort Gottes zu entziehen, und von ihm nur Dasjenige mitzutheilen, was ihnen geeignet scheint, und in der Form, welche von ihnen vorgeschrieben ist.

Mit Denen nun, welche einer ernsten geschichtlichen Forschung, und der christlichen und menschlichen Berechtigung einer solchen Stellung nachzugehen sich im Gewissen nicht frei fühlen, wird kein Vernünftiger rechten. Unsere Leser aber sind solche, welchen die Wahrheit der Geschichte heilig, die der Geschichte Gottes und der göttlichen Dinge in der Mensch-

heit aber das Heiligste, und ihre Erkenntniß für den Seelenfrieden das höchste Ziel ist. Es ist dabei einerlei, ob sie von dem Glauben an eine von Gottes Geist unfehlbar beseelte Körperschaft, oder von dem Glauben an das Bibelwort und die Geschichte desselben ausgehen. Es handelt sich in der Geschichte um Thatsachen und deren nachweislichen Zusammenhang unter einander und mit Gewissen und Vernunft. Der Ausgangspunkt kann ganz verschieden sein, und ist oft zufällig, aber von Allen kann ein aufrichtiges Streben nach dem Ziele gefordert werden, denn dieses ist Wahrheit und Seligkeit.

Nach dieser Bevorwortung gehen wir also unbedenklich an die Kennzeichnung der Epochen jener Umwandlung, mit urkundlicher Nachweisung der schlagenden Thatsachen. Hinsichtlich mancher Einzelheiten müssen wir uns auf die ausführlichen Darstellungen in „Hippolytus und seine Zeit" beziehen, sowol im ersten als im zweiten Bande. In diesem Werke sind auch die liturgischen Urkunden der östlichen wie der westlichen Kirchen bis zum achten Jahrhundert kritisch zum ersten male, nach ihrer historischen Ordnung, zusammengestellt.*)

*) „Hippolytus und seine Zeit", I, 372—417; II, 363—618. In der zweiten englischen Ausgabe „Analecta", als Theil V und VI, von Christianity and Mankind.

# Erster Zeitraum.

## Das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Abendmahlsfeier vom vierten bis zum Ende des achten Jahrhunderts (325 — 800): fünf Jahrhunderte.

---

Wir haben in dem ersten Zeitraum gesehen, wie die Feier des Gedächtnißmahles allmälig eine gottesdienstliche wurde, und mit dem Lob- und Dankgebete, oder der Weihung der Gemeinde im Frühgottesdienste in Zusammenhang gebracht ward. Der Begriff des Opfers war und blieb dabei von der Abendmahlsfeier als solcher durchaus getrennt. Das Weihegebet, hervorgegangen aus dem alten Tischgebete, wie Christus dasselbe gehoben und geheiligt hatte, war ein freies, und schloß immer mit dem Gebete des Herrn: auch dieses allein genügte als Segensgebet. Ein Lobpsalm blieb heilige Sitte nach dem Mahle, ebenfalls nach altjüdischem Gebrauch. Die übrigen Gebete, vor wie nach dem Mahle, gehörten dem gewöhnlichen Gottesdienste zu: so namentlich die vom Apostel empfohlene Fürbitte für das Volk Gottes, welches auf dem Erdkreise zerstreut ist, und für alle Menschen. Da hierbei viel Oertliches und Stehendes vorkam, so finden wir hier

auch zuerſt ſtehende Formeln: ſo in der alexandriniſchen Gemeinde, wie aus des Origenes Anführungen hervorgeht. Iſt für dergleichen einmal der paſſendſte Ausdruck gefunden, ſo iſt es gerathen ihn, wenn auch mit einer gewiſſen Freiheit im Gebrauche, feſtzuhalten, wodurch die Vorſtellung des Zuſammenhangs der Geſchlechter und Zeitalter der Chriſten der Gemeinde nahe gebracht wird.

Dieſes nun blieb äußerlich der Charakter der gemeindlichen Anbetung im vierten Jahrhundert, oder in der Zeit vom Anfange Konſtantins bis zum Tode Theodoſius des Großen, dem Zeitalter zweier großen liturgiſchen Namen, Baſilius und Chryſoſtomus. Die liturgiſchen Ordnungen, welche den Namen dieſer beiden Männer tragen, und die mit ſehr bedeutenden Erweiterungen des achten und neunten Jahrhunderts die Grundlage des Gottesdienſtes der byzantiniſchen Kirchen bilden, ſind erſt im fünften Jahrhundert entſtanden. Wir haben die ſchlagendſten Zeugniſſe aus den echten Schriften jener großen Theologen, für die Annahme, daß damals das Weihegebet vor dem Genuſſe des Abendmahles noch ein durchaus freies blieb, in welchem es weſentlich war den heiligen Geiſt herabzurufen auf die Gemeinde und die zum heiligen Mahle beſtimmten Elemente. Der Segen über die Gemeinde bezieht ſich aber auf das erneuerte Gelübde der verſammelten Gläubigen, ihr Leben dem Dienſte des Herrn und der Brüder zu weihen. Hier alſo haben wir das urſprüngliche Gottesbewußtſein. Daß keine Feier ohne Communion der Gemeinde war, verſteht ſich von ſelbſt: aber Chryſoſtomus klagt in einer ſeiner Predigten, daß das verſammelte Volk nicht, wie ſonſt, jedesmal an dem Mahle Theil nehme, ſondern zuſehe, wie die zur Austheilung deſſelben um den Tiſch des Herrn verſammelte Geiſtlichkeit daſſelbe mit

einander begehe. Also gegen Ende des vierten Jahrhunderts zeigt sich der Fluch des Absterbens des Gemeindegefühls bereits in dem Mittelpunkte der gemeinsamen Anbetung. In diesem entscheidenden Punkte stand der Entschluß frei, das ewige Dankopfer der Christen, die That der Erlösten bis zum Ende der Welt, zu trennen von einer Feier, welche keinen Sinn hat, wenn sich keine Theilnehmer finden. Man that das Gegentheil: die Elemente des Einen und des Andern, des Lobopfers und des Mahles, waren so innig verbunden in der festgewordenen Liturgie, die Körperschaft der Geistlichkeit stand so entschieden bereits an der Stelle der Gemeinde, daß man, dem verhängnißvollen Drange folgend, die Communion der Geistlichen feierte auch ohne Theilnahme der Gemeinde. Man that es jedoch mit ausdrücklicher Klage über die Veränderung, und man war sich schwerlich der daraus gewissermaßen mit Nothwendigkeit hervorgehenden Folgen bewußt.

Die Verdunkelung der Grundbegriffe der christlichen Anbetung steigerte sich durch das Anwachsen der liturgischen Formeln und verlesener Gebete im fünften Jahrhunderte. Es tritt immer mehr eine dem sinkenden Geiste der Zeit entsprechende Veräußerlichung des Opferbegriffes hervor. Wie sollte es auch anders sein, wenn die einzige von Christus geheiligte Trägerin des Bewußtseins von der innersten und höchsten Gegenwart Gottes in der Menschheit und Welt, die Gemeinde, mehr und mehr zurücktrat, wie allenthalben, so auch in der Bethätigung bei der Feier des Mahles? Die Handlung blieb: aber sie wurde aus einer That der Gemeinde die Handlung der Geistlichkeit: also für die Gemeinde im Großen eine Darstellung, ein heiliges Drama. Dem lag nahe eine Ausschmückung des Aeußerlichen durch Mysticismus, das heißt

durch ſchwärmeriſche, alſo willkürliche Behandlung deſſelben. Wenn das wahre Myſterium der Wirklichkeit, das Gottesbewußtſein der Seele ſich verdunkelt, ſo muß ein falſches Myſterium an die Stelle treten: denn ein Myſterium iſt der Geiſt immer für die Natur: und daher ſucht es der Menſch, in ſich oder außer ſich, weil er ſich des Unterſchiedes des Geiſtes von der Natur, des Ewigen vom Vergänglichen, im Innerſten bewußt iſt.

Um ſo merkwürdiger iſt eine klaſſiſche Stelle in dem Werke des Auguſtinus von dem Staate Gottes (X, 6), welche wir im Hippolytus, deutſch und im Urterte, gegeben und erläutert haben.*)

Wir heben nur hervor, daß Auguſtin, in dieſer ausführlichen und tiefen Auseinanderſetzung des chriſtlichen Opferungsbegriffs, denſelben auf rein evangeliſch-apoſtoliſche Weiſe ohne alle Beziehung auf das Abendmahl entwickelt.

„Ein wahres Opfer iſt jedes Werk, welches gethan wird, damit wir mit Gott in heiliger Gemeinſchaft verbunden werden mögen, indem es alſo auf jenes Gut als Zweck bezogen wird, durch das wir wahrhaft ſelig werden können .... Es iſt uns aber vom Apoſtel anbefohlen, ſolche Werke in dieſem Sinne zu vollbringen (Röm. XII): Ich ermahne euch, lieben Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig ſei, welches ſei euer vernünftiger Gottesdienſt. Wie vielmehr wird dann die Seele ein Opfer, wenn ſie ſich gänzlich an Gott hingibt, auf daß ſie von dem Feuer der göttlichen Liebe entzündet werde und ſo die Form weltlicher Begierde verliere, umgeſtaltet durch ihre Unterwerfung unter Ihn, der da gleichſam die unveränderliche Form ſelbſt iſt, und Ihm angenehm werde durch Das, was ſie von ſeiner Schönheit empfängt ..... Hieraus folgt unzweifelhaft, daß die ganze erlöſte Gemeinde (civitas), d. h. die Geſammtheit und

*) „Hippolytus und ſeine Zeit", I, 410 fg.

Gemeinſchaft der Heiligen (Gläubigen), Gott dargebracht wird, als ein Geſammtopfer, von dem Hohenprieſter, der in ſeinem Leiden ſich ſelbſt für uns darbrachte in Knechtsgeſtalt, auf daß wir der Leib zu einem ſolchen Haupte würden. Weil es dieſe Knechtsgeſtalt iſt, die er opferte, ſo wird er auch in dieſer Geſtalt geopfert: weil er derſelben zufolge der Mittler iſt, ſo iſt er in ihr zugleich Prieſter und Opfer."

Alſo Auguſtinus kennt nur Ein wirkliches Opfer, die freie Hingebung des eigenen Willens und des Lebens: das heißt, er nimmt als das wahre das einzige an, welches Evangelium und Gottesbewußtſein kennen. Das Urbild dieſer Hingebung iſt das Opfer Chriſti im Leben und im Sterben: deshalb, wie jeder Menſch Prieſter, ſo iſt Chriſtus Hoherprieſter, und wie jeder Menſch ſein Selbſt opfert, alſo zugleich Prieſter und Opfer heißen mag, iſt Chriſtus das ewige Opfer, als das Haupt des Leibes, deſſen Glieder die Gläubigen ſind, alſo die erlöſte Menſchheit. In der menſchlichen Knechtsgeſtalt ſind und werden beide Opfer dargebracht, alſo menſchlich.

Alles Dieſes iſt von dem Opfer Chriſti am Kreuze und von Chriſti darin liegender hohenprieſterlicher Vertretung der Gemeinde geſagt, ohne jede Beziehung auf das Abendmahl. Erſt nachdem er dieſe Verbindung unſers Opfers der dankbaren Liebe mit dem Leiden Jeſu, als der Vollendung ſeines Lebensopfers, aus einander geſetzt, fügt Auguſtin abſchließend hinzu:

„Dies iſt das Opfer der Chriſten, die da Alle ſind Ein Leib in Chriſtus. Und dieſes feiert beſtändig die Gemeinde in dem Sakramente des Altars, welches die Gläubigen kennen: ſie lernt bei dieſer Feier, daß ſie, die Gemeinde, ſelbſt dargebracht wird in Dem, was ſie darbringt."

Das heißt: Was die Gemeinde bei der Feier des Abendmahls thut, indem ſie Wein und Brot darbringt (nach der auch

damals noch allgemeinen Sitte der Oblation) ist ein äußeres Zeichen, ein Sinnbild der eigentlichen, innern That, nämlich daß sie sich selbst opfert durch das erneuerte Gelübde dankbarer Hingebung. Gott will nicht Brot und Wein, sondern das dankbare, ergebene, fromme Herz und dessen Gelübde, und das Sinnbild ist an sich nichts oder vom Bösen. Dieselben Formen und dieselbe Grundanschauung finden wir auch in dem der Mitte des fünften Jahrhunderts angehörigen Formulare der Abendmahlsfeier, dem Werke aus der Zeit Leos des Großen, welches man aus dem Gregorianischen Kanon, vom Ende des sechsten, ausscheiden kann.*) Aber das Weihegebet ist dann bereits ein stehendes und viel mehr ritualistisches als innerliches geworden, und die Rücksicht auf die äußerliche Handlung der Oblation und die Elemente tritt in demselben Maße hervor, als die Gemeinde, ihr Gelübde und ihre Wirkung zurücktreten. Die Oblation begann eine symbolische Handlung der Geistlichkeit zu werden, und wurde eben wie die Elemente selbst mystisch, so wie die lebendige Grundidee sich verdunkelte.

Doch ist dabei auch der Einfluß zweier anderer Umstände nicht zu übersehen. Wir meinen die dogmatische Bildung der Lehre von der Person Christi durch die sechs großen Concilien und die im achten Jahrhunderte bereits stark hervortretende Verehrung der Heiligen, insbesondere der Jungfrau Maria.

Jene dogmatische Bestimmung der Begriffe von Vater, Sohn und Geist, welche einerseits durch die Verdunkelung des Begriffs und des Lebens der Gemeinde bewirkt wurde, konnte auch auf der andern Seite nicht verfehlen ihre Wir-

*) „Analecta", Vol. III (Liturgica).

kung auf die Stellung des Gottesdienstes zum Leben auszuüben. Die Vermischung des Ewigen mit dem Endlichen, welche früh schon sich geltend machte in der Vermischung des Begriffes des ewigen Wortes, als einer im Ewigen selbst sich bewegenden Entgegensetzung von Sein und Denken, mit der Erscheinung dieser weltschöpferischen Kraft in der Person Jesu von Nazareth, und beider mit der geschichtlichen Ueberlieferung vom jüdischen Messias (Christus) hängt innerlich zusammen mit jener Gleichstellung des innern Lebens der Gesinnung mit dem Gelöbniß im Gottesdienste. Die Geltendmachung der Widersprüche, welche aus jedem unzulässigen Handhaben metaphysischer Begriffe nothwendig entstehen, als heiliger Mysterien der Glaubens, mußte auch das reine Gottesbewußtsein der anbetenden Gemeinde trüben, und mehr und mehr zwischen Seele und Evangelium eine unlebendige Formel setzen. Eine unlebendige Christologie ohne alle entsprechende Anthropologie trat lähmend ins Herz der heiligsten Feier, nämlich in die Idee des Opfers, den Grundbegriff aller Anbetung.

Noch offener liegt der Einfluß zu Tage, welchen die Verehrung der Heiligen ausüben mußte zur Abschwächung der Empfindung der persönlichen Erlösungsbedürftigkeit durch Jesus allein und Niemand daneben. An die Stelle des ewigen Mysteriums trat auch dadurch das übereinkömmliche, äußerliche Mysterium, also das Sakrament nach dem Sprachgebrauche der westlichen Kirche. Gleichermaßen mußte die Voraussetzung des Christenthums, der Glaube an den Ewigen, geschwächt werden durch den Heiligendienst.

Wir werden hiernach die Formel dieser ersten Handlung der großen Tragödie etwa folgendermaßen stellen können:

„Die Feier der Communion ist wie bisher der Mittelpunkt der Abendmahlshandlung, diese aber ist unauflöslich verbunden mit dem Lob- und Dankopfer der Gemeinde, und findet auch dann statt, wenn keine nicht priesterlichen Abendmahlsgenossen da sind. Die liturgische Form steht fest: das freie Gebet ist verschwunden."

# Zweiter Zeitraum.

## Von Paschasius und Erigena bis Berengar und Bernhard von Clairvaux (840—1050): drei Jahrhunderte.

Schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts tritt die Feier des Abendmahls in das religiöse Bewußtsein der Gemeinde als eine rein darstellende Handlung der Geistlichkeit, so daß Alcuin, oder ein Zeitgenosse dieses Freundes Karls des Großen, die Frage aufwirft: Weshalb denn doch außer dem feiernden Priester noch die Gegenwart von einem oder zwei Klerikern erfordert werde? Man sieht aus dem Versuche der Lösung dieser Frage, daß man den Grundgedanken noch festhielt. Man wußte, die Feier sei ursprünglich eine Gemeindefeier gewesen, und jene Theilnehmer sollten dieses andeuten. Das Bewußtsein stirbt ab, wie die Gemeinde absterbt, deren höchste That hier geschehen sollte.

So bereitet sich durch die aus dem verdunkelten Bewußtsein hervorgegangene Sitte allmälig die „Stille Messe" vor, als Privathandlung des Geistlichen. Da die wissenschaftliche Verständigung unmöglich war, in Folge der Versetzung der Grundbegriffe, so geht aus der neuen Sitte die noch weniger

gerechtfertigte Theorie hervor: die Lehre, daß der wesentliche Theil der Feier nicht die Communion, d. h. der gemeinsame Genuß des Mahles sei, sondern die Consecration. Verhängnißvoll war es dabei, daß die besondere Form der unterdessen immer allgemeiner werdenden römischen Meßordnung nach dem Gregorianischen Kanon, es leichter machte, an jenes Misverständniß noch ein zweites und nicht geringeres zu knüpfen. Consecration heißt in der alten Kirche, und zwar auch in der westlichen, das Gebet, wodurch der Geist Gottes herabgefleht wird auf Gemeinde und Speise. Bei der großen Verkürzung der Formel für dieses Gebet und Veräußerlichung ihres Inhalts, fiel also der ganze Nachdruck der Handlung, nicht allein auf diesen Punkt, der durch Emporheben der zu segnenden Elemente sichtbar hervortrat, sondern geradezu auf Das, was nur der üblich gewordene einleitende Bibeltext zum Weihegebete sein sollte, die Einsetzungsworte. Damit war der Uebergang zum Magischen vollendet: das Aussprechen jener Worte ward der Gipfelpunkt der Handlung, nicht einmal das Gebet selbst, viel weniger noch Das, wofür das Gebet nur die Einleitung und Vorbereitung bildet, wie das Tischgebet für das Familienmahl. Auch hier jedoch zuerst nur durch die Macht der Form jener Feier, durch das Thatsächliche, nicht durch den Gedanken, das Dogma. Da entbrannte um die Mitte des neunten Jahrhunderts ein gelehrter Streit über den Sitz der wirklichen Gegenwart des göttlichen Geistes in der Abendmahlsfeier, welcher die ganze allmälig eingerissene Versetzung der Grundbegriffe und die daraus hervorgegangenen Verwirrungen, Gegensätze und Widersprüche enthält. Wir werden, unserm Grundsatze getreu, aus den Streitschriften der damaligen Hauptkämpfer, zweier gelehrter Geistlichen, des Mönches Paschasius Radbertus, Abts

von Corvei, und des Rabanus Maurus, Erzbischofs von Mainz, die einschlagenden Stellen vorlegen. Jener Mönch, welchem auch die natürliche Geburt Jesu von der Maria nicht göttlich-wunderbar genug schien, und der an ihre Stelle ein unnatürliches Hervorbrechen des Kindes setzen wollte, sagt Folgendes (Gieseler, II, §. 14):

„Man muß glauben, daß Brot und Wein nach der Consecration nichts Anderes seien als Christi Fleisch und Blut: das Fleisch ist durchaus kein anderes als das, welches von Maria geboren ward, welches am Kreuze litt, und welches aus dem Grabe auferstand . . . Da es nun nicht erlaubt ist, Christus mit den Zähnen zu verschlingen, so wollte er, daß in diesem Mysterium Brot und Wein durch die Consecration des heiligen Geistes wahrhaft zu seinem Fleische und Blute, der Kraft nach (potentialiter) geschaffen, und durch dieses Schaffen täglich für das Leben der Welt in mystischer Weise geopfert werde, damit wie von der Jungfrau durch den Geist wahres Fleisch geschaffen wird ohne Beiwohnung, so durch denselben aus der Substanz des Brotes und Weines derselbe Leib und dasselbe Blut in mystischer Weise consecrirt werden: und von diesem Fleische und Blute hat er gesagt (Joh. VI, 53): «Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht esset das Fleisch des Menschensohnes» u. s. w."

Offenbar ist die Transsubstantiationslehre von Paschasius noch nicht ausgebildet. Wie schon Lessings Untersuchungen zeigten und die später gefundenen urkundlichen Texte näher nachweisen, bildet die wirkliche Gegenwart in den consecrirten Elementen den Mittelpunkt der Ansicht.

Gegen diese Ansicht, als gegen eine Neuerung, traten nun Rabanus Maurus, und Ratramnus, der gelehrte und scharfsinnige Mönch von Corvei auf. Indem Rabanus sich besonders auf die wörtlichen und klaren Aussprüche des Ambrosius und Augustinus stützt, sagt er:

„Der Herr wollte, daß durch ein sichtbares Werk eine unsichtbare Wirkung hervorgebracht würde. Denn wie die leibliche Speise den Körper äußerlich nährt und wachsen macht, so nährt und stärkt auch das Wort Gottes die Seele inwendig. Ein Anderes ist das Sakrament, ein Anderes die Kraft des Sakraments. Denn das Sakrament wird durch den Mund genossen, durch die Kraft des Sakraments wird der inwendige Mensch gesättigt: das Sakrament wird zur Nahrung des Körpers verwandt, durch die Tugend des Sakraments erlangen wir das ewige Leben . . . Die beiden sichtbaren Zeichen, durch den heiligen Geist geheiligt, gehen über in das Sakrament des göttlichen Leibes."

Zur Erklärung jener Worte Jesu bei Johannes eignet er sich Augustins Worte an (De doctr. Christ. III, 16):

„Etwas Entsetzliches, Verbrecherisches scheint er zu befehlen. Die Rede ist also bildlich, und gebietet uns, daß wir an dem Leiden des Herrn Theil nehmen und leiblich und nützlich die Erinnerung pflegen sollen, daß für uns sein Fleisch gekreuzigt und verwendet sei."

Mit noch größerer philosophischer Schärfe und mit wahrem evangelischen Sinne vertheidigt jene Ansicht der Zeitgenosse aus Corvei, Ratram, in dem Gutachten, welches Karl der Kahle ihm abforderte, und welches lange Zeit von den Meisten dem Johannes Scotus beigelegt wurde. Aus einem noch tiefern Gottesbewußtsein endlich faßte diesen Gegenstand der große irische Gelehrte auf, Johannes der Schotte, das heißt Irländer (Erigena). Allerdings war das gelehrte Gottesbewußtsein dieses bei weitem bedeutendsten speculativen Geistes seiner Zeit getrübt durch die im fünften Jahrhunderte erdichtete mystisch-hierarchische Schrift des von Paulus bekehrten Dionysius, des Areopagiten, und eine Annäherung an pantheistische Auffassung der Gottheit als des ewig schaffenden, ungeschaffenen logischen Nichts, noch mehr jedoch durch den

Untergang lebendiger Kunde von der vorkonstantinischen Kirche. Mit Unrecht ward ihm im Streite jene Schrift Ratrams zugeschrieben: aber mit noch größerm Unrecht ist ihm in neuerer Zeit die Betheiligung an jenem Streite im Sinne Ratrams abgesprochen. Ravaissons verdienstliche Bekanntmachung der traurigen Bruchstücke von dem Commentar des Erigena, (welche in die verdienstliche Ausgabe der Werke dieses Theologen von Floß, im großen patristischen Werke von Migne aufgenommen sind), lassen keinen Zweifel, daß jene Ansicht, obwol durchaus falsch, doch ihren guten Grund hatte. Leider fehlen (schwerlich zufällig!) in der einzigen (fast gleichzeitigen) Handschrift der Prolog und Alles nach Joh. VI, 14, wo gerade der Haupttext des Streites behandelt sein muß. Allein in dem Erhaltenen findet sich folgende Stelle zu Joh. I, 35: „Siehe das ist Gottes Lamm" (Floß, S. 311):

> „Dieses ist das durchaus einzige Lamm, das mystische, als dessen Vorbild das israelitische Volk jährlich am Passahfeste in jedem Hause ein Lamm opferte. Auch wir, die wir nach Seiner Menschwerdung, Leiden und Auferstehung an Ihn glauben, und, soweit uns vergönnt ist, seine Geheimnisse verstehen, opfern Ihn geistlich, und essen Ihn geistig im Gemüthe. Jeder wahrhaft an Christus Gläubige wird nach dem Grade und der Art seiner geistlichen Tugend gekreuzigt, und kreuzigt Christus für sich selbst, nämlich als ein Mitgekreuzigter . . . Denn Jeder wird einen Glauben an Christus haben durch vermehrtes Verständniß, je nach dem Grade seiner innern Tugend, und wird dadurch von einem niedrigern Grade der Ansicht von Christus zur höhern Gottesschau geführt: auf diese Weise stirbt Christus in ihnen und mit ihnen täglich."

Wir begreifen schon hieraus, wie der Erigena das sechste Kapitel des Evangeliums erklärt haben wird, nämlich im Sinne der alexandrinischen Väter, als deren Nachfolger er überhaupt erscheint, nur mit Verdunkelung des Bewußtseins

der vorkonstantinischen Zeit durch die Unwissenheit der Gegenwart und die auf ihr lastenden Fälschungen.

Es kann hiernach auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir in einem 1840 von Ravaisson in Avranches gefundenen Bruchstücke einer Abhandlung von der Eucharistie wirklich ein vor der Zerstörung gerettetes abgerissenes Blatt aus des Erigena für Karl den Kahlen verfaßter Schrift besitzen, welche Berengarius gezwungen ward als ein Buch des bösen Geistes öffentlich ins Feuer zu werfen. Die Schrift jenes Blattes ist aus dem elften Jahrhundert, und Taillandier ist in seinem geistreichen Werke über Scotus Erigena (1843) mit Recht der Meinung Ravaissons beigetreten.*) In der Ausgabe von Floß ist sie ausgelassen. Jenes Bruchstück lautet also:

„Es ist zu bedenken, daß in jenem Brote nicht allein der Leib Christi, sondern auch der Leib des an ihn glaubenden Volkes (der Gemeinde) versinnlicht werde: deshalb ist es aus vielen Weizenkörnern bereitet, weil der Leib der glaubenden Gemeinde durch Christi Wort den Gläubigen vermehrt wird. Wie nun jenes Brot nicht leiblich, sondern geistig (spiritualiter) der Leib der Gläubigen heißt, so muß auch der Ausdruck Christi Leib nicht leiblich, sondern geistlich verstanden werden. Auch wird ja Wasser dem Weine beigemischt, und das Eine darf nicht dargebracht werden ohne das Andere, weil weder die Gemeinde ohne Christus, noch Christus ohne die Gemeinde gedacht werden kann, so wenig als das Haupt ohne Leib, oder der Leib ohne das Haupt. Das Wasser bedeutet in jenem Sakramente die Gemeinde. Wird nun der von den Geistlichen (ministri) geweihte Wein leiblich in Christi Blut verwandelt (convertitur), so muß auch das gleichmäßig beigemischte Wasser in das Blut der glaubenden Gemeinde leiblich verwandelt werden. Denn wo Eine Weihung ist, muß auch Eine Wirkung

*) Scotus Erigène, p. 71 sq. Der Text im Anhang II, p. 325. sq. Bei Ravaisson (Rapport au Ministre, 1841), p. 372.

sein, und wo gleiche Behandlung ist, muß auch gleiches Mysterium folgen. Nun sehen wir ja doch, daß an dem Wasser leiblich nichts sich verändert. Geistig wird aufgefaßt das im Wasser leiblich hinsichtlich der Gemeinde Versinnlichte: so muß also auch nothwendig geistig aufgefaßt werden was im Wein vom Blute Christi angezeigt wird.

„Ferner, was von einander unterschieden wird, ist nicht dasselbe. Christi gestorbener und auferstandener Leib ist unsterblich und leidlos: das was in dem kirchlichen Sakramente gefeiert wird, ist zeitlich, nicht ewig, verweslich, nicht unverweslich: es ist auf dem Wege zur Heimat, nicht in der Heimat. Also beides ist unterschieden, folglich nicht dasselbe. Sind sie nun nicht dasselbe, wie können (jene Zeichen) der wahre Leib und das wahre Blut Christi sein? Denn alsdann muß Das, was wahrer Leib Christi sein soll, unverweslich und ewig sein. Nun kann man doch nicht leugnen, daß was zerstückelt wird, um genossen zu werden, von den Zähnen zermalmt in den Leib übergeht.

„Aber ein Anderes ist Das, was äußerlich geschieht, ein Anderes was mit dem Glauben aufgefaßt wird: jenes ist verweslich, dieses unverweslich. Was äußerlich erscheint, ist nicht die Sache selbst, sondern ein Bild der Sache. Daher sagt auch der heilige Augustinus in seiner Erklärung der Stelle des Evangeliums Johannis (Kap. VI) von Christi Leib und Blut: «Wer dort das Manna geistlich begehrte und aß, ward geistig neu geschaffen und ist nicht gestorben. So empfangen nun auch wir heutzutage eine sichtbare Speise (im Abendmahl), aber ein Anderes ist das Sakrament (Brot und Wein), ein Anderes die Kraft des Sakraments.» Und weiterhin sagt er: «Jenes (Manna, die Wolke u. dgl.) waren Sakramente (wie die unserigen): verschieden in den Zeichen, gleich in der Sache, welche durch sie angedeutet wird (significatur).» Höre was der Apostel sagt: «Ich will euch nicht verhehlen, Brüder, daß unsere Väter alle unter der Wolke gewesen sind, und dieselbe geistliche Speise gegessen haben.»“ . . . . . .

Nicht allein der Styl und die Stellung zu Augustin sind gleich Dem, was die andern Schriften des Erigena zeigen: auch die Auffassung des Sakramentes ist dieselbe, welche wir oben in der Auslegung des Evangeliums Johannis gefunden.

Es ist der Horizont des neunten Jahrhunderts, beschaut vom Geiste des wunderbaren Erigena.

Armer Rabanus! Was soll dir des großen Afrikaners Zeugniß aus dem fünften Jahrhundert helfen! Ist ja doch seitdem selbst der Schein des anbetenden christlichen Volkes, der Gemeinde, der Trägerin der wahrhaften Gegenwart verschwunden, die Darbringung von Brot und Wein seitens der Gemeinde, jener letzte Schatten der großen That des gläubigen Geistes, den sie bei der Anbetung wie im Leben vollziehen sollte, des dankbaren Selbstopfers der gläubigen Menschheit! Ja werden sie dir nicht andere Stellen aus Augustinus vorlegen können, wo er bereits den falschen Mysticismus des Stoffes der ewigen Mystik des gläubigen Gemüthes unterzuschieben scheint? Denn auch ihm war bereits das Aeußerliche, Sinnbildliche, Spielende im Gottesdienste zu mächtig geworden, und auch sein tiefer Geist litt davon, daß die Gemeinde hinter das gewaltige Episkopat und seine hochgebietenden Synoden zurückgetreten war. Und was soll dir, ärmster Erigena, deine feine Dialektik helfen! Radbert schweigt nicht: Volk und Bischöfe sind in der Mehrheit entschieden für ihn und für die äußerste Aeußerlichkeit. Und alles Das wieder ganz folgerichtig. Die Tragödie, in welcher du stehst, und in welche mit dir die christliche Menschheit auf Jahrhunderte, wo nicht auf ein Jahrtausend eingehen wird, hat einen noch viel tiefern Grund als die Dummheit oder Bosheit deiner Gegner, und als die Unklarheit des großen Bischofs von Hippo. Alle Religion, also die wahre insbesondere, hat zur Voraussetzung den Glauben an die Wahrheit der Gegenwart der Gottheit in den menschlichen Dingen. Nicht ein Bild, nicht einen Schein will der Gott suchende Geist. Die Menschheit verlangt nach einem wahrhaften Opfer, einer wahr-

haften, immer fortdauernden, lebendigen Handlung, nach einem göttlichen Mittelpunkte der Gegenwart Gottes. Nur das Innerlichste oder das Aeußerlichste können dieser Sehnsucht genügen. Das Innerliche hat aber jetzt schon lange seinen Träger, sein Organ verloren. Mit dem wahrhaften Subject des Gottesbewußtseins verschwindet der Schlüssel zum Verständnisse der wahrhaften Gegenwart selbst, und bis er wieder gefunden ist, und in den Gemüthern der Menschheit nach seiner göttlichen Wahrheit und Kraft erkannt wird, nicht als eine Phantasie oder dunkles Gefühl, sondern als wesenhafteste Wahrheit, findet das Anbetung bildende Gemüth keinen Ruhepunkt, sobald es aus dem Heiligthum des innern, sprachlosen Gemüthes in die Betrachtung hinausgetreten ist. Wo ist der wahrhafte gemeindliche Sitz der Gottheit, wenn er nicht im Symbol ist — also hier im Brote, in der Hostie?

Sehen wir nun, wie sich der Streit der Theologen gestaltet hat zu einem Streit um die wirkliche Gegenwart in der Hostie, als er zwei Jahrhunderte später entbrannte zwischen dem Haupte der theologischen Schule von Tours, Berengar, und dem Haupte der normannischen Schule in Bec, welcher später kein Geringerer war als der Primas von England, Lanfrank. Berengar unterlag seinem hinterlistig fanatischen und ränkevoll sophistischen Gegner auf drei Synoden (1050 bis 1079), und unterwarf sich zuletzt einer zweideutigen Formel, um von dem aufgeregten Volke nicht zerrissen zu werden. So wartete seiner insbesondere ein gewaltsamer Tod auf dem zweiten Lateranischen Concil, trotzdem, daß er den mächtigsten Mann und zugleich den kräftigsten Charakter der Zeit, den Mönch Hildebrand, damals Cardinalpriester, nachheriger Gregor VII., zum Freunde und standhaften Vertheidiger hatte.

Alles was Leſſing über den wirklichen Stand dieſes Streites aus den Urkunden erſpähte, iſt ſeitdem durch noch wichtigere urkundliche Actenſtücke erwieſen.*) Hier ſind Berengars Bekenntniſſe und Erklärungen. Anfänglich von mehren franzöſiſchen Biſchöfen zur Rede geſtellt, beſchwichtigte er ſie, wenigſtens ſcheinbar durch das mündliche und ſchriftliche Bekenntniß (1054):

„Brot und Wein des Altars ſind nach der Conſecration Leib und Blut Chriſti."

Auf dem erſten Concil in Rom (1059), wo Cardinal Humbert den Bericht erſtattete und Alles leitete, ließ ſich Berengar, wie er ſelbſt ſagt, durch Todesfurcht bewegen, dem vom Gegner verfaßten und ihm vorgelegten Bekenntniß ſchweigend beizuſtimmen:

„Ich, Berengar, ſtimme der heiligen römiſchen Kirche bei in der Annahme, daß das Brot und der Wein, welche auf den Altar geſetzt werden, nach erfolgter Conſecration nicht allein ein Sakrament, ſondern auch der wahre Leib und das wahre Blut unſers Herrn Jeſu Chriſti ſeien, und daß (dieſer Leib) in ſinnlicher Weiſe (sensualiter) nicht allein ſakramentlich, ſondern in Wahrheit von den Händen der Prieſter berührt, gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt wird: und ich beſchwöre dieſes bei der allerheiligſten Dreieinigkeit."

Jeder wußte was von einer ſolchen Erklärung zu halten war. Alſo ging der theologiſche Streit fort. Berengar erklärt, mit Beziehung auf des Auguſtins Ausſprüche im zehnten Buche der „Stadt Gottes", im Schreiben an Adelmann:

„Es ſteht feſt, daß der wahre Leib Chriſti auf dem Altare in geiſtlicher Weiſe (spiritualiter) dem innern Menſchen vorgeſetzt

*) S. Anhang, Anm. 1.

werde, daß hier der wahre Leib Christi, welcher weder der Vergänglichkeit, noch der Berührung, noch der Zermalmung ausgesetzt ist, geistlich gegessen werde, aber nur von Denen, welche Christi Glieder sind. Dieses predigen öffentlich die Väter: sie verschweigen nicht, ein Anderes seien Fleisch und Blut, ein Anderes die Sakramente des Leibes und Blutes: beides, sagen sie, empfangen die Gläubigen, sichtbar das Sakrament, unsichtbar den Gehalt des Sakraments (rem sacramenti), die Gottlosen aber empfangen nur die Sakramente. Daß aber nichtsdestoweniger das Sakrament, in einer gewissen Weise, die Sache selbst sei, deren Zeichen die Sakramente sind, das erheischt das allgemeine Bewußtsein und gebietet das allgemeine Ansehen der Kirche (universa ratio et universa autoritas)."

Ueber diesen Sinn drückt er sich deutlicher anderwärts so aus:

„Bildlich heißt das auf den Altar gesetzte Brot nach der Consecration der Leib Christi, wie der Wein sein Blut, gerade wie man sagt: «Christus ist der Eckstein»."

In der Erzählung von jenen Verhandlungen sagt er:

„Meine Sache, oder vielmehr die Sache der heiligen Schrift stand so: «Brot und Wein des Tisches des Herrn ist nicht sinnlich zu fassen, sondern in geistiger Weise (intellectualiter): nicht als durch Wegnahme (des Stoffes), sondern als durch Annahme (der göttlichen Kraft): sie werden nicht verwandelt in ein kleines Stückchen Fleisch, sondern in die Gesammtheit des Leibes und Blutes Christi»."

Als Hildebrand (1073) Papst geworden war, versuchte er Berengar durch ein milderes Bekenntniß zu retten: er glaubte fest an seine Rechtgläubigkeit, bestärkt durch das Gesicht eines vertrauten frommen Mönches, dem die heilige Jungfrau versichert hätte, Berengars Ansicht sei rechtgläubig. Die vorgeschlagene Formel war:

„Ich bekenne, daß das Brot des Altars nach der Consecration jener wahre Leib Christi sei, welcher geboren ward von der Jung-

frau, welcher litt am Kreuze, welcher sitzt zur Rechten Gottes, und daß der geweihte Wein des Altars das wahre Blut ist, welches aus Christi Seite floß."

Gregor VII. trat jedoch der vorherrschenden Ansicht des Concils bei, wonach Berengar beschwören mußte:

„Brot und Wein des Altars werden durch das gebotene heilige Gebet und die Worte unsers Erlösers wesenhaft (substantialiter) in das wahre eigene und lebenschaffende Fleisch und Blut Jesu Christi unsers Herrn verwandelt (converti), und seien nach der Consecration jener wahre Leib Christi, welcher von der Jungfrau geboren, welcher zum Heile der Welt am Kreuze gehangen, und welcher sitzt zur Rechten des Vaters, und das wahre Blut Christi, welches aus seiner Seite floß: und zwar seien sie dieses nicht durch Zeichen und Kraft des Sakraments, sondern in der Eigenschaft der Natur und der Wahrheit der Substanz."

Er erklärte nachher, er habe das „substantialiter" angenommen, indem er es verstehe: unbeschadet seiner Substanz (salva sua substantia): das Brot an sich verliere nicht was es war, sondern nehme an sich was es nicht war. Mit dieser Erklärung selbst nicht zufrieden, nahm er das Bekenntniß ganz zurück, und starb in stiller Zurückgezogenheit auf einer Insel bei Tours.

Eine falsche Annahme, sei es von geschichtlichen Thatsachen oder von deren Verbindung mit dem Gedanken, kann vollkommen eben so gut folgerichtig bis zum letzten äußersten Ergebnisse verfolgt werden, als ihr Gegentheil, die wahre Annahme. Beide kommen zum Ziele: nur daß die folgerichtige Ausbildung des Wahren zur durchgeführten Wahrheit bringt, auf dem Wege naturgemäßer Entwickelung, die unbegründete auf dem Wege pathologischer Entwickelung zum entgegengesetzten Punkte: jene zum Leben, diese zum Tode. So gelangt denn auch in der scholastischen Theologie die Ansicht,

nach welcher die höchste Gegenwart Gottes in der Hostie verborgen liegt und wirksam ist als die gegenwärtige Gottheit (praesens numen), im Laufe des zwölften Jahrhundert so weit zur Herrschaft, daß der Sieg der entgegengesetzten Ansicht in der fortgesetzten Entwickelung der Jahrhunderte nicht zweifelhaft sein konnte. Doch blieb die morgenländische Kirche außerhalb des weitern pathologischen Verlaufs, wenngleich nur als Mumie der Christologie des achten Jahrhunderts. Auch vertheidigten noch im zwölften Jahrhundert mehre der gelehrtesten und frömmsten Kirchenlehrer der westlichen Kirche ihr innerliches Gottesbewußtsein gegen die scholastische Folgenzieherei und deren Formeln. Zu diesen gehört der große und heilige Bernhard von Clairvaux, welcher in seiner Predigt am Gründonnerstage sagt*):

„Sakrament heißt ein heiliges Zeichen, ein heiliges Geheimniß. Ein Ring wird gegeben als Ring, und bedeutet sonst nichts: als Verleihen einer Erbschaft ist er ein Zeichen: der also gegebene Ring hat durchaus keinen Werth, sein Werth ist in dieser Erbschaft, die ich suchte. So hat der Herr am Vorabend seines Leidens in seiner Gnade für eine Belohnung der Seinigen gesorgt, damit die unsichtbare Gnade durch ein sichtbares Zeichen mitgetheilt wurde. Zu diesem Zwecke sind alle Sakramente gestiftet: so die Theilnahme an der Eucharistie, so das Fußwaschen, so endlich die Taufe, der Anfang aller Sakramente."

Alles dergleichen war fromm und schön, aber wozu konnte es führen, bei den exegetischen, historischen und kirchlichen Annahmen, von denen man ausging, und bei der Stellung, welche man der Messe gegeben hatte? Gerade der fromme Volksgeist mußte die gegenwärtige Gottheit da suchen, wo der Gipfelpunkt der gemeinsamen Anbetung erschien, wo es seine höchste Andacht beging.

*) Gieseler, II, B. §. 77.

Die Formel der kirchlichen Anschauung dieses zweiten Zeitraums von der Gegenwart des Göttlichen läßt sich also etwa folgendermaßen fassen:

„Die wahre Gegenwart tritt in die Hostie ein durch die Wiederholung der Einsetzungsworte, und sie bekundet sich dergestalt in den Elementen, daß sie als inwohnend gedacht werden muß, und von ihnen nicht getrennt werden kann: Wie? darüber ist man noch nicht im Klaren."

# Dritter Zeitraum.

## Von Petrus Lombardus (gegen 1150) und Innocenz III. (1200) bis zur Eröffnung des Tridentiner Concils (1150—1565): vier Jahrhunderte.

---

Erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts begann die Scholastik, in folgerichtiger Ausbildung der herrschenden Annahmen, die Frage zu erheben: in welcher Weise die Consecrationsworte jene Verwandlung vermitteln, wodurch die Gegenwart Gottes bewirkt werde? Petrus Lombardus, „der Meister der Sentenzen", führt die verschiedenen philosophischen Ansichten darüber an. Nach der einen bleibt die Substanz: Brot und Fleisch sind zugleich da. Allein dann ist es offenbar keine volle Umwandlung, keine wahre Transsubstantiation. Es bleibt also nur die andere Ansicht, die alte Substanz wird beseitigt, nur die Erscheinung (die Accidenz) bleibt, ohne jedoch die Substanz zu berühren: wo früher Brot war, ist jetzt Leib Christi. Hier allerdings tritt die dornige Frage ein, was aus der alten Substanz werde? Petrus Lombardus gibt dafür zwei Lösungen: entweder die alte Substanz löst sich in die vier Elemente auf, oder sie wird geradezu vernichtet. Der

Scholastiker verwirft also die erste Ansicht. Dem pflichtete der Papst Innocenz III. in seinem Buche „Ueber die Mysterien der Messe" bei, und das kurz vor seinem Tode abgehaltene vierte Lateranische Concil erhob diese Ansicht 1215 zur kirchlichen, ohne jedoch in die scholastischen Definitionen einzugehen. Der Beschluß läßt sich in folgende Worte zusammenfassen:

> „Brot und Wein werden transsubstantiirt in Fleisch und Blut, durch die der Kirche von Christus verliehene Gewalt, vermittelst der Consecration eines Priesters. Wir empfangen dadurch das vom Seinen, was er empfing (bei der Menschwerdung) vom Unserigen. Der Priester macht also das Sakrament (sacerdos conficit Sacramentum), und dieses ist die Vereinigung mit Christus in der Kirche, außerhalb welcher Niemand selig werden kann."

Also die erlösende, beseligende Gegenwart Gottes ist im verwandelten Brote und Wein, als dem wahren Leibe und Blute Christi, wodurch wir erlöst sind. Also kein Heil außer der Kirche, denn sie allein macht Das, wodurch das Sakrament rettet.

So wurde denn nach jenem Beschlusse die Ansicht herrschend, wonach nur die Accidenz zurück bleibt ohne alle Substanz. Petrus Lombardus verwarf jede Milderung der Lehre von der Vernichtung der Substanz, also auch die Ansicht, daß außer der Accidenz des Brotes auch die substantiale Form noch bleibe. Gewiß mit vollem Rechte: denn nur im Aeußersten findet die mit den Naturgesetzen streitende, und auf durchaus misverständlichen philosophisch-geschichtlichen Annahmen beruhende Ansicht einen festen Halt. Eben so folgerichtig löst auch Innocenz III. die Frage: ob die Maus, welche die geweihte Hostie benage, eine Substanz verspeise, oder das Feuer, welches die Hostie in Asche verwandle, eine Substanz verzehre? Er sagt

unbedenklich: Wie die Substanz durch ein Wunder verschwindet, so kehrt sie auch durch ein Wunder zurück.

Müssen wir da nicht sagen, daß das wirkliche Wunder mit dem Mirakel im Widerstreit steht, das wahre Mysterium der Umwandlung des Selbst durch das Opfer des selbstischen Willens mit der Umwandlung des Stoffes? Wir sehen dabei ganz ab davon, daß bei dieser Verwandlung Wein und Blut außerhalb der Formel liegen, indem diese eigentlich nur das Brot und Fleisch berücksichtigt.

Vom gegebenen metaphysischen Standpunkte ist auch das Weitere ganz folgerichtig. So ist die Entziehung des Kelches bei der Communion der Laien eine vollkommen unabweisbare Folgerung.

Das Fronleichnamsfest, 1264 angeordnet und an das Fest der Pfingsten und der Dreieinigkeit angeschlossen als allgemeine Kirchenfeier, brachte die scholastisch-kirchliche Bestimmung ins Bewußtsein der Gemeinde, und ins Herz des kirchlichen Lebens. In dasselbe Jahrhundert auch fällt die der Gregorianischen Abendmahlsfeier bis dahin ganz unbekannte Aufstellung eines besondern Offertorium. Die alte Oblation von Brot und Wein, seitens der Abendmahlsgenossen, hatte längst aufgehört: aber es waren geblieben die Anspielungen darauf wie auf die der Consecration unmittelbar folgende Communion der Genossen des Mahles. Das mittelalterliche Offertorium ging von den beiden mächtigen Orden des heiligen Franciscus und des heiligen Dominicus aus: es steht ganz auf dem Standpunkte einer Feier, welche eine Handlung des Priesters ist und in der Wiederholung der Einsetzungsworte ihren Gipfelpunkt und ihre Bedeutung hat.

Endlich ward auch in diesem Jahrhundert den Laien verboten eine Bibel zu besitzen, oder auch nur das Neue Testa-

ment, in der (ihnen allein verständlichen) Mutterſprache. Die Verbote beginnen mit dem Decret Gregors IX. auf der Synode von Toulon im Jahre 1229. Daß dabei keineswegs von ketzeriſchen Ueberſetzungen die Rede ſei, beweiſt nicht allein die Faſſung jenes Decrets, ſondern auch die Praxis. Ließen ja doch 1478 Ferdinand und Iſabella die von Bonifaz Ferrer, Bruder des heiligen Vincenz Ferrer, angefertigte ſpaniſche Ueberſetzung verbrennen.

Praktiſch mußte nun um ſo mehr die Anſicht ſich bilden, daß in der Theilnahme an „dem Opfer der Kirche" das Verſöhnungsopfer der Menſchheit liege. Die frühe Chriſtenheit ſetzte daſſelbe, mit der Schrift, in das Leiden und den Tod Chriſti, mit beſonderer Beziehung auf das neunte Kapitel des Hebräerbriefes, und in die Theilnahme der Gläubigen an dieſem Leiden durch dankbare Erinnerung und nachſtrebende Geſinnung. Das Verſöhnopfer der ausgewachſenen Scholaſtik war dagegen eine prieſterliche, vermittelnde Handlung der Kirche, anwendbar für Lebende und Verſtorbene. Allerdings hatte dieſe letzte Folgerung ihre großen Bedenken auf theoretiſchem wie auf praktiſchem Gebiete. Was wird aus dem Verſöhnungsopfer Chriſti? Und, abgeſehen von der Bibel und den alten Vätern, was wird aus den Ausdrücken des Kanons der Meſſe, welcher nur vom Lobopfer redet? Die Verſöhnung der Seelen im Fegefeuer aber war bedenklicher noch als in den Kreuzzügen dadurch geworden, daß Bonifaz VIII., von welchem Dante ſagt, mit Beziehung auf den tauſendjährigen Sündenablaß beim Jubiläum vom Jahre 1300:

„Der die Welt bezahlt mit ſchlecht gemünztem Gelde!"

Denn es handelte ſich jetzt nicht mehr um den Erlaß zeitlicher Kirchenſtrafen, die alſo höchſtens ein Menſchenalter

betragen konnten, ſondern um die Erlaſſung der Strafen im jenſeitigen Leben, vermittelſt der Todtenmeſſen. So trat den wirklich gottesfürchtigen Gemüthern die entſetzliche Gefahr vor Augen, daß die Religion durch jedes weitere Vorgehen auf dieſem Wege des Reſtes ſittlicher Kraft mehr und mehr verluſtig gehen würde. Das fühlten manche ernſte chriſtliche Männer, namentlich auch unter den deutſchen Theologen, auf den Allgemeinen Kirchenverſammlungen von Conſtanz und Baſel: allein beide Concilien kamen ja gar nicht zur Berathung ſolcher Punkte, und ihr Ausgang bewies nur, daß auf dieſem Wege nicht umgekehrt, ſondern nur fortgeſchritten werden konnte. Die Formel von der Gegenwart Gottes in der Geſchichte war alſo in dieſen vier Jahrhunderten ſo weit entwickelt, daß ſie etwa ſo ausgeſprochen werden kann:

„Feſt ſteht der höchſte Sitz dieſer Gegenwart in der geweihten Hoſtie, mit inwohnender Gotteskraft, vermittelſt der heiligenden Umwandlung (nicht des ſelbſtſüchtigen Gemüthes in das für die Gemeinde und das Gottesreich thätige, durch die innere Heiligung, ſondern) des Brotſtoffes in den ſakramentlichen Leib Chriſti, durch welches Leibes Gemeinſchaft die Seele in der Kirche erlöſt wird.“

Alſo das fortdauernde Opfer der Menſchheit wird feierlich anerkannt, aber als ein ritualiſtiſcher Act, und als außerhalb des Menſchen, im Stoffe ſich vollziehend.

Welcherlei Art jedoch dieſes Opfer ſei, das war noch nicht in das Gebiet der dogmabildenden Scholaſtik der weſtlichen Kirche eingetreten. War es nur ein beſonders geſegnetes Lob- und Dankopfer, dargebracht insbeſondere für die Erlöſung durch Chriſtus, welche der Einzelne ſich aneignete durch anbetende Theilnahme an der Conſecration und jährlich wenigſtens einmal nach vorhergegangener Beichte, durch

Genuß der Hoſtie? Aber wie konnte man denn ſagen: daß es eine Erneuerung des Verſöhnungsopfers Chriſti ſei? Alſo wird es doch wol ein Sühnopfer ſein müſſen, trotzdem daß nach dem Apoſtel die Verſöhnung ein für allemal am Kreuze vollzogen iſt, und nicht durch eine ritualiſtiſche Handlung, ſondern durch den Glauben, die Gottes Gnade dankbar ergreifende Geſinnung, angeeignet wird? Welcher Abgrund eröffnet ſich hier! Wird das Verhängniß zwingen jenes Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in der Menſchheit auch in dieſen Abgrund zu ſtürzen?

# Vierter Zeitraum.

## Von der päpstlichen Bestätigung des Tridentiner Concils bis zur Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß durch Pius IX. (1564—1856): drei Jahrhunderte.

Es war am 17. September des Jahres 1563, daß der Tridentinische Oberkirchenrath in dem Beschlusse „Ueber das Opfer der Messe" den schicksalsvollen Satz aussprach:

> „Daß die Messe ein Sühnopfer sei für die Lebendigen und für die Todten",

und dieser Beschluß wurde bald darauf, im Jahre 1564, in der allgemeinen Bestätigung der Beschlüsse des Concils vom Papste als Glaubenssatz verkündigt.

Wer unserer bisherigen Untersuchung gefolgt ist, und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Begriff des Opfers die Grundlage aller Anbetung sei, und daß die Gegenwart Gottes im Menschen die bewußte oder unbewußte Voraussetzung aller Religionen heißen müsse, ausgesprochen aber die der christlichen sei, wird uns beistimmen, wenn wir sagen, daß

von allen Beschlüssen diesem die weltgeschichtlich höchste Bedeutung beigelegt werden muß. Für die weltlichen Verhältnisse waren allerdings die Bestimmungen über die Kirche wichtiger als die über die Religion, und wirklich ist die durch jenen Kirchenrath dem Papste zuerkannte Oberherrlichkeit und unbeschränkte Macht in der Anwendung der Kanons und der Ausführung der Concilienbeschlüsse, von unberechenbarer Wichtigkeit. Allein das Leitende in der Weltgeschichte des religiösen Geistes sind doch niemals, auf die Länge, die Gewalt und das äußere Recht, sondern immer die Ideen in den Gemüthern. Wer das Nähere über jenen verhängnißvollen Beschluß kennen lernen will, findet bei Sarpi hinlängliches urkundliches Material. Uns genügte es hier die Thatsache auszusprechen.

Vieles konnte auch jetzt noch von der Ausführung abhängen. Es schien als ob die äußersten Folgerungen in endgültiger Form abschließend ausgesprochen wären über Alles, was die große Frage der Gegenwart Gottes berührte. Aber siehe, da zeigte sich bald die Nothwendigkeit, auf dem eingeschlagenen Pfade weiter zu gehen, mindestens auf dem Verwaltungswege, durch päpstliche Verordnungen und feste gleichmäßige Lehrnormen in den Universitäten, vermittelst der Jesuiten, im Sinne der äußersten scholastischen Folgerungen. Die Erwartung ging nicht in Erfüllung, man werde Theorie und Praxis des Ablasses wieder auf die ursprüngliche Bedeutung zurückführen; die Behauptung Bossuets in seinem Katechismus, dieses sei vollständig geschehen, ist einer der kühnen Kunstgriffe und Machtsprüche, wodurch jener große Sachwalter sich aus unlösbaren Schwierigkeiten zu befreien suchte. Niemand wußte besser als der belesene Bischof von Meaux, daß in Rom, der Musterstadt der päpstlichen Christenheit, nichts hinsichtlich der unzähligen tausend- und vieltausendjährigen Indulgenzen ge-

ändert sei: abgesehen von den Stillmessen an privilegirten Altären, wodurch, nach der stehenden Formel der Inschriften, kraft päpstlicher Verleihung:

> „die Seele des fromm in der Kirche Verstorbenen in dem Augenblicke der Consecration, aus der Pein des Fegefeuers erlöst, hinüberspringt in die Freuden des Paradieses."

Nicht besser ist, hinsichtlich des Geschichtlichen, der Satz Bossuets, wodurch er in jenem Katechismus dem ihm unwiderleglich geführten historischen Nachweise entgehen wollte, daß die alte Kirche keine Abendmahlsfeier kennt ohne Communion einer Gemeinde, sei es der ganzen oder nur mehrer Gemeindeglieder. Es blieb dagegen allerdings nichts Haltbares übrig als zu sagen, die Communion sei eben nur ein Anhängsel, welches also auch eben so gut fehlen dürfe. Dabei konnte er sich sachwalterisch an den, von den ältern italienischen Forschern, wie namentlich vom Cardinal Bona, nur sehr zaghaft vertheidigten Misbrauch der neuern Praxis anschließen, die Communion nicht da zu feiern, wo der Kanon Gregors des Großen, wie alle andern alten Abendmahlsordnungen, sie ausdrücklich erwähnt und vorschreibt, ja worauf sich das stehende Schlußgebet der Feier (die Postcommunio) bezieht, sondern nach gänzlich beendigter Feier.

Diese Züge gehören mit in die Geschichte des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der Welt, weil sie die Versetzung des Mittelpunktes in das logische Gegentheil, also die positive Verneinung, nur noch unwiderruflicher machen mußten. Was von Früheren entschuldigt war, was man als Zufälliges zu beschönigen und zu verhüllen gesucht, wird nun hervorgehoben, ja als Hauptsatz nöthigenfalls an die Spitze gestellt und als neues Mysterium geheiligt werden müssen. Dieses bedingt wiederum zwei verhängnißvolle Uebel: die

Unwissenheit der Geistlichkeit über alles Geschichtliche und Thatsächliche, und die Gleichgültigkeit des Volks für die innere Religion. Denn ohne diese beiden Umstände konnte die leitende geistliche Macht jene Annahmen nicht durchführen: und doch muß am Ende, wenn es überhaupt Religion und Wahrheit gibt, jedes kirchliche System an Gleichgültigkeit und Unwissenheit zu Grunde gehen, und mit ihr jede weltliche Gewalt, die sich auf die geistliche stützt.

Es tritt aber hier noch ein anderer verhängnißvoller Umstand ein. Der zunehmende Heiligendienst, und insbesondere die Verehrung der Jungfrau Maria, hatte schon im zwölften Jahrhundert den gelehrtesten und frömmsten Kirchenlehrern des Abendlandes schwere Besorgnisse erweckt, es möge dadurch die Einzigkeit des Erlösers, und die allgemeine Erlösungsbedürftigkeit, gegenüber diesem einzigen Heilande, geschwächt, ja aufgehoben werden. Gegen nichts erklären sie sich deshalb so stark als gegen die damals von einigen Schwärmern und theologischen Folgerungsmännern vorgebrachte Ansicht, es müsse die Mutter Jesu von der Erbsünde frei, also, im Gegensatz zu allen andern Menschen, ohne Sünde empfangen sein. Sie erkannten bald die zwei kaum abweisbaren letzten Folgerungen. Einmal daß Maria alsdann nicht mehr erlösungsbedürftig, also nicht erlösungsfähig sei. Eben so nahe lag ihnen zweitens die Betrachtung, daß man bei einem solchen rein rationalistischen Verfahren ohne Willkür nicht wol bei ihren Aeltern stehen bleiben könne: gelangt man nun so zuletzt bis Adam, so hört ja mit der Erbsünde auch die Erlösung auf. *)

*) Der berühmte jesuitische Theologe, Dr. Perrone in Rom, der bedeutendste Betreiber des neuen Dogma, hat die wichtigsten Aeußerungen

Das merkwürdige Schreiben des letzten Kirchenvaters, des frommen Abts von Clairvaux, vom Jahre 1140, an die Chorherren von Lyon, welche ein Fest der unbefleckten Empfängniß feiern wollten, enthält unter anderm folgende mahnende Betrachtungen:

> „Der Vorzug einer heiligen Empfängniß wird Ihm beschieden, welcher alle Menschen heiligen sollte, Ihm allein, der, ohne Sünde gekommen, alle Sünden versöhnen sollte. So ist denn unser Herr, Jesus Christus, Er allein, vom heiligen Geiste empfangen, Er allein ist heilig, von seiner Empfängniß an. Mit seiner einzigen Ausnahme leidet auf alle Adamskinder der Ausspruch eines derselben seine Anwendung, welcher mit eben so viel Demuth als Wahrheit sagte: «In der Schuld bin ich geboren, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen» (Ps. LI). Wenn sich das also verhält, worauf gründet sich denn jenes Fest der Empfängniß? Wie kann man behaupten, daß eine Empfängniß heilig sei, welche nicht das Werk des heiligen Geistes ist, um nicht zu sagen, welche von der Sünde kommt?"

Der scharfsinnigste aller Scholastiker, Petrus Lombardus, sprach sich in gleichem Sinne aus, und sein Nachfolger auf dem Lehrstuhle und auf dem Bischofssitze von Paris, Moritz von Sully, untersagte jene Feier in seinem Sprengel. Auf dieselbe Seite stellten sich Thomas von Aquin, und der heilige Bonaventura im zwölften, Papst Innocenz III. im dreizehnten Jahrhundert.

Der heilige Thomas von Aquin sprach geradezu den oben angeregten Gedanken aus:

---

der Kirchenlehrer über diesen Punkt zusammengestellt in seinem merkwürdigen Buche: „De immaculato B. Virginis conceptu" .... Man vergleiche damit die aus diesem Werke selbst geschöpften Artikel von Ed. Laboulaye, dem berühmten Staatsrechtslehrer und Historiker, im „Journal des Débats" (30. Oct., 7. u. 19. Nov. 1854, abgedruckt in des Verfassers „Essays religieux" von diesem Jahre) und die anonym erschienene Schrift eines gelehrten katholischen Pfarrers über diesen Gegenstand: „Die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria" (Leipzig, 1858).

„Wenn Maria ohne Sünden empfangen iſt, ſo iſt ſie nicht der Erlöſung durch Chriſtus bedürftig.“

Und Bonaventura fügt hinzu:

„Man ſolle ſich hüten, durch den Preis der Mutter die Herrlichkeit des Sohnes zu ſchmälern, und bedenken, daß der Schöpfer höher ſtehe als das Geſchöpf .... Man könne ohne Gottloſigkeit gar nicht ſagen, daß die heilige Jungfrau der Erlöſung nicht bedürftig geweſen.“

Dieſe Folgerung wußte man nicht anders zu beſeitigen, als daß man annahm, Jeſus habe ſeine Mutter im voraus von der Sünde befreit, ſo daß ſie der allgemeinen Erlöſung nicht mehr bedurft hätte.

Aber auch hier ſtand die große Maſſe auf der Seite der äußerſten Schlußfolgen. Wenn nicht hier, wo dann iſt die volle Gegenwart Gottes zu erkennen? das war das Bewußtſein bei vielen Andächtigen. So groß war der Glanz des MarienDienſtes, ſo ſchrankenlos waren die Ausdrücke der Prediger von der Alles überragenden Heiligkeit und Reinheit der „Königin der Engel“: ſo hoch ſtellte ſich die Mutter Jeſu praktiſch im öffentlichen und perſönlichen Gottesbewußtſein, daß man vorherſehen konnte, es werde die letzte Schlußfolge einmal doch kirchlich ausgeſprochen werden müſſen als Glaubenspunkt. Nicht allein Duns Scotus forderte dieſes ſchon: Boſſuet in ſeinen Predigten über dieſen Gegenſtand findet die entgegengeſetzte Anſicht ebenfalls unvernünftig; denn, ſagt er:

„Wie kann man glauben, daß etwas Uebernatürliches nicht auch gewaltet habe in der Empfängniß dieſer Fürſtin (der Heiligen)? daß nur dieſer Augenblick ihres Lebens durch kein glänzendes Wunder bezeugt ſei?“

Das Tridentiniſche Concil hielt ſich an die praktiſche Entſcheidung Sixtus IV. Dieſer Papſt, ſelbſt Franciscaner, wollte

dem leidenſchaftlichen Streite der Franciscaner und Dominicaner (welche gelobt hatten hierüber bei ihrem Thomas von Aquin zu bleiben) ein Ende machen, ohne dogmatiſche Erklärung. Nachdem er jenes Kirchenfeſt geheiligt und durch Abläſſe geſchmückt (er nennt es vermittelnd „das Feſt der Empfängniß der Unbefleckten"), auch zugleich den Gegnern (den Dominicanern) verboten, Diejenigen, welche die unbefleckte Empfängniß lehrten, der Gottloſigkeit zu zeihen, erklärte er (1483), die Kirche und der heilige Stuhl haben darüber noch keine Entſcheidung getroffen. Das Concil beſtätigte dieſe Verfügungen, und fügte hinzu:

> „Die heilige Synode habe nicht die Abſicht in den Beſchluß über die Erbſünde die ſelige und unbefleckte Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, einzuſchließen."

Allein das Gefühl der hierbei verſteckten Ungläubigkeit oder Feigheit, Das dogmatiſch auszuſprechen, was man doch praktiſch bekenne, ließ den Päpſten keine Ruhe. Pius V. unterſagte 1570 jede Erörterung des Streitpunktes in den Predigten und jede Streitſchrift in einer lebenden Sprache. Der neue Orden der Jeſuiten nahm ſich die Verherrlichung der Himmelskönigin zur beſondern Aufgabe, und in Spanien entzündete ſich ein faſt nationaler Enthuſiasmus für jene höchſte Verehrung. Die Päpſte des ſiebzehnten Jahrhunderts, und namentlich Alexander VII. (1661) gingen ſo weit als nur irgend möglich, ohne das Aeußerſte zu thun, um dieſem Strome der religiöſen Erregung zu folgen. Das Feſt ward allgemein vorgeſchriebenes Kirchenfeſt, mit dem vollen Namen des „Feſtes der unbefleckten Empfängniß": und kein Feſt wird glänzender in der Muſterſtadt gefeiert als dieſes.

Um den oben angedeuteten Schwierigkeiten der Theorie zu entgehen, bediente man ſich folgendes ſcholaſtiſchen Aus-

wegs. Die Empfängniß ist eine doppelte: zuerst erfolgt die, wodurch der Körper sich bildet, 40 Tage später tritt die Seele hinzu. Jenes heißt die active, dieses die passive Empfängniß. Die erste ist bei Maria wie bei allen Menschen: im Augenblick der letztern aber befreit Gott durch ein besonderes Wunder die eintretende Seele von der Befleckung der Erbsünde.

Alles Dieses bewegte die Päpste nicht, über jene Linie hinauszugehen: so wie auch Bossuet in seinen Verhandlungen über eine Vereinigung mit der lutherischen Kirche noch mit einem gewissen Scheine von Ehrlichkeit sagen konnte:

> „Die gesammte römische Kirche hält die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau für eine gleichgültige Sache, welche mit dem Glauben nichts zu schaffen hat."

Aber nach der Restaurationsepoche nahm das Gefühl der Unredlichkeit so zu, namentlich auch in Frankreich, daß 1834 der Erzbischof von Paris, 1838 der Administrator von Lyon sich die Erlaubniß erbaten, das von Sixtus IV. den Franciscanern gestattete Gebet bei jenem Feste auch jenen Sprengeln zu verleihen. Gleichzeitig ward in denselben, und in fast allen Kirchen Frankreichs wie Italiens, in dem allgemeinen Bittgebet der Kirche hinzugefügt:

> „Königin, empfangen ohne Befleckung der Erbsünde".

Der fromme Papst Pius VII. hatte eigentlich alles Dieses bereits überboten durch seinen, bald nach der Befreiung ertheilten neuen Ablaß für das Haus von Loreto, und durch das zur Erhaltung eines neuen Ablasses vorgeschriebene und in Hunderttausenden von Exemplaren durch die Druckerei der Propaganda verbreitete Gebet, worin die Jungfrau Maria angebetet (adorirt) wird mit gleichen, wo nicht größern Lobpreisungen als die drei Personen der heiligen Dreieinigkeit. Der

Text der vier hinter einander gedruckten Gebete ist in den Ausführungen gegeben.*) Den wesentlichen Inhalt zeigt folgende Uebersicht:

„Ich bete dich an, Ewiger Vater, und danke dir, seitens der heiligen Jungfrau für ihre Aufnahme in den Himmel."

„Ich bete dich an, ewiger Sohn, und danke dir, seitens der heiligen Jungfrau für die der Aufgenommenen verliehene höchste Weisheit" u. s. w.

„Ich bete dich an, heiliger Geist, und danke dir u. s. w., für die Liebe, welche du der heiligen Jungfrau ertheilest, deiner Braut, bei ihrer Aufnahme, und bitte dich, kraft des Verdienstes und Schutzes deiner vielgeliebten Braut, um die Gabe deiner Gnade."

„Ich bete dich an, allerseligste Jungfrau, Königin des Himmels, Herrin und Beschützerin des Weltalls (Signora e Padrona dell' Universo), als Mutter deines geliebten Sohnes, Braut des heiligen Geistes, um die dir ertheilte himmlische Liebe: nimm hin dieses Herz, Gedächtniß, Willen und allen Sinn" u. s. w.

Wer begreift nicht, daß ein ebenfalls unbezweifelt gottesfürchtiger Papst wie Pius IX., welcher seine Befreiung aus den Gefahren von 1848 der heiligen Jungfrau persönlich zuschrieb, sich im Gewissen getrieben fühlte, Das auszusprechen, wovon er voll war. Es wäre ihm Unredlichkeit, Unglaube gewesen, die göttlichen Ehren Der zu versagen, welche er so lange als regierende Königin des Himmels angebetet, mit so vielen seiner Vorgänger. Mag immerhin bei Andern die kirchlich-politische Ansicht überwiegend entscheidend gewesen sein, die Gelegenheit zu benutzen, um thatsächlich die Allgewalt des Papstes auch in Glaubenssachen festzustellen; bei Pius IX. und gewiß vielen der von ihm nach dem Vatican berufenen Bischöfe war die Glaubensansicht allein das Ent-

*) S. Anhang, Anm. 2.

scheidende. Und wer will leugnen, daß der Beschluß des Ephesinischen Concils gegen Nestorius, vom Jahre 431, welches der Jungfrau Maria den Namen der Gottesgebärerin beilegte, eigentlich trotz aller Verwarnungen des Concils, naturgemäß zu jener letzten Schlußfolge leitete?

Die gedruckten (aber nicht veröffentlichten) Gutachten aller dabei befragten Bischöfe und Kirchenlehrer — deren einige in den „Protestantischen Monatsblättern" abgedruckt zu lesen sind — beweisen, daß von allen jenen Besprechungen gegenwärtiger Kirchenfürsten nur der jetzige Erzbischof von Paris gegen das Dogma selbst sich erklärt hat: bekanntlich trat er in Rom den übrigen Bischöfen und dem Papste bei.

## Schlußbetrachtung

### über das Bewußtsein der Geistlichkeitskirche von der Gegenwart Gottes in der Menschheit.

Betrachten wir die mehr als anderthalbtausendjährige Entwickelungsreihe des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der nachkonstantinischen Kirche, so liegt sowol in der Verfassung als in der Anbetung, welche ihre Leiter allmälig aufgestellt, die größte Folgerichtigkeit vor. Die Verfassung mußte aus der Gemeindefreiheit unter Bischöfen und Aeltesten umschlagen in die unbeschränkteste Alleinherrschaft, sowol in Gesetzgebung als im Regieren. In der Anbetung findet sich eben so der Mittelpunkt des Bewußtseins der wahren und wirksamen Gegenwart Gottes versetzt, und zuletzt in sein Gegentheil umgeschlagen. Da der ursächliche Zusammenhang der Thatsachen dieser Entwickelung nicht wol in Abrede gestellt werden kann, so entsteht dadurch, allem Anscheine nach, ein Widerspruch jener Richtung mit der sittlichen Weltordnung und dem Christenthum, falls es eine solche Ordnung gibt, und falls sie wirklich die Voraussetzung, wie ihre Verherrlichung das Ziel, des Evangeliums ist.

Wir haben bereits im einleitenden Buche und dann wieder zu Eingang des gegenwärtigen die Nothwendigkeit hervorgehoben, nicht allein den Gedanken als Träger des Bewußtseins von Gott in der Geschichte anzusehen, sondern auch die verwirklichende That, und das Gottesbewußtsein nicht blos in der Anbetung, sondern auch im Leben zu suchen. Dieselben Seelen bilden die bürgerliche Gemeinde und die kirchliche: die Propheten des Alten Bundes waren Propheten des gesammten Volkes, und die der verfolgten christlichen Gemeinde wandten sich an die Menschheit. So müssen wir uns denn auch jetzt nach zwei großen Thatsächlichkeiten umsehen: erstlich nach dem Gottesbewußtsein in Verfassung und Leben der bürgerlichen Gemeinde, welche mit, und gewissermaßen unter, der Geistlichkeitskirche sich ausbildete; und zweitens nach den Propheten über die Gegenwart Gottes, welche sich in den von dieser Kirche geleiteten Völkern erhoben.

Was die bürgerliche Gemeinde betrifft, so trug, wie wir gesehen, die verfolgte Gemeinde der Christen in ihrem Schooße sehr große und fruchtbare Keime für die Wiederherstellung der damals untergegangenen oder untergehenden bürgerlichen Gemeinde des Römerreiches, wo Niemand anders als ungern oder gezwungen Municipalämter übernahm, und jede Obrigkeit als solche Gegenstand des Mistrauens, wo nicht des Hasses war. Die christliche Gemeinde brachte mit sich zuerst die auf gegenseitige Achtung des Menschlichen, angesichts des himmlischen Vaters gegründete Familie und Hausgenossenschaft. Hierüber ist oben das Nöthige gesagt. Dann aber auch die in der christlichen Gemeinde, ebenfalls auf unmittelbares Gottesbewußtsein gegründete, Freiheit der innern Verwaltung, verbunden mit einer wohlgeordneten Obrigkeit. Daß die alten Gemeinden mit ihren Bischöfen das Vorbild des

germaniſchen Königthums ſind, haben wir auch ſchon bei der Betrachtung jenes Zeitraums bemerkt. Wir können hinzufügen, daß in den älteſten Synoden oder gemeinſchaftlichen Berathungen unabhängiger Gemeinden, namentlich der afrikaniſchen, die Keime einer Bundesverfaſſung lagen, welche weit über die Bundesſtaaten des Alterthums hinausgingen.

Die Geiſtlichkeitskirche der nachkonſtantiniſchen Zeit übte nun allerdings einen wohlthätigen Einfluß auf manche Gegenſtände der bürgerlichen Geſetzgebung, wie hinſichtlich der Ehe und der Sklaverei: und dieſer Einfluß iſt neuerdings ſehr gründlich und lichtvoll entwickelt in der von der franzöſiſchen Akademie gekrönten Preisſchrift des Herrn Profeſſors Schmidt in Strasburg. Aber hinſichtlich der Gemeindefreiheit, der Grundlage aller politiſchen, ſtand jene Kirche ſelber zu ſehr auf dem Standpunkte des römiſch-byzantiniſchen Despotismus, um neues Leben ſchaffen zu können. Im byzantiniſchen Reiche war es nun allerdings vielleicht unmöglich einen beſſern politiſchen Zuſtand zu ſchaffen; aber warum verloren ſich unter der Geiſtlichkeitskirche im Weſten die ſchönen Elemente germaniſcher Freiheit, und zwar am allermeiſten bei den ſo kirchlich und päpſtlich geſinnten Franken?

Als nun endlich im elften und zwölften Jahrhunderte die romaniſch-germaniſche Menſchheit ſich in den Städten wieder freie, ſelbſtregierende und von der Idee der Vaterſtadt begeiſterte Gemeinden ſchuf: als in Toulouſe, und überhaupt in Südfrankreich, ſich neues Leben zeigte, als Venedig und Genua, Florenz und Piſa aufblühten, und der Geiſt der ſtädtiſchen Freiheit in den „Gemeinden" (Communen) in wunderbarer Entwickelung bald die Volksſprache bildete, Kunſt und ſelbſt Wiſſenſchaft hervorrief, erwies ſich die geiſtliche Macht mehr hemmend und ſtörend als fördernd und hülfreich. So

finden wir allenthalben in Italien, außer wenn, wie Mailand, die Stadt von einer mächtigen Fremdherrschaft gedrängt ward, diese Freistaaten gegen den Papst und die immer größer werdenden Ansprüche der Geistlichkeit gestimmt. Die hohe Geisteserhebung in Südfrankreich ging unter, eben sowol durch das Blutbad der Ketzerkriege und Ketzergerichte, als durch die weltliche Tyrannei. Die Parlamente von Aragonien, Catalonien und Castilien, deren Freiheiten und Gesittung Spanien neben Italien und Frankreich, und an die Spitze der europäischen Bildung und Macht stellten, kämpften für die Freiheit der geistlichen und staatlichen Gemeinde. Als nun im sechzehnten Jahrhunderte der große Kampf für geistige und politische Freiheit in Deutschland und der Schweiz begann, was war die Folge der Verbündung der Dynastien mit den Päpsten gegen diese Bewegung? Der Aufbau des modernen Absolutismus! Die Cardinäle Ximenes und Richelieu arbeiteten mit Karl V., Philipp II. und Ludwig XIII. an der Unterdrückung der alten Stände und Parlamente. Und wo sind jetzt die freien katholischen Staaten, außer zweien, welche sich mit Mühe gegen die Ansprüche der Geistlichkeitskirche halten?

Nicht weniger merkwürdig ist eine Ueberschau der Entwickelungsreihe hinsichtlich der Propheten des Gottesbewußtseins.

# Zweiter Abschnitt.

## Das Bewußtsein von Gott in der Geschichte bei den Propheten der Geistlichkeitskirche.

---

## Erstes Hauptstück.

### Augustinus, der Prophet der bischöflichen Concilkirche, und der heilige Benedict.

In der Epoche der Patriarchen- und Concilienkirche begegnen wir einem hohen prophetischen Genius der Menschheit, Augustinus, dem Zeitgenossen der Einnahme Roms durch Alarich im Jahre 410, und Zeugen der Verheerung Afrikas durch die Vandalen. Als Augustinus sich entschloß, auf die in jener furchtbaren Zeit immer lauter werdenden Klagen kleinmüthiger Christen, und Vorwürfe der Zweifler und Heiden gegen das Christenthum zu antworten, schrieb er das große Werk „Ueber den Staat Gottes" (De civitate Dei) in 22 Büchern. Hier bringt er zuerst (I—X) alles nur Erinnerliche vor, vertheidigend und angreifend, gegen das Heidenthum, unter welchem die Menschen doch unglücklicher gewesen wären,

dann aber (XI—XXII) herstellend, durch eine Darlegung der alttestamentlichen Geschichte als der allmäligen Gründung des Gottesreiches von Abraham bis Christus und die Apostel. Nur Eines fehlt: die Behauptung, also noch viel mehr der Beweis, daß eine göttliche Weltordnung auf der Erde bestehe, und daß in jeder Krise der Welt das Gute siegen, das Gottesreich gefördert werden müsse. Selbst da, wo er dieser Frage sehr nahe kommt (XXII, 2), zieht er sich auf Gottes unerforschliche Wege zurück. Er verkennt dabei keineswegs das allgemein Menschheitliche, die Einheit des Menschengeschlechts, und er weist allenthalben darauf hin, daß wie andere Zeiten, so auch die damalige, alles Unglück durch ihre Laster reichlich verdient habe. Das sind die beiden lichten christlichen Punkte seiner Betrachtung der Menschheitgeschichte: und diese finden sich auch als Frucht eines wahren Christenthums bei dem geistreichen und wahrheitsliebenden Salvianus, dem Priester von Marseille, der am Ende jenes Jahrhunderts, gegen 480, in seinen merkwürdigen 8 Büchern über die göttliche Regierung der Welt auf dieselben Vorwürfe nur mit noch stärkern Zugeständnissen antwortet.

So ist es also wohlthätig zu sehen, wie jene Männer das allgemein Menschliche, Heilempfängliche im barbarischen Nachbar, dem punischen Kananäer, dem berberischen Numidier, dem ketzerischen Gothen und Vandalen erkennen. Aber die Welt hört, namentlich dem Augustinus, mit dem Römerreiche auf, dessen blutigen Untergang durch die Barbaren er im Anfange des fünften Jahrhunderts vor sich sah. Was soll der Christ an dem Untergange seiner irdischen Geburtsstätte hängen? Wenn viele Tausend tugendhafter und christlicher Frauen und Jungfrauen beim Erstürmen der Hauptstätte des Reiches geschändet werden oder umkommen, so ge-

langen ſie ja nur deſto früher, falls ſie gläubig geweſen, ins ewige Leben, während die getödteten Ungläubigen dem verdienten Gerichte verfallen, welches der Herr über dieſe Erde verkündet hat.

Man ſieht ſchon aus dieſen Beiſpielen, einmal wie trübe das Bewußtſein der Gegenwart Gottes in der Gemeinde und in der Menſchheit war; dann aber auch, daß nur Chriſti Perſon über dem tödtenden Einfluſſe eines böſen und untergehenden Zeitalters ſteht. Nur oberflächlich und vorübergehend war das Gefühl des Todes, welches die Lehrer und Propheten der Chriſten in den Jahrhunderten der Verfolgung als Ahnung des heranziehenden Endes der Welt empfunden hatten, zurückgedrängt durch den Sieg des Chriſtenthums im Weltreiche. Das Zeichen der tiefſten Schmach, das Kreuz, glänzte zwar auf der Stirn der Cäſaren, und die Theodoſier ließen die heidniſchen Tempel ſchließen und untergehen. Aber als das Heidenthum zum letzten mal in der Perſon des heidniſchen Senators Symmachus auftrat, um den Altar der Siegesgöttin in der römiſchen Curie zu retten, auf welchen die heidniſchen Senatoren, wenn ſie zu ihren Sitzen gingen, einige Weihrauchkörner in die Flamme warfen, was ſtellt Prudentius der uns noch erhaltenen echt römiſchen Rede entgegen? Die Victoria iſt nicht mehr das Symbol der Majeſtät Roms, ſondern ein heidniſches Zeichen weltlicher Macht. Die Welt geht unter mit ihrem Pompe.

Ein Geſchlecht ſpäter, und der Gothe Alarich erfüllte das Geſchick, indem er Rom einnahm, wie der Vandale Genſerich Karthago: der letzte Schatten eines römiſchen Kaiſers ſtieg 40 Jahre ſpäter ins Grab. Da kehrte das Gefühl des herannahenden Weltendes ſtärker als je in die Gemüther zurück. Mit apokalyptiſchem Schauder ſah man Rom, das

namentlich in seinen Vornehmen und Reichen großentheils noch heidnisch war, durch die vorstürmenden Barbaren in den Flammen untergehen. Die germanischen Barbaren werden aber Christen, und Theodorich, obwol ein arianischer Ketzer, umgibt sich mit aller Wissenschaft und Kunst, welche Byzanz und Rom darbieten. Geborene Gothen wurden Bischöfe und Schriftsteller. Da erschien Totila und zog gegen Rom. Jetzt sah Jedermann das Ende Roms, und, nach dem allgemeinen Glauben, der Welt voraus. Man zog von Rom aus in die Einöde von Monte Casino, um den heiligen Benedict zu befragen, einen Mann von großer römischer Familie, der sich in jene abgelegene Bergstätte geflüchtet hatte, um frommen Betrachtungen zu leben. Die edelsten und tiefsten Geister zogen sich nicht allein aus dem öffentlichen Leben, sondern auch aus dem der Familie zurück, in jenem Gefühl, daß die irdische Menschengesellschaft rettungslos verloren sei. Die Fabel vom Magnetenberge enthüllte hier ihren Sinn. Das Schiff des römischen Weltreichs mußte untergehen, weil die unwiderstehliche Kraft des unsichtbaren Magnets die besten Geister, welche als die wahren unsichtbaren Nägel es durch ihre Tugend und Weisheit zusammenhielten, aus den sich auflösenden Planken herauszog. Der Haß der verzweifelten Wirklichkeit wurde nur größer durch die Liebe zum Ewigen: das Ewige erschien einmal wieder unter den Menschenkindern als ein fressendes Feuer. So war denn auch Benedict in die Einöde gezogen, und Gleichgesinnte hatten sich ihm angeschlossen. Die Freunde, welche von Rom die schicksalsvolle Kunde brachten, fragten ihn nun, ob er nicht glaube, daß Rom jetzt untergehen werde durch die Barbaren. So lautete die von Gregor dem Großen uns aufbewahrte Antwort des Heiligen:

„Rom wird von den Barbaren nicht zerstört werden, sondern von Donner und Blitz und von Sturmwinden erschüttert in sich selbst zusammensinken“;

ein großes prophetisches Wort, welches auch jetzt noch viel Stoff zum Nachdenken bietet.

# Zweites Hauptstück.

## Die Propheten der Geistlichkeitskirche von Karl dem Großen bis zum Ende des Mittelalters.

### A. Erigena, Joachim von Floris und Abälard: oder die Propheten des frühern Mittelalters.

Nicht lange nach Benedicts Tode schien die Pest dem römischen Reiche und der Welt ein Ende machen zu wollen. Niebuhr hat hervorgehoben, daß um diese Zeit (das Ende des sechsten Jahrhunderts) das wahre Ende Roms und der Alten Welt falle.

Als die Franken nach der Eroberung und theilweise Germanisirung Galliens nach Italien zogen, und als am Weihnachtstage des Jahres 800 der deutsche König Karl der verhängnißvollen Verführung nachgab, und sich als römischen Kaiser krönen ließ, begann die weltgeschichtliche Ansicht der Menschheit sich allerdings einigermaßen aufzuhellen: jedoch ohne dauernde Hoffnung und ohne neue lebenskräftige Zukunft.

Johannes Scotus (Erigena) ist der Prophet der karolingischen Zeit, als tiefer Denker: denn jeder wahre Gedanke ist prophetisch. Auch ist er, wie alle Mystiker, welche ihm folgten, voll der tiefsten Gedanken über das ewige Leben der Seele

in Gott. Aber er steigt so wenig als vier Jahrhunderte später, die deutschen Mystiker Eccard, Tauler, in seiner Philosophie herab in das Walten Gottes in der Wirklichkeit, dem Leben der Menschheit. Seine Weltansicht ist verzweifelnd. Gerade über Rom hat er die trübste Ansicht. Es ist durch die neue kritische Ausgabe seiner Werke jetzt bewiesen, daß das merkwürdige und geheimnißvolle lateinische Klagelied auf Rom dem Erigena zugehört. Wir geben den echten Text in den Ausführungen*): die Uebersetzung entlehnen wir der „Beschreibung Roms" (I, 242 fg.):

Roma du herrliche, einst von edlen Herren gegründet,
Sklavin der Knecht' anjetzt, stürzest du schmählich dahin.
Deine Kaiser sie haben so lange Zeit dich verlassen,
Zu den Griechen gewandt wich von dir Namen und Ruhm.
Konstantinopel heißt die neue Roma und blühet,
Alte Roma, dir fällt Sitte wie Zinnen dahin!
Da dich die Herrschaft verlassen, ist Hoffahrt bei dir geblieben,
Und der Habsucht Dienst hält dich im schmählichen Joch.
Volk, verlaufenes Volk, von des Erdballs äußersten Grenzen,
Sie die Knechte der Knecht', ach! sie beherrschen dich jetzt!
Deiner Edlen ist keiner geblieben, die einst dich regieret:
Deine Freien sie bau'n fernab pelasgische Flur.
Als die Heiligen lebten, hast du sie grausam gemordet,
Handel lehrest anjetzt du mit der Todten Gebein.
Wahrlich schützten dich nicht der heil'gen Apostel Verdienste,
Gänzlich wärst du, o Rom, längst von der Erde vertilgt.

In dem ganzen Mittelalter, bis zum dreizehnten Jahrhundert, lebt die Idee im Bewußtsein der lateinisch-germanischen Menschheit fort, daß die Welt dem Untergange entgegengeht, unterdessen aber von Papst und Kaiser, oder von Kaiser und Papst regiert werde. Rom ist und bleibt der

*) S. Anhang, Anm. 3. Des Erigena Klagelied auf Roma.

Mittelpunkt der Weltanſicht. Wenn das Coliſeum fällt, ſagte ein von Beda im achten Jahrhundert aufbewahrter Volksſpruch, fällt Rom; fällt Rom, ſo fällt der Erdkreis. Die Herrlichkeit der alten Roma iſt in jenem Wunderbau noch immer das Symbol der Weltherrſchaft: Rom iſt die Stadt der Cäſaren: der Papſt, der Herr des geiſtlichen Lebens der Welt, lebt dort, in des Kaiſers eigener Stadt. Der Kaiſer muß in ihr gekrönt werden. Aber die Herrlichkeit der Alten Welt kehrt nicht wieder.

Die Dichtung des frühern Theiles des Mittelalters bewegt ſich innerhalb verwirrter Erinnerungen der Alten Welt, ſymboliſch gedeuteter Sprüche der Schrift und misverſtandener kymriſcher Sagen. Die romaniſche Weltanſicht war wirklich (woher auch der Name) ein Roman. Die Kreuzzüge ſchienen dieſem Traumleben nur neue Nahrung geben zu ſollen, obwol ſie das Element des neuen Lebens der romaniſch-germaniſchen Menſchheit kräftigten, welches in den freien Städten Italiens, Frankreichs und Deutſchlands durch Freiheit und Weltverkehr allmälig zum Tageslicht erwachte.

Nie hat es überhaupt eine Zeit größerer Verzweiflung an der göttlichen Weltordnung gegeben als im Mittelalter. Michelet hat unter den neuern Geſchichtſchreibern angefangen den Schleier zu lüften, welcher die Verzweiflung der Völker verbirgt. Er weiſt nach, wie in Frankreich, nach Unterdrückung der Waldenſer und Albigenſer und nach Herabwürdigung der untern Volksklaſſen zu Leibeigenen und Hörigen, vom dreizehnten bis zum funfzehnten Jahrhundert, ſich eine Religion der Verzweiflung, ein wahrer Gottesdienſt Satans bildete, in mitternächtigen Verſammlungen von vielen Tauſenden. Im ſechzehnten Jahrhundert hörten dieſe Greuel auf: nach der Bartholomäusnacht beginnen ſie wieder, und wir haben auch

hier die geschichtlichen Verhandlungen (von 1610—19) als Gewähren.*)

In Italien war im zehnten Jahrhundert eine verzweiflungsvolle Dumpfheit eingetreten, von welcher die Jahrbücher jener düstern Zeit zeugen: das Volk erwartete, namentlich in Rom und Italien, das Ende der Welt: an keiner Kirche wird mehr gebaut, Häuser und Klöster werden nur als Burgen und Thürme hergestellt. Die schwärzesten Künste der Zauberei und wahrer Teufelsdienst wurden auch dort in jenen Jahrhunderten geübt. Welche Spuren diese in allen romanischen Ländern zurückgelassen, weiß Jeder, der die Verwüstung kennt, welche das Lotto (das Pestbrandmal der katholischen Staaten), verbunden mit dem Aberglauben an Anzeichen und an den Zauber des bösen Auges; im Herzen der Familien und Gemeinden noch jetzt, namentlich in Rom und Neapel anrichtet. Einige unserer Leser werden auch wol in Fiévées politischem Briefwechsel mit Napoleon I. gelesen haben, wie in den von ihm verwalteten Departementen jedes Dorf regelmäßig seinen Zauberer mit dem Siebe hatte und seine Wahrsagerin aus dem Kaffeesatze.

Auch die innersten Herzensergießungen der größten Männer jener Zeiten verrathen die furchtbare Verzweiflung der Menschheit. Wenn Gregor VII., der bei weitem größte Charakter seiner Zeit, der Büßer von Clugny, der Eiferer für das Cölibat und die absolute Hierarchie, bei seinem Tode im Gefängnisse ausrief, im Jahre 1095:

„Ich habe geliebt die Gerechtigkeit, und gehaßt das gottlose Wesen: darum sterbe ich in der Verbannung";

*) Man sehe insbesondere Bd. VIII (S. 106—129) und Bd. IX (S. 267—337) seiner „Französischen Geschichte".

ſo iſt es unmöglich darin nicht eine bittere Parodie des herrlichen 45. Pſalmes zu erkennen, den der Papſt gewiß viele hundert male als eine Weiſſagung der Verherrlichung Gottes auf der Erde durch den Meſſias geleſen und geſungen hatte, wo dem Könige geſagt wird (V. 7):

„Du haſt geliebt die Gerechtigkeit und gehaſſet das gottloſe Weſen, darum hat dich Gott, dein Gott, geſalbt mit Freudenöl mehr denn deine Geſellen."

In welcher verzweifelten Gemüthsſtimmung zwei Jahrhunderte ſpäter der ebenfalls große Papſt Bonifacius VIII. ſtarb, iſt allgemein bekannt. Aber ein noch größerer Papſt, der zwiſchen beide fällt, bekannte öffentlich dieſe Verzweiflung. Nur in einer ſolchen Stimmung konnte gegen Ende des zwölften Jahrhunderts (um 1200) der nachherige Papſt Innocenz III., damals Cardinal, einer der ernſteſten wie gelehrteſten Geiſtlichen ſeiner Zeit, das vor wenigen Jahren neu herausgegebene Büchlein „Ueber die Verachtung der Welt oder vom Elend des menſchlichen Lebens" ſchreiben. Nach einem ſchauderhaften Bilde des Elends jener Zeit, welchem jener große Papſt, eben wie Hildebrand, durch hierarchiſchen Abſolutismus abzuhelfen wähnte, ſagt er in demſelben:

„Glücklich ſind Diejenigen zu preiſen, welche ſterben ehe ſie das Tageslicht erblicken, welche den Tod ſchmecken ehe ſie das Leben empfinden!"

„Wie troſtreich ſind dagegen die Worte in der Bergpredigt des Erlöſers von Dem, was Jeden zu beſeligen vermag!" kann ſich bei Erwähnung dieſes entſetzlichen Ausſpruches der edle deutſche Prälat nicht enthalten auszurufen, welcher in dieſen Tagen uns eine von weiſen, troſtreichen und erhebenden Be-

trachtungen überfließende Darstellung von Gott in der Welt gegeben hat. *)

Mitten in dieser Verzweiflung leuchtet uns ein seltsamer Stern entgegen: ein Mönch, welcher ein neues Weltalter anbrechen sieht, und zwar das Weltalter des Geistes.

Joachim, gewöhnlich nach dem von ihm unweit seiner Heimat, bei Cosenza in Calabrien, gegen 1190 gegründeten Kloster, Joachim von Floris genannt, hatte sich nach sehr ernsten Bibelforschungen und einem Zuge ins gelobte Land ganz von der Welt zurückgezogen. Aus seiner Klostereinsamkeit übte er bis zu seinem, gegen 1202 erfolgten Tode, als Abt der Stiftung, einen großen Einfluß aus, da er schon früher durch seine prophetischen Bibelauslegungen und sein heiliges Leben, weit und breit, selbst bei Kaiser und Papst, in hohem Ansehen stand. Er blieb verehrt als ein prophetischer Mann, obwol seine Bekämpfung der Trinitätsformel von Petrus Lombardus später (1215) durch das vierte Lateranische Concil verdammt wurde. Was man nachher das Ewige Evangelium nannte, in Anwendung der Stelle der Apokalypse (XIV, 6):

> „Und ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium, zu verkündigen Denen, die auf Erden sitzen, und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern";

*) Freiherr von Wessenberg, „Gott und die Welt, oder das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott" (2 Thle., 1857). Der Titel der von ihm in den Anmerkungen zum ersten Theile (S. 474 zu S. 321) angeführten Schrift von Innocenz III. lautet: „De contemptu mundi sive de miseria humanae conditionis", neu herausgegeben von J. H. Achterfeld (Bonn, 1855).

ist nun vorzugsweise enthalten in jener „Concordia", oder Harmonie des Alten und Neuen Bundes.*) Um die Bedeutung der darin enthaltenen Anschauung von den drei Weltaltern zu würdigen, genügt es zu sagen, daß der merkwürdige Forscher die Zeit des Alten Bundes als das erste Weltalter annimmt, und die Zeit des Vaters nennt, die Zeit von Christus bis etwa zum nächsten (dreizehnten) Jahrhundert, dessen Anfang damals bevorstand, die Zeit des Sohnes, nach welcher nun die von Christus angekündigte Zeit des Geistes erscheinen werde. Den anschaulichsten Begriff der Persönlichkeit und der ursprünglichen Auffassung gewähren auch hier die eigenen Worte, die man jedoch nur in freiem Auszuge geben kann. Wir setzen den wesentlichen Inhalt der einschlägigen Sätze hervor, mit Auslassung Dessen, was einer falschen Exegese, insbesondere der Apokalypse angehört, und die Grundanschauung nur verdunkelt.

Das Buch beginnt mit den Worten:

„Ich, Joachim, als ich um die Mitternacht der Auferstehung im Nachdenken versunken war, erhielt plötzlich, durch eine geistige Erleuchtung folgende Offenbarung über die Harmonie des Alten und Neuen Bundes . . . . . .

„Zwei Völker sind durch die Verordnung des Vaters und die Geburt des Sohnes erwählt zum Glauben Eines Gottes unter zwei Testamenten, nämlich das jüdische und dann das römische:

*) Sehr zweckmäßige Auszüge aus der Concordia gibt Christoph Ulr. Hahn's „Geschichte der Ketzer im Mittelalter" ( Bd. III, 1850), S. 263 fg., besonders S. 271—318. Sie sind abgedruckt aus dem sehr seltenen ersten und einzigen Drucke, welcher 1519 in Venedig erschien unter dem Titel: „Divini vatis Abbatis Joachim liber concordiae novi ac veteris Testamenti." Man vergleiche noch Engelhardts „Kirchengeschichtliche Untersuchungen" (1832); dazu Neander im fünften Bande seiner „Kirchengeschichte", und Milman „Latin. Christianity", Vol. V, 417.

dazwiſchen liegt das griechiſche (byzantiniſche), welches aber abgefallen iſt. Durch die Kunde des heiligen Geiſtes, der vom Vater und Sohne ausgeht, ſind aus jenen einige Männer hervorgegangen, ſowol im Alten als im Neuen Bunde: dieſe verharrten in der Lehre der Geiſtesmänner, in welchen jene Vollkommenheit ſich fand, von welcher der Apoſtel ſagt: «Wo der Geiſt des Herrn, da iſt Freiheit.» (Ende des erſten Buches.)

„Das erſte Zeitalter geht von Adam (oder, fruchtbar, von Abraham) bis auf Elias und Eliſa, die Propheten, oder beſſer bis zum Zacharias, dem Vater des Täufers. Dieſes iſt das Myſterium des Vaters. Das Myſterium des Sohnes geht zunächſt bis auf Benedict, den Stifter der Mönchsorden, den beſchaulichen, geiſtlichen Chriſten: aber von dort auch noch weiter bis auf die letzte Zeit dieſes zweiten Weltalters, in welcher wir leben (kurz vor 1200). Nun wird endlich die von Benedict bereits perſönlich begonnene Zeit des Geiſtes ſich verwirklichen."

[Dieſes iſt wahrſcheinlich die Grundanſchauung eines ſehr verwirrten und langen Vortrags, wobei er es darauf anlegt, eine gleiche Anzahl von Geſchlechtern für die Weltalter herauszurechnen, was natürlich ihm nicht gelingt. Philoſophiſch dürfte dabei wol nur ſein, daß er unterſcheidet zwiſchen dem Anfang (initium) eines Weltalters und der Fruchtbarmachung deſſelben Weltalters. So iſt Adam Anfang, Abraham Fruchtbarmachung des erſten Zeitalters. Er ſcheint dadurch einer erleuchteten Perſönlichkeit, die aber keine unmittelbare, dauernde Entwickelung veranlaßt, entgegenzuſetzen eine ſpätere, welche zur Gemeinde wird.]

„Die erſte, erſtverordnete, Reihe ward gerufen zum Thun der geſetzlichen Werke, die zweite zum Thun des Leidens Chriſti (ad laborem passionis), die dritte, aus beiden hervorgehende iſt erwählt zur Freiheit der Betrachtung, nach jenem Worte der Schrift: „Wo der Geiſt des Herrn" u. ſ. w. Der Vater hat das Werk des Geſetzes auferlegt, weil er die Furcht (der mit Furcht zu Verehrende) iſt; der Sohn das Werk der Zucht (disciplina), weil er die Weisheit iſt; der heilige Geiſt gibt die Freiheit, weil er die Liebe iſt. Denn wo Furcht, da iſt Dienſt: wo Lehre, da iſt Zucht: wo Liebe, da iſt Freiheit. Doch geben, nach der Einheit des göttlichen Weſens, Vater und Sohn auch Freiheit, jener als Vater, dieſer als Bruder, und von der andern Seite legt der heilige Geiſt den Dienſt des guten Lebens auf (servitus

bonae actionis), weil er selbst auch Furcht und Weisheit ist ... Jetzt beim Schlusse des zweiten Zustandes (status) erwarten wir, daß den Gläubigen die Freiheit gegeben werden solle. (Buch II.)

„In den Männern, welche die Welt als kommend erwartet, wird sich erfüllen die Aehnlichkeit des Zacharias (Vaters des Täufers), Johannes des Täufers und des Menschen Jesus Christus: dann auch die der zwölf Apostel, insbesondere aber der sieben Gemeinden des Evangelisten Johannes. Das Evangelium des Himmelreiches wird gepredigt werden über den ganzen Erdboden, und das geistige Verständniß wird bis zu den Juden dringen, und mit der Gewalt des Donners ihre Herzenshärtigkeit zerschmettern, nach dem Spruche des Propheten Maleachi (IV, 6). (Ende von Buch IV.)

„Niemand dringe in mich, das Geheimniß der Zahl (der Apokalypse, der 1260 und der 1335 Tage), Niemand nöthige mich hinauszugehen über die Schranken, die ich mir gestellt: denn Gott hat es in seiner Macht, seine Geheimnisse noch verständlicher (als bisher) zu machen. Mein Werk ist zu Ende ... mögen Alle wissen, daß ich mich dessen nicht unterfangen aus stolzer Anmaßung, noch daß ich die Gemüthsruhe eines Frommen habe stören wollen, noch mir das Gesagte ausgedacht, um damit vor die Welt zu treten: ich habe es gethan, weil die verordnete Zeit da ist." (Schluß des Werkes.)

In diesem Buche, und in seinem letzten Werke, dem Psalterium*) deutet er wiederholt an, daß zuerst die Verehlichten zu arbeiten berufen waren im Reiche Gottes, dann die Geistlichen, zuletzt aber, im Reiche des Geistes, wo die beschauliche Betrachtung vorherrsche, die Mönche: als deren Vater gilt ihm der heilige Benedict. So war es denn ganz in der Ordnung, daß, als drei oder vier Jahre nach Joachims Tode der heilige Franciscus seinen Orden gestiftet (wie Dominicus den seinigen bald nachher, 1218), einer seiner strengern Schüler, Gerhard, die Meinung aufstellte, der Heilige von

*) Auszüge bei Hahn, a. a. O., S. 318—337.

Assisi sei der vom Abt Joachim vorhergesagte Beginner des dritten Weltalters. In allem Diesem wird die unglückliche Täuschung des Mittelalters kund über die Gegenwart Gottes in der Menschheit, als nach ewigen natürlichen Gesetzen, und nicht nach irgend welchen menschlichen Erfindungen und Machtsprüchen wirkend. Der Abt Joachim selbst hatte ausdrücklich erklärt, es sei ihm der Geist der Einsicht gegeben, aber nicht der Prophetie, und sich von aller Bestimmung der Zeiten losgesagt. Nur daß die Zukunft des Reiches Gottes in jener Linie liegen werde, nach jenem Fortschritte und in jener Einheit, das war ihm sicher — und darin hat er sich nicht getäuscht. Auch daß er der freien Betrachtung, welche wir jetzt die Philosophie zu nennen pflegen, einen so hohen Beruf im Reiche des Geistes gegeben, hat sich bewährt, und wird sich noch weiter bewähren. Dagegen, wie ganz hat sich die Auslegung des Franciscaners als Täuschung erwiesen! Mußte doch schon Franciscus erfahren, wie wenig die Geistlichkeit geneigt war, das mühsame Werk der christlichen Volkserziehung auf sich zu nehmen, und Dominicus mußte seine Laufbahn beginnen mit Theilnahme an der blutigen Verfolgung der Waldenser und Albigenser, deren Greuel er vergebens (obwol hoffentlich aufrichtig) zu mildern suchte. Der Inquisitor blieb, der Reformator verschwand, und die Liebe der beiden Stifter verwandelte sich in Eifersucht und bittern Haß der Jünger.

Noch zu Joachims Lebzeiten (1094) ward der große Geist Abälards in die Welt geboren, den sein geistvoller Geschichtschreiber, Charles de Rémusat, mit Recht den ersten und größten Vorkämpfer der menschlichen Vernunft und Bildung im Mittelalter nennt. Seitdem wir durch Cousin und Andere seine bedeutendsten hier einschlägigen Werke kennen, dürfen wir mit Bestimmtheit sagen, daß auch er seinen Trost fand

in dem persönlichen Glauben an den Ewigen, an Christus den Erlöser und an den heiligen Geist (den Parakleten, dem er den Zufluchtsort seiner Heloise weiht) und im Rückblick auf die allgemeine Offenbarung Gottes unter den Menschen. Die Gegenwart war ihm verwirrt, die Zukunft ganz dunkel. Was Rémusat die Theodicee Abälards nennt (II, 184—292, vgl. 402—517), ist eigentlich nur eine Apologie der kirchlichen Dogmatik, untermischt mit vielen Zweifeln. Der Geist Gottes hat sich in Plato offenbart, wie in den Gottesmännern des Alten Bundes: aber wo offenbart er sich jetzt? In der Betrachtung der göttlichen Dinge, insbesondere der Dreieinigkeit, denn selbst hier zeigt sich die göttliche Kraft der Vernunft: dann in der von Gott verliehenen guten Gesinnung, welche allein eine Handlung oder einem Werke (also auch einem frommen, kirchlichen) einen Werth gibt: endlich in der Liebe zu Gott, dem höchsten Prinzipe der Ethik. Das Kirchliche tritt in den Hintergrund, wie die guten Werke bei Joachim. Aber eben so die Wirklichkeit. Gott ist gegenwärtig im Sakrament, aber in der Welt ist er nicht zu verspüren.

### B. Dante, Petrarca, Savonarola: oder die Propheten des spätern Mittelalters.

Selbst Dante, der Weltrichter der Vergangenheit, der Schauer des Lebens der Seligen, zeigt in seiner „Göttlichen Komödie", daß er für diese Welt keine Hoffnung hat. Wenn man sich die Tragweite der in jener unsterblichen Darstellung des dreifachen innern Zustandes der Seele in diesem Leben, durch welche schon der Verfasser des „Hirten" im zweiten Jahrhundert die Christen anzog, vollkommen klar macht; so steht hinter der Verherrlichung der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe in einem künftigen Leben, sei es der Verdammniß oder der

Läuterung, oder der Gottſeligkeit, die tiefſte Nacht der Verzweiflung an einer Wirkſamkeit der göttlichen Weltordnung auf dieſer Erde, an aller Hoffnung für dieſes Leben. Dieſe Behauptung wird allerdings großen Anſtoß erregen bei den Romantikern und ihren hierarchiſchen Schülern, welche in Dante die höchſte Verherrlichung des chriſtlichen Glaubens ſehen oder wenigſtens predigen. Aber ſie iſt wahr. Nicht ein Wort des Troſtes können ihm alle ſeine ſeligen Geiſter ſagen für die Zukunft, ſobald es ſich von der Erde, das heißt von dem durch Chriſtus der Menſchheit verkündigten Gottesreiche handelt, an deſſen Triumph zu glauben der Sieg des Chriſtenthums über Judenthum und Heidenthum die Menſchheit mehr als irgend ein anderes früheres Ereigniß auffordert. Der höchſte Flug ſeiner prophetiſchen Hoffnungen geht nicht hinaus über die getäuſchte Erwartung einer Befreiung Italiens und Herſtellung der Kirche durch einen mächtigen Fürſten, ſei es Can Grande della Scala oder Heinrich VII. Das Ende der Welt iſt ihm nothwendig nahe bevorſtehend, weil er doch eigentlich gar keine Rettung mehr ſieht. Auch iſt dieſes ſeine ausgeſprochene Anſicht. Davon zeugen die Worte der Beatrice an Dante im „Paradies" (XXX, 128 fg.), als ſie ihm die zahlloſen Scharen zeigt, die mit weißen Kleidern angethan, ſich dem Heiland und der heiligen Stadt Gottes nahen. Die Worte lauten, nach der geſchmackvollen Ueberſetzung eines königlichen Auslegers, alſo:

Schau wie ſo zahlreich
Iſt die Vereinigung der weißen Kleider!
Sieh unſre Stadt, wie weit umher ſie kreiſet!
Sieh unſre Stufen, die ſchon ſo erfüllt ſind,
Daß wenig Volk dort noch zu wünſchen bleibet!

Es ist nur noch für wenige Erwählte Platz: ein Sitz ist noch für die Seele Heinrichs VII. aufbewahrt, die zu früh die Erde verläßt, um Italien retten zu können, im Kampfe mit dem damaligen

„Vorstand im göttlichen Gerichtshof",

dem Papste Clemens V. († 1314; s. „Inferno", XIX, 66—87), von welchem Dante sagt, zum Schlusse des Gesanges, mit Anspielung von Bonifaz VIII. von Anagni:

Doch kurze Zeit drauf wird im heil'gen Amt ihn
Gott dulden nur, und ausgestoßen wird er
Dorthin, wo nach Verdienst weilt Simon Mages,
Drob tiefer sinken muß der von Anagni.

Um so höher ist es Dante anzurechnen, daß er jenen einsamen Propheten der Kirche des Mittelalters, den vielfach angefeindeten Joachim ins Paradies setzte, und zwar in den Kreis hoher Heiligen. Er läßt Beatrice von ihm sagen (XII, 139):

Raban ist dort, und hier an meiner Seite
Erglänzt Abt Joachim der Calabrese,
Der mit prophet'schem Geiste war begabet.

Mögen König Richard Löwenherz und die Kaiserin Constanza durch den Ruf apokalyptischer Weisheit und ihre Neugier die Zukunft zu erfahren, sich zu dem Einsiedler hingezogen gefühlt und ihn befragt haben, sein Land, Calabrien, verehrte ihn als einen Heiligen, und Dante erkannte in ihm was das selige Leben des Geistes beurkundet.

Daß die Zeit des Aufblühens des nationalen Schriftthums in den freien Städten, namentlich unter den geistvollen und schöpferischen Italienern, keine Philosophie der Geschichte der Menschheit, noch weniger prophetische Seher der Zukunft

hervorbrachte, wird uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß wir sie noch nirgends gefunden haben, als wo die bürgerliche Freiheit mit der Freiheit des religiösen Bewußtseins Hand in Hand ging und in dieser ihre Wurzel erkannte. Noch mehr aber gewann jene alte Verzweiflung an der Wirklichkeit die Oberhand, als jene Städte verfielen, und Tyrannei oder Oligarchie an ihre Stelle trat, während die Kirche immer mehr sich verweltlichte. Hier tritt uns allein noch mit einiger Hoffnung die begeisterte Stimme eines der ersten Dichter vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts entgegen, Petrarca. Es sind insbesondere die drei berühmten Sonette auf den damals in Avignon weilenden Römischen Stuhl. *) Wir geben den Text derselben in den Ausführungen: hier genügt es die zwei ersten vorzulegen, worin die Hoffnung sich ausspricht, es werde eine bessere Zukunft durch inneres Aufstreben des Geistes und Ringen der Völker anbrechen.

**Sonett CV. (XV. bei Leopardi).**

Die Sündenlast von Babel schreit Entsetzen,
Die gottverflucht nicht aufhört sich zu blähen,
Zu Jupiter und Pallas nicht will flehen,
Nein, Venus, Bacchus sind der Dirne Götzen.

Nach Rechte schmachtend, wo soll ich mich letzen?
Doch, schau, es wird ein Herr ihr einst erstehen,
Der wird aufrichten (werd' ich's gleich nicht sehen)
Nur Einen Stuhl, da wo sich Huren setzen.

*) S. Anhang, Anm. 4. Die drei Sonette Petrarcas:
CV. Fiamma dal Ciel.
CVI. L'avara Babilonia.
CVII. Fontana di dolore.

Zerſchlagen werden deine Truggeſtalten,
Zertrümmert ſinken deine Burgen nieder,
Die Flamme friſſet die darinnen ſchalten.

Dann kehrt die Unſchuld ſchöner Seelen wieder
Zur Erde, die wird golden ſich geſtalten,
Und alte Tugend preiſen neue Lieder!

### Petrarcas Sonett CVI. (XVI. bei Leopardi).

Du Schmerzensquell, wo Zorn und Grimm ſich mehren,
Du Ketzertempel, freche Irrlehrſchule,
Einſt Roma, Babel jetzt, du ſchnöde Buhle,
Die füllt die Welt mit Seufzern und mit Zähren!

Du Kerker, wo umſonſt ſich Gute wehren,
Wo Tugend hinſinkt unterm argen Stuhle:
Einſt muß ob dieſem Höllen-Sündenpfuhle
Des Heilands Zorn erglühn zu Gottes Ehren.

Gepflanzet einſt in armer, keuſcher Demuth,
Zeigſt du dem Gründer jetzt die freche Stirne,
Schamloſe! wodurch hoffſt du zu verlocken?

Durch deine Buhlerkünſte, durch die Hochflut
Des böſ' erworbenen Gut's? Nicht Konſtantin, o Dirne,
Nimmt's wieder, doch die Welt, die jetzt erſchrocken.

Die goldene Zeit antiker Tugend, deren einſtige Wiederkehr Petrarca hofft, und deren Zukunft ihn im tiefſten Seelenjammer tröſtet, iſt dem Petrarca das klaſſiſche Alterthum, aus welchem die Bilder der griechiſchen Weiſen, insbeſondere des Sokrates, Plato und Ariſtoteles, und die Thaten freier Bürger durch dunkele Wolken der Gegenwart hindurchleuchten.

Aber ſchon in Boccaccios Decamerone ſehen wir (in der Erzählung von den drei Ringen und in der vom venetiani-

schen Juden, der in Rom bekehrt worden war), daß der religiöse Gehorsam der Völker auf Gleichgültigkeit und Verzweiflung ruhte.

Höher war allerdings das Streben und die Weltanschauung der großen Geister unter den italienischen Gelehrten des funfzehnten Jahrhunderts, insbesondere des Laurentius Valla, welche schon vor der Mitte jenes Jahrhunderts die griechischen Urschriften zu erforschen begannen, und das klassische Latein an die Stelle des Mönchslatein setzten. Aber leider wiederholte sich auf diesem Gebiete bald die Erscheinung des Unsegens einer geistigen Erregung ohne sittliche Erhebung, und eines Aufschwunges der Vernunft ohne Gewissen. Das Gottesbewußtsein der klassischen Philologie verlor sich bald in zügelloser Lasterhaftigkeit, und noch zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts beklagt der große Scaliger, daß die Gelehrten Italiens sämmtlich Atheisten seien, welche die protestantischen Philologen wegen ihres Glaubens, wie wegen ihrer sittlichen Strenge verspotten.

Es war gegen diese Unsittlichkeit und Zügellosigkeit, daß sich gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts Savonarola, der von den besten Männern seiner Zeit hoch geachtete florentinische Dominicanermönch erhob: ein Märtyrer, wie jene sogenannten Ketzer des dreizehnten Jahrhunderts, und viele der „Gottesfreunde" im vierzehnten. Savonarola will das Gute, und er will Wahrheit: er verlangt ein reines Herz und sittlichen Ernst im Leben. Aber es fehlt ihm dabei der unerschütterliche Glaubensgrund: die Bibel, mit dem klaren Evangelium als Mittelpunkt, und die freie christliche Gemeinde. So setzt er sein Vertrauen auf Aeußerlichkeiten und selbst auf Mirakel: er wüthet gegen die Kunst: er will die Gegner schlagen mit Wundern, statt mit Bibel und

Leben. So bestieg er den Scheiterhaufen in tiefem Schmerze, jedoch nicht in Verzweiflung, unter Alexander VI.

Fassen wir die Erscheinungen dieser Entwickelungsreihe des Gottesbewußtseins in den Propheten der westlichen Geistlichkeitskirche zusammen — denn die östliche hat gar keine Propheten, sondern nur Kaiser, Kaiserinnen und kaiserliche Höfe, Hoftheologen und Palastmönche —, so finden wir in ihr, von Augustin bis zu den schönen Geistern unter Julius II. und Leo X., einen verhängnißvollen Fortschritt vom drückenden Todesgefühl der Wirklichkeit bis zur maßlosen Verzweiflung über den Gang der menschlichen Dinge.

# Anhang zum Gottesbewußtsein des Mittelalters.

## Das Bewußtsein der verfolgten Gemeinde der Waldenser von Gottes Gegenwart in der Welt.

Als der Süden von Frankreich aufblühte in Toulouse, Grenoble und Lyon, ward ein Bürger Lyons, Petrus Waldus, gegen das Jahr 1170, von einem ernsten und heiligen Verlangen erfüllt: die heilige Schrift, insbesondere das Evangelium, kennen zu lernen. Er ließ sich eine Uebersetzung des Neuen Testaments anfertigen und prägte sich dieselbe ein: so ausgerüstet predigte er den Armen in Holzschuhen (Ciavatten, daher Kabatiten) die Lehren der Bergpredigt, um sie anzufeuern zu einem wahren Christenthum, einem Leben der Nachfolge Christi und der Apostel. Vom Erzbischofe jener Zeit verfolgt, flüchtete er sich in das Dauphinat, und von da in die savoyischen Alpen. Neander, und insbesondere Gieseler*), haben auch hier die geschichtliche Wahrheit nach beiden Seiten festgehalten. Es ist gewiß, daß Petrus Waldus

*) In der „Kirchengeschichte", II, 1, B, Kap. 7, §. 86 und in der Kritik des verdienstlichen Herzogschen Werkes in den Göttinger Gel. Anz., Nr. 47—60.

Kunde hatte von ältern evangelischen Lehrern und Christen, „auch seitdem Papst Sylvester eine andere Lehre geltend gemacht" (die konstantinische Zeit): allein es ist eben so gewiß, daß er in der römischen Kirche lebte bis er ausgestoßen ward, und Prediger des Evangeliums und des Geistes einsetzte, als die Kirchlichen sich zurückzogen. Er berief sich dabei auf die Erklärung des Apostels Petrus (Apostelg. V, 29), was ein lutherischer Professor und gelehrter Forscher, Dr. Wiekhof in Göttingen, eben so verdammenswerth als unbegreiflich findet, und dagegen den Predigerorden der römischen Kirche preist.

Bald stürmten blutige Verfolgungen auf die Waldenser ein. Und gerade von dieser Seite, und von dieser allein, tönen uns Loblieder der hoffenden Christenheit entgegen, Töne bibelgläubigen Vertrauens auf die göttliche Vorsehung, welche die Menschheit durch dunkele Pfade zum Siege führt auf dieser Erde. Das sind eben wieder die verhallten Töne der verfolgten Gemeinde des zweiten und dritten Jahrhunderts der Märtyrer. Das sicherste und älteste Document dieser Gemeinde ist die Edle Predigt (La Nobla Leyczon) vom Ende des zwölften Jahrhunderts. Wir geben ihren wesentlichen Inhalt. Nachdem sie die Zeichen der bösen Zeit und des herannahenden Umsturzes der Gesellschaft geschildert:

„Wo je das Böse zunimmt und das Gute abnimmt",

ruft sie auf zum eifrigen Thun des göttlichen Willens, welcher durch Vater, Sohn und Geist uns kund gethan ist zur Seligkeit. Dahin gelangen wir, wenn wir Gott und den Nächsten aufrichtig lieben, und eingedenk bleiben des leider von Adam an verletzten göttlichen Gesetzes. So that schon Abel, welcher seinen Glauben auf Gott stellte und nicht auf das Geschöpf, wie die Götzendiener thun:

Was ganz zuwider dem Geſetz, das war vom Anfang:
Naturgeſetz wol heißt's, gemein iſt's allem Volk,
Ins Herz hat er's gepflanzet ſeinem Erſtgeſchaffenen,
Das Böſe ihm unterſagt', das Gute ihm gebot er . . .
An dem Naturgeſetz ein Beiſpiel laßt uns nehmen,
Das wir ohn' alles Maß verderbt und übertreten,
Verſündigend uns an Schöpfer und Geſchöpfe.
Edles Geſetz wol war's, das Gott uns hat gegeben,
In eines Jeden Herz hat er es eingeſchrieben,
Daß er es läſe und bewahrt' und lehrte rein und treu,
Daß Gott er lieb' im Herzen über das Geſchaff'ne,
Und keine Schranken ſetze ſeiner Lieb' und Ehrfurcht,
Denn das ſtimmt nicht mit heil'ger Schrift Gebote:
Daß treu die Eh' er halte, dieſes edle Band,
In Frieden mit den Brüdern leb' und alle Menſchen liebe,
Ein Mann, dem Stolz verhaßt iſt und der Demuth liebet,
Und Andern thut was er ſich ſelbſt gethan wünſcht.

Nun folgt die Geſchichte des Reiches Gottes von der Flut bis auf Abraham und Moſes, als das zweite Geſetz, dann bis auf Chriſtus, den Gründer des dritten Geſetzes. Hierbei werden Chriſti evangeliſche Reden und ſeine Erlöſungsthat beſonders hervorgehoben. Dann geht die Edle Predigt über zu den Apoſteln und den erſten Gemeinden, und ihren muthigen Bekennern bis zum Tode:

Erlitten große Martern, wie man ſchreibt,
Nur weil den Weg ſie zeigten Jeſu Chriſti.
Solch Böſes thaten ohne Scheu die Dränger,
Denn ſie ermangelten des Glaubens an Jeſus Chriſt,
Gerade wie Die, ſo jetzt verklagen und verfolgen,
Chriſten ſie ſollten ſein, aber geben deß ſchlechtes Zeugniß.
Solchen Verfolgern gebühret Tadel, den Guten Troſt.
Denn weder die Schrift gibt an noch ſagt Vernunft es,
Daß jene Heiligen verfolgten und einkerkerten.
Auch nach den Apoſteln wieſen einige Lehrer
Den Weg von Jeſus Chriſtus, unſerm Heiland.

Auch finden solche sich noch heut'gen Tages,
Obwol nur wenigen Leuten offenbar:
Gar stark verlangen sie zu zeigen den Weg von Jesus Christ,
Doch kaum vermögen sie's zu thun vor der Verfolgung,
So arg verblendet hat die meisten Irrthum,
Und mehr denn alle, die so Hirten wollen heißen,
Und doch verfolgen, tödten auch die Besten,
Und lassen Frieden habend Falsche und Betrüger . . .
Wer aber nicht will schmäh'n, nicht fluchen, lügen,
Nicht Eh'bruch treiben, tödten, fremdes Gut sich nehmen,
Noch rächen sich an seinen eignen Feinden,
So sagen sie: Er ist Waldenser und strafwürdig,
Und stellen Anklag' wider ihn in Lüg' und Trug.
Doch starken Trost gewinnt, wer leidet für des Herren Ehr';
Denn nach dem Tod' ist ihm das Himmelreich bereitet.

Darauf wird das Gegenstück ausgemalt. Der alle Gebote bricht heißt der kluge und rechtliche Mann, und wenn er ans Ende kommt beichtet er, und gibt was er unredlich erworben, statt es zu erstatten, ganz oder zum Theil dem Priester, damit er ihn lossspreche, und eine Messe für ihn lese: je mehr er gibt, desto mehr wird er gelobt. Ein ganz anderes Christenthum predigt der wahre Hirte der Gemeinde: ein solcher ermahnt durch evangelische Rede und das Beispiel geistlicher Armuth des Herzens und aufrichtiger Demuth. Diese nun, welche das dritte Gesetz halten, welches jetzt gilt, werden den Sieg davon tragen über ihre Feinde. So lautet die freudige Weissagung:

Dies ist der Weg, den wir verfolgen und einhalten müssen,
So Jesus Christ wir lieben, ihm nachfolgen:
Geistige Armuth des Herzens soll'n wir üben,
Und keuschen Wandel führen, Gott demüthig lieben:
Dann sind Nachfolger wir des Wegs von Jesus Christ,
Den Sieg gewinnen wir ob unsern Feinden.

Also auch hier drei Weltalter. Das Böse fängt an mit der konstantinischen Geistlichkeitskirche, in welcher es jedoch immer noch eine Minderheit frommer Prediger gegeben hat. Das Gottesreich soll aber nun mit Ernst angegriffen werden. Das wollte offenbar auch jener einsiedlerische calabresische Grübler, aber hier geschieht Alles für die Gemeinde und in der Gemeinde, nicht für Mönche und nicht durch Mönche: auf das klare sittliche Gebot des Evangeliums ist die Predigt gegründet, nicht auf Zahlengeheimnisse und apokalyptische Träume. Das angeborene Gottesbewußtsein im Gewissen, und dann die biblische Geschichte vom Gottesreich — das sind die göttlichen Anleitungen zum seligen Leben: diesen Glauben müssen die Christen auch jetzt bekennen, danach leben und dafür sterben: dann ist ihnen der Sieg gewiß, zuerst hier, auf Erden, jederzeit aber für jede Seele beim Weltgericht. So schließt die Edle Predigt:

Sagen wird der Erlöser: Kommt zu mir, Gesegnete, des Vaters,
Einzunehmen das Reich, euch bereitet vom Anbeginn der Welt,
Wo Freud' und reiche Schätz' euch sind bereitet.
Es wolle dieser Herr, der uns gebildet,
Uns zählen zu des Gottesreichs Erwählten!

Gleiche Gesinnung und Zuversicht spricht sich aus in dem Glaubensbekenntniß der Waldenser, dessen erst spät willkürlich beigeschriebene Jahreszahl (1220) allerdings nicht haltbar ist, dessen Hauptsätze aber doch alt sind. Es heißt in ihm:

Wir glauben an Einen Gott, Vater, Sohn und Geist.

Die Bücher des Alten und Neuen Bundes lehren uns, daß ein Gott sei, allmächtig, allweise, allgütig, der alle Dinge gemacht hat aus Gütigkeit. Denn er bildete Adam nach seinem Bilde, aber durch des Teufels Neid und Adams Un-

gehorsam kam die Sünde in die Welt, und wir sind Sünder in und durch Adam.

Christus ist unser Leben und Friede, unsere Gerechtigkeit, unser Hirt und Vertreter, unser Opfer und unser Opferpriester: er starb für das Heil aller Gläubigen, und ward auferweckt für unsere Rechtfertigung.

Wir glauben, daß die Sakramente die Zeichen sind, oder die sichtbare Form des Heiligen, und wir glauben, daß die Christen von Zeit zu Zeit sich dieser Zeichen oder sichtbaren Formen bedienen müssen, wenn es möglich ist. Aber wir glauben auch, daß der Gläubige gerettet werden kann ohne diese Zeichen, wenn ihm die Gelegenheit dazu fehlt.

Wir sind der weltlichen Gewalt in Ehrfurcht unterwürfig und gehorsam, dienstwillig und steuerpflichtig.

Diesen Glauben an den Sieg Gottes auf der Erde spricht ein altes Morgenlied der verfolgten Böhmischen Brüder aus, welche den Waldensern nahe verwandt sind:

Ach Herre Gott nimm unser wahr,
Bleib unser Wächter immerdar;
Sei unser Schutz und starker Held,
Der mit uns ziehet in das Feld.

Wir opfern Wort und That und Sinn
In deinen heil'gen Willen hin,
Daß unsre Werk', in deinem Muth
Vollführt, befunden werden gut.

Durch Christus nimm dies Opfer an,
Der für uns hat genug gethan,
Hilf daß dein Gab' wir immermehr
Genießen, Herr, zu deiner Ehr'.

# Drittes Hauptstück.

## Die Propheten der Geistlichkeitskirche seit der Reformation.

### 1. Bossuet.

Wenden wir nun den Blick auf die Propheten des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der letzten großen Epoche der westlichen Geistlichkeitskirche seit der Reformation, so springt es sogleich in die Augen, daß wir überhaupt auf dem Gebiete des Gottesbewußtseins sehr nach prophetischen Geistern zu suchen haben. Allenthalben entzündet sich ein auf den Geist und auf das Göttliche gerichtetes Streben, in Philosophie, Philologie, Geschichte, Schriftthum — aber die Geistlichkeitskirche wendet sich entweder davon ab, oder nimmt sich derselben nur an, um sie zu hemmen. Was nun das uns vorliegende Gebiet betrifft, so haben wir bis auf dieses Jahrhundert nur Einen namhaft zu machen — den geistreichen und scharfsinnigen Bischof von Meaux unter Ludwig XIV., den Vater der nun auch seitdem untergegangenen Gallikanischen Kirche — Bossuet. Und zwar sind wir dabei, einzelne gelegentliche Bestimmungen abgerechnet, auf seine berühmten Vorlesungen an den damaligen Thronerben Frank-

reichs über die Weltgeschichte bis zu Karl den Großen gewiesen. Dieses Werk muß recht eigentlich als ein theologisches betrachtet werden: die meisten Beispiele und alle Beweise des Daseins der göttlichen Weltordnung sind der Bibel und der Theologie entnommen.

Allerdings nimmt das Werk die Stellung eines gelehrten, auf Forschung ruhenden, auch eines philosophischen, die Vernunft überzeugenden: allein in den Augen einer unparteiischen Kritik kann es diesen Standpunkt durchaus nicht behaupten. Von den drei Abschnitten, aus welchen es besteht, sind „die Epochen" in Allem, was auf Forschung Anspruch macht, eine Kinderei und eine Fabel: die „Entwickelung der Religion" ist eine Predigt, bei welcher der biblische Text fehlt oder verdreht wird: „die Reiche" endlich sind eine Politik zum Gebrauch für den Dauphin. Ehe die Theologie ins Spiel kommt, ist Bossuet freisinnig. Die Aegypter werden gepriesen für eine Weisheit, die sie nicht besaßen, und die Römer für eine Menschlichkeit, die ihnen fremd war: das Predigen des Absolutismus beginnt erst mit Konstantin, und die Empfehlung der religiösen Verfolgung ist ein „Ludwig dem Großen" aufbewahrter Triumph mit nicht sehr evangelischem Rückblick auf die Vertilgungsgebote im Exodus und auf die Energie Samuels. Von einer sittlichen Weltordnung läßt sich bei allem Diesem nichts Prophetisches gewahren: der bewunderte Flug des Adlers von Meaux zeigt sich dabei nur durch unglückliche Versuche, etwas Prophetisches zu enträthseln. Allerdings findet sich eine besonnene Abhandlung über die sittliche Weltordnung auf den letzten Seiten des Schlusses. Aber auch diese hält sich innerhalb der Grenzen der Theodicee der Bücher Hiob und der Psalmen, und zwar ohne die Tiefe ihrer ethischen Betrachtung. Gott erhebt Reiche und stürzt

ſie: er bethört Völker, aber er richtet ſie auch wieder auf, und läßt ihre Unterdrücker fallen durch ihre eigenen Erfolge. Seine Gewalt iſt unveränderlich: die größten Eroberer dienen ihm und ſeinen Rathſchlägen ohne es zu wiſſen. Brutus ſtürzte die Tyrannen, und bereitete ſeinem Volke durch die Ausartung der Freiheit in Ausgelaſſenheit eine noch ärgere Tyrannei. Die Cäſaren ſchmeichelten ihren Soldaten, und bildeten ſich in ihnen ihre Herren. So muß alle menſchliche Macht einer höhern dienen, und nur Gottes Rathſchluß ſchreitet fort in geordneter Folge.

Das Alles nun iſt ganz ſchön: aber was iſt denn dieſer Rathſchluß? Er deutet dem Prinzen den Schlüſſel an, wie in manchen frühern Stellen, ſo insbeſondere in dem Schlußſatze. Es iſt die Macht der Religion, alſo ſeit Chriſti Heimgang zum Vater, der Kirche, das heißt der von den Nachfolgern des heiligen Petrus geleiteten Biſchöfe mit ihren Prieſtern. Alſo ſchließt das Buch:

> „Während Sie faſt alle jene Reiche durch ſich ſelbſt fallen, die Religion aber durch ihre eigene Kraft ſich aufrecht halten ſehen, werden Sie leicht ermeſſen, welche Größe die einzige dauernde ſei, und worauf ein verſtändiger Mann ſeine Hoffnung ſetzen ſoll.“

Von den vielen Commentaren, welche der Prophet der gallikaniſchen und der römiſchen Kirche des ſiebzehnten Jahrhunderts im Laufe des Werkes zu dieſem wohl eingeprägten und wohl verſtandenen bourboniſchen Texte gibt, wollen wir nur die Anſprache an den jungen Prinzen zum Schluſſe des zweiten Abſchnitts des Buches anführen. Nachdem er die Kette geſchmiedet, welche von Gott durch Abraham, Moſes und Chriſtus in ununterbrochener Reihenfolge, nach demſelben Geſetze auf die päpſtliche Kirche geht, und durch welche alle Gemeinſchaft der Menſchen mit Gott bedingt iſt, empfiehlt

er ihm, Alles zu verabscheuen, was diese Kette bricht, und sagt dann:

„Wenden Sie alle Ihre Macht darauf, zu dieser Einheit Alles zurückzuführen, was davon abgewichen ist, und der Kirche Gehör zu verschaffen, durch welche der heilige Geist seine Orakel verkündet. Es ist der Ruhm Ihrer Vorfahren, diese Kirche nicht allein nie verlassen, sondern immer aufrecht erhalten, und dadurch den ruhmvollsten aller Titel, den Titel des ältesten Sohnes der Kirche verdient zu haben. Ich habe nicht nöthig Ihnen von Chlodwig und Karl dem Großen, noch auch vom heiligen Ludwig zu reden: betrachten Sie nur die Zeit, worin Sie leben, und bedenken Sie, von welchem Vater Gott Sie hat abstammen lassen. Ein König, der in Allem so groß ist, zeichnet sich durch seinen Glauben noch mehr aus als durch seine andern bewunderungswürdigen Eigenschaften. Er beschützt die Religion im Innern und im Auslande, und bis zu den äußersten Enden der Erde. Seine Gesetze sind einer der stärksten Wälle der Kirche. Sein Ansehen, nicht weniger verehrt um des Verdienstes seiner Person willen, als um die Majestät seines Zepters, erhält sich niemals kräftiger, als wenn er die Sache Gottes vertheidigt. Man hört keine Gotteslästerung mehr: die Gottlosigkeit zittert vor ihm: Er ist der von Salomo bezeichnete König, welcher das Böse durch seinen Blick zerstört. Wenn er die Ketzerei durch so viele Mittel angreift, und noch stärker als seine Vorgänger es gethan, so geschieht das nicht, weil er für seinen Thron zittert: Alles liegt ihm ruhig zu Füßen, und seine Waffen sind auf der ganzen Erde gefürchtet. Nein, es geschieht, weil er seine Völker liebt: weil er sich durch die Hand Gottes zu einer Macht gehoben sieht, welcher keine andere auf dem Erdkreise gleicht, kennt er keinen schönern Gebrauch dieser Macht, als sie zum Dienste der Kirche zu stellen, um ihre Wunden zu heilen. Ahmen Sie, gnädiger Herr, ein so schönes Beispiel nach, und hinterlassen es Ihren Nachkommen. Empfehlen Sie ihnen die Kirche noch mehr als das große Reich, welches Ihre Vorfahren seit so vielen Jahrhunderten regieren. Möge Ihr hehres Haus, das erhabenste auf der Erde, das erste sein, die Rechte Gottes zu vertheidigen, und über den ganzen Erdkreis das Reich Jesu Christi auszubreiten, welcher dieses Ihr Haus mit so vielem Ruhme regieren läßt."

Wirklich that Ludwig der Große das Mögliche, ſolchem Propheten Ehre zu machen, ſchwer wie es war ihm zu genügen, und alſo Karl IX. und die Bartholomäusnacht zu übertreffen. Das bezeugen die Dragonaden und die Trümmer des Schloſſes, in deſſen Angeſicht dieſe Zeilen geſchrieben werden. Welche Frömmigkeit im Innern herrſchte, offenbarte ſich am Tage nach dem Tode des frommen Königs, und unter dem Regenten und deſſen Nachfolger: da ward die Frucht geerntet, welche jene Religioſität und jener fromme Eifer geſäet hatten. Die Antwort auf dieſe Lehre und auf das Wort: „der Staat bin Ich", gab die Revolution, welche wir jetzt die erſte nennen: der Letzte ſeines Stammes ſtürzte ſich und ſeine Nachkommen vom Throne, indem er Ernſt von jenem Rathe machte, den Boſſuet dem Königshauſe für alle Zeiten gegeben. Und es wird nicht beſſer allen Andern gehen, welche Recht und Geſetz mit Füßen treten, um ihren Eifer für das Reich Gottes in dieſer Richtung zu beweiſen.

### 2. Le Maiſtre und der Abt Lamennais.

Wie gerade entgegen dem allmächtigen Strome der Weltgeſchichte dieſe Richtung geht, das könnte man auch leicht aus zwei Werken nachweiſen, welche ſich zu Anfang dieſes Jahrhunderts an Boſſuets Prophetenthum angeſchloſſen: Le Maiſtres Buch „Vom Papſte", und Lamennais Werk „Ueber die Gleichgültigkeit hinſichtlich der Religion". Beide geiſtreiche Schriftſteller haben die Geſchichte noch mehr verfälſcht als Boſſuet, was ihnen auch viel leichter wurde, bei dem allenthalben ſichtbaren Mangel an jeder gelehrten Kenntniß der Bibel und der Geſchichte. Beide haben noch viel kühnere Formeln aufgeſtellt, und noch viel frechere Sophismen angewandt. Beide haben ſich auch auf das Weiſſagen gelegt:

und was ist aus ihren Weissagungen geworden? Allerdings hat die Hierarchie seitdem großen Einfluß gewonnen, aber wie steht es mit den Früchten aus, dem sittlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustand der Länder und Reiche, welche sie im Geistlichen beherrschen seit 400 Jahren? Und wie mit denselben Zuständen im Musterstaat, dem Kirchenstaate?

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" —

und das Gericht ist nur eben im Anfange. Wir enthalten uns hier auf Einzelnes in jenen und in verwandten neuern Werken einzugehen, da wir unsere Studien über diesen Gegenstand im „Hippolytus" vorgelegt, und dem dort Gesagten nichts Neueres hinzuzufügen haben. Aber Einen Punkt dürfen wir nicht unterlassen zur Sprache zu bringen, hinsichtlich aller Neueren, und insbesondere auch jener Schriften der Führer, welche beide sehr ausgezeichnete Männer waren — nämlich die hinter der maßlosesten, eines Adam Müller nicht unwürdigen, Sophistik ultramontaner Ansichten liegende Verzweiflung an der Wahrheit des Christenthums, und also der Weltanschauung Christi. Das höchste Prinzip beider ist Autorität, das Recht des von Gott eingesetzten „Amtes" (um mit den Neulutheranern zu reden) Wahrheit zu machen. Le Maistre führt geradezu aus, es bedürfe in jeder Genossenschaft, in jedem Reiche einer entscheidenden Autorität: der Sinn der Lehre der Infallibilität des zeitigen Papstes sei eben dieser: und es sei Glaubenssache daran festzuhalten. Weswegen? weil sonst Jedermann, der Gewissen und Vernunft, Bibel und Geschichte fragt, Widersprüche finden dürfte!

Der tiefere Geist des merkwürdigen Priesters, welcher in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens sich von seiner Kirche

entfernte und dann lossagte, konnte sich mit einer solchen Flachheit nicht zufrieden geben. Er rief also die Vernunft zu Hülfe, und gelangte bei diesem kühnen Versuche zu der Behauptung: es beruhe alle Wahrheit, selbst die mathematische, am Ende nur auf Autorität — Autorität der Vernunft in dem Gebiete, welches ihr überlassen bleibe, und Autorität der Kirche (also des Papstes) in allen Glaubenssachen. Näher betrachtet ist dieses der tiefste Skepticismus und deutet auf eine innere Verzweiflung hin. Es ist der letzte tragische Versuch eines mächtigen Geistes, Gott in der Geschichte nachzuweisen, indem man ihn in Gewissen und Vernunft beseitigt, und den wankenden Glauben an die der Kirche geoffenbarte Wahrheit wieder zu befestigen, indem man den Papst an die Stelle Gottes und seiner höchsten Propheten setzt. Den ersten Propheten, das Weltall, hat man nach fast dreihundertjährigem Ankämpfen gegen Thatsächliches endlich aufgegeben zu meistern, obwol dem römischen Primas von Irland die Erde nicht um die Sonne gehen darf. Aber der zweite Prophet bleibt in Fesseln, der Menschengeist: Gott darf durch die Menschheit gehen. Die Naturwissenschaft mag sich in gewissen Schranken frei bewegen — nur nicht der nach innerer Wahrheit forschende denkende Geist. „Was ist Wahrheit?" ist das letzte Wort jener Religionsphilosophie von Lamennais.

### 3. Wessenberg.

Ignaz Freiherr von Wessenberg, schon durch seine ernsten sittlich-religiösen Bestrebungen und Schöpfungen als General-Vicar des Stiftes Constanz zu Anfange dieses Jahrhunderts rühmlich bekannt, hat nach manchen andern höchst achtbaren Früchten seines Nachdenkens und seiner Forschung

der Nachwelt im vorigen Jahre 1857 ein geistliches Vermächtniß übergeben, welches ihn als einen Propheten des Bewußtseins von Gott in Welt und Geschichte beurkundet, und eines langen Lebens in Gott würdig ist. Wir meinen sein Buch „Gott und die Welt oder das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott" (2 Bde.). Es steht auf dem allgemeinen Christenglauben und zugleich auf einer besonnenen und durchgearbeiteten Philosophie. Von dem Geiste, der in diesem wahrhaft ehrwürdigen Buche herrscht, mögen folgende Stellen zeugen. Die Vorrede schließt mit dem frommen Wunsche und Bekenntniß:

„Möge die echt christliche Gesinnung dergestalt zur Herrschaft gelangen, daß sie Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Laien überall mit der festen Ueberzeugung durchdringe: nur in der durch das Leben bethätigten Lehre unsers göttlichen Welterlösers sei wahres volles Heil für die arme Menschheit zu suchen und zu finden! Trotz den vielen gleißenden hin und her flackernden Irrwischen und Sternschnuppen des Unglaubens, die unsere Zeit uns vorführt, wird ohne Zweifel die drängende Macht der Weltbegebenheiten und Weltverhältnisse dazu mitwirken, daß das Christenthum in Geist und Wahrheit mehr und mehr über alle arglistigen Verfinsterungsversuche und wetterleuchtenden Blendwerke der menschlichen Eitelkeit und Selbstsucht obsiege und stets neue und erfreulichere Epochen des Fortschritts zum Bessern in allen Zuständen der menschlichen Gesellschaft heraufführe."

Von der Betrachtung der Beweise von Gottes Gegenwart in der Schöpfung übergehend zu den geschichtlichen Zuständen sagt er (I, 54 fg.):

„Von Gott ist uns in den Weltzuständen ein Problem vorgelegt, dessen Lösung oder Entzifferung den denkenden Geist unaufhörlich beschäftigen und mit Bewunderung zu dem Urheber erheben soll. Obgleich nichts Endliches unbedingt vollkommen sein kann, so ist doch für jedes endliche Wesen eine bedingte Vollkommenheit in seiner Art denkbar, und die Empfänglichkeit dafür auf der gan-

zen weiten Stufenleiter der Wesen bezeugt ihren gemeinsamen Ursprung von dem Einen Unendlich-Vollkommenen. Nicht nur stehen alle Dinge in einem geordneten Zusammenhang, sondern jedem Ding gibt nur sein Zusammenhang mit den andern Bestand und Dauer. Wie dieser Zusammenhang sich löst, hört es auf Das zu sein, was es ist, und wird ein Anderes, wo denn auch ein neuer Zusammenhang entsteht. Jedes Glied des Ganzen dient dem andern und alle dienen dem Ganzen. So wie jegliches Ding im Weltall seinen bestimmten nähern Grund hat, so hat es auch seinen bestimmten nähern Zweck. Daraus läßt sich schließen, daß nicht minder auch das Weltall selbst seinen Zweck habe, der ihm vom Urheber bestimmt ist. In Hinsicht des Zwecks (der Absichten) Gottes im Ganzen und Einzelnen muß aber die Vorstellung des Menschen die möglichste Weite suchen, damit er nicht seine Beschränktheit auf den Unendlichen übertrage. Alle Wesen sind Werkzeuge Gottes für seine Weltleitung. Dem Menschen aber ist der große Vorzug verliehen, es freithätig zu sein, und der Stimme seines Gewissens als der Stimme Gottes freiwillig Folge leisten zu können."

Und in demselben Sinne heißt es am Schlusse des ersten Bandes (I, 465):

„Einzelne Menschen und ganze Völker, sie mögen wollen oder nicht, müssen den vielfach gewundenen, mit Wolken und Nebeln bedeckten Weg des Kampfes und der Prüfungen wandeln, den Gott bestimmt. Die, welche hier seinen Finger erkennen, läßt er nicht zu Schanden werden. Es gibt glücklich scheinende glänzende Erfolge, die die ärgste Strafe sind, indem sie verblenden, während Niederlagen die größte Wohlthat werden und sich in Triumphe verwandeln, wenn man in ihnen eine Aufforderung zu erhöhten Anstrengungen erblickt. Der Verständigste wird zum Thoren, der Mächtigste zum Spielzeug, sobald er außer Acht setzt, daß nur Einer die Weisheit und Macht inne hat, und davon den Erdensöhnen mittheilen kann. Er allein überschaut mit Einem Blick die lange Kette von Ursachen, die in ihrem Zusammenhang von ferne her, von den Sterblichen unbemerkt die Ereignisse herbeiführen, welche gewöhnlich ganz anders ausfallen, als selbst die Scharfsinnigsten sich vorgestellt haben. Die Klügsten und Mächtigsten auf

Erden mußten und müssen in ihren Unternehmungen zur Vollführung des Weltplans dienen, welcher nur Dem bekannt ist, der ihn entwarf. Wunderbar zeigt sich Gottes Führung auch dadurch, daß sie selbst aus ihren Irrthümern und Thorheiten die heilsamsten Folgen hervorsprießen läßt. «Oft wollte Gott vielleicht zeigen», so schrieb der Greis Comenius, «was die Menschen ohne ihn nicht können, um in künftigen Zeiten zu zeigen, was Er ohne die Menschen oder durch sie, wenn Er sie einmal zu seinem Willen gebracht hat, thun könne.»"

In seine Betrachtung der fortschreitenden Entwickelung des Göttlichen auf der Erde nimmt er den Staat wie die Kirche auf, die socialen Verhältnisse wie Kunst und Wissenschaft. Von der Kirche redend sagt er (II, 337):

„Die Kirche kann ihrem Ansehen und ihrer Wirksamkeit keine andere feste und unbesiegbare Grundlage geben als die Reinheit und Lebendigkeit des religiösen Glaubens und dessen Bewährung durch allseitig thätige Liebe und tugendhaftes Leben. Allen Stürmen und Anfechtungen widersteht nur Das, was sie auf diese Grundfeste erbaut, welche das ganze Wesen des Christenthums in sich befaßt. Ein Christenverein, der dieser Grundfeste ermangelte, wäre so viel als keiner. Die Quelle des Glaubens sowol als der Liebe ist Gott. Die christliche Liebe kann ihre Lebenskraft nur vom Glauben erhalten. Ohne ihn hätte die Liebe keine Wurzel, und müßte, wie die Blume, wenn sie von ihrer Wurzel abgelöst ist, hinwelken, so wie auch der Glaube ohne die Liebe todt wäre. Der christliche Glaube hat selbst keinen andern Gegenstand als die beseligende Liebe, die in Gott ihre Vollendung hat. Die Lehre muß sich durch das Leben bewähren. Daher ist es die Aufgabe der Kirche und aller ihrer Anstalten, durch die Lauterkeit und Stärke des Glaubens die Ausübung des Gebots der Liebe zu fördern und durch diese hinwieder den Glauben zu bethätigen und zu bewähren. Zu diesem Behuf gab Christus seinen Jüngern und ihrem Verein (der Kirche) die Verheißung der Sendung des heiligen Geistes, der sein Werk durch die Macht der Wahrheit und der Liebe in allen Zeiten fortsetzen werde."

Die ergreifenden Betrachtungen über die Zerriſſenheit und das vielfache Elend der Zeit, welches ſich auch in den ſocialen Zuſtänden offenbare, ſchließt das Buch mit folgender Anſprache (II, 496):

„Soll ich die vorſtehenden Betrachtungen damit ſchließen, die große Frage von dem unfehlbarſten Mittel gegen Noth und Elend unter dem Monde zu beantworten, ſo kann meine Antwort nur einfach dieſe ſein: Chriſten laſſet uns alle ſein oder werden, Chriſten im vollen Sinne des Wortes und aus allen unſern Kräften! Mit Entſagung alles Scheinweſens laßt uns alſo befleißen, daß der Geiſt liebreicher Verbrüderung die Grundlage und Seele der menſchlichen Geſellſchaft werde! Je mehr dies geſchieht, wird ſie von den Uebelſtänden der Noth und des Elends, inſoweit die Unvollkommenheit unſerer Natur es zuläßt, frei werden, und der Menſchheit goldene Zeit wird kein Traumgeſicht mehr ſein."

Die Nachwelt wird die chriſtliche und philoſophiſche Gemüthsruhe und gläubige Geſinnung des edeln Greiſes um ſo mehr bewundern, da er in Folge des Stillſtandes und Rückſchlags, welche hinſichtlich der von ihm angebahnten und mit ſo reichem Segen ins Leben geführten Verbeſſerungen in der deutſchen Kirche Roms ſchwere Prüfungen zu beſtehen gehabt hat. Sein Andenken wird in Deutſchland immer in Segen fortleben.

# Dritte Abtheilung.

## Das Bewußtsein der christlichen Arier und ihrer Propheten von der Gegenwart Gottes in der Geschichte seit der Reformation.

---

### Einleitung.

Wenn wir die Gegenstände des Bewußtseins der Menschheit, insbesondere der christlichen, von der Gegenwart Gottes in der Geschichte mit den grundlegenden und maßgebenden Gedanken und Bekenntnissen der Reformation vergleichen, so treten ganz besonders folgende fünf Sätze hervor, in deren christlicher Grundlage alle Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts übereinstimmen, und in dem Glauben an welche alle Gemeinden und Völker des hergestellten Christenthums sich gestaltet haben, obwol sie erst allmälig zur vollen Erkenntniß des Wesens und Umfanges der geistigen Freiheit des Evangeliums gelangt sind.

## Erſter Satz.

Die Gemeinde im vollen Sinne, das gläubige Volk, iſt die Kirche, nicht die Geiſtlichkeit allein.

Die Religion iſt alſo im thätigen, nicht im leidenden Sinne, die Sache des Volkes als des Volkes Gottes: es kann alſo nichts zur Religion gehören, was nur auf die Geiſtlichkeit ſich bezieht: das Gemeinſame, Sittliche iſt das Organ der Gemeinſchaft mit Gott, und das Vernünftige deſſen Auslegung.

## Zweiter Satz.

Die Gemeinde iſt die Trägerin des Gottesbewußtſeins beim Gottesdienſte.

Der Gottesdienſt muß alſo verſtändlich ſein, weil ſonſt unnütz, und bibliſch, weil ſonſt willkürlich: alſo lehrend, weil ſonſt nicht ein „vernünftiger Gottesdienſt": endlich muß er Verehrung Gottes allein ſein, des Vaters, Sohnes und Geiſtes.

## Dritter Satz.

Die Gemeinde als Nation ſoll ein Volk Gottes darſtellen.

Daraus folgt, daß ſie eine dem Chriſtenthum angemeſſene, alſo ſittliche Verfaſſung habe: in Kirche und in Staat. Alles Ungeſetzliche, alſo Willkürherrſchaft, ſei es Abſolutismus oder Anarchie, Hierarchie oder Individualismus, iſt mit dem Bekenntniſſe zum Evangelium nicht vereinbar, weil eine praktiſche Verleugnung des Gottesreiches, welches im Evangelium gepredigt wird.

## Vierter Satz.

Es gibt keinen Unterschied zwischen geistlichen Werken (sogenannten „guten Werken") und weltlichen.

Also Ehe und selbständige Hauszucht, aber weder Cölibat nach Ohrenbeichte; also Kunst und Poesie sind heilig und gottbewußt, ob geistlich oder weltlich. Die Bethätigung des Prinzips der Reformation liegt also in der fortschreitenden Vergöttlichung des Weltlichen.

## Fünfter Satz.

Persönlicher Glaube ist die Bedingung des innern Friedens in Gott:

also freie Ueberzeugung: also freie aber gottbewußte Forschung und Betrachtung: also Gewissensfreiheit und Denkfreiheit.

Hiernach erweitert sich denn der Kreis der Betrachtung auf einmal, wie wenn wir aus einem Kloster in die Welt treten: der Ton des Wirklichen aber heiligt sich, denn Sprache, Kunst, Wissenschaft, eben wie Volksleben und Staat, werden durch die Annahme des Evangeliums als Prinzip mit neuem göttlichen Leben getränkt. Die Weltgeschichte kennt nichts dieser Umwandlung Aehnliches, obwol erst drei Jahrhunderte seitdem verflossen sind. Erst von der Reformation an, und nur durch die Reformation, gibt es Völker, die ihr Gewissen in ihrem Innern tragen, und Staaten, deren Recht in demselben Gewissen und in dem Herzen eines frommen Landes wurzelt. Die Grundlage einer neuen, der Alten Welt ebenbürtigen, Menschheit ist gelegt, und die Scheidewand zwischen Semiten und Ariern, zwischen Gesinnung und Werken, zwischen Glauben und Wissen ist gefallen, dem Prinzipe nach.

Wir betrachten auch hier die leitenden Thatsachen zuerst als Gemeindebewußtsein, dann als Bewußtsein der Propheten, und zwar zuvörderst Derer, welche auf theologischem Grunde und Boden stehen, dann aber Derer, welche den philosophischen Ausgangspunkt nehmen.

# Erster Abschnitt.

## Das Gottesbewußtsein der anbetenden Gemeinden der Reformation.

---

Es war ein eben so erklärlicher als bedauerlicher Misgriff Luthers, die Frage nach der wahren Gegenwart Christi, also Gottes, im Sakramente zum Ausgangspunkte, ja gewissermaßen zum Mittelpunkte des theologischen Bewußtseins zu machen, und als einen entscheidenden Punkt der christlichen Glaubensgemeinschaft aufzustellen. War ja doch, wie wir gesehen, die Frage nicht biblisch, ja in ihrem Ursprunge eine theologische Verirrung, die ganze Entwickelung eine Krankheit. Darüber darf aber der Historiker und Philosoph nicht vergessen, daß Niemand stärker betont hat als Luther, wie die Abendmahlsfeier nichts sei ohne die Communion. Er lehrte und predigte von Anfang, daß, was auch mit dem Zeichen des Leibes Christi vorgehe, die damit verbundene Gnade an den Genuß durch den Gläubigen gebunden, und nicht etwas den Elementen Immanentes sei. Calvin machte sich eben sowol als Zwingli von jenem Irrthume los, der im fünften Kapitel des Evangeliums Johannis wirklich, ohne Willkür,

nach gefunden Regeln der Auslegung keine Stütze finden kann. Allein er führte den Beweis für seine geistige Ansicht doch eigentlich auch von jenem Ausgangspunkte. Man könnte sagen, er blieb willkürlich auf dem Standpunkte des fünften, und in mancher Beziehung des neunten Jahrhunderts stehen: Luther aber ging schon über Berengars Bewußtseins hinaus in die Fragen des dreizehnten. Bei Calvin kam so wenig als bei Zwingli der Gedanke der Herstellung des alten Opferbegriffes zum Durchbruche, wonach die Feier des Erinnerungsmahles mit dem Gelöbniß der Gemeinde verbunden ist als eine That dankbarer Liebe seitens der Gesammtheit und jedes einzelnen lebendigen Gliedes derselben. Der Fernhaltung dieses Gedankens lag wol die Besorgniß zu Grunde, es möge sonst die Gottesgemeinschaft in dem äußerlich hervortretenden Gelöbniß gesucht werden, und nicht vielmehr in dem gottseligen Leben selbst. Denn das Gottesbewußtsein ins Leben zu führen, in die Wirklichkeit, das ist der große Grundgedanke und Zweck der Reformation.

Zweierlei that der christlichen Menschheit damals beim Gottesdienste Noth:

getreue und volksmäßige Uebersetzung und Erklärung der Bibel;

würdiger Ausdruck des Geistes im geistlichen Liede und Gebete, wie in der Predigt.

Die Bibelübersetzung und das geistliche Lied, sei es als Hymnus oder Psalm, sind bekanntlich die ersten Schöpfungen der Reformation, und beide sind Werke der Begeisterung nicht weniger als der geistigen Bildung und Kunst.

Die Bibelübersetzungen heiligten die Sprache: sie erweiterten und hoben den Geist der arischen Völker durch die unmittelbare Verbindung mit denjenigen Ideen und Ausdrucks-

weiſen, welche von Abraham bis zu den Makkabäern das Herz der Menſchheit bewegt hatten. Die Bedeutung dieſer That iſt gar nicht auszuſprechen: es iſt die Vollziehung der innigen Gemeinſchaft und gleichſam Vermählung der beiden großen Völkerfamilien, welche bisher die Menſchheit geſtaltet haben.

Von nicht geringerer Bedeutung iſt die zweite That: die Erweckung der geiſtlichen Volkslieder für die Anbetung und häusliche Andacht. Die vollendete chriſtliche Form des Geiſtes iſt das von Luther geſchaffene Kirchenlied, die Form der Arier im Neuen Bunde, und die uns nicht ſo nahe ſtehende Pſalmodie der franzöſiſchen und engliſchen Gemeinden hat ihre Berechtigung. Der deutſche Volksgeiſt hat auf dieſem Felde die lateiniſche Kirche weit überflogen: der griechiſchen ſind Hymnus und Choral, des Ambroſius Werk, unbekannt. Was er hier geleiſtet, iſt bisher nicht erreicht, viel weniger übertroffen. Wenn dieſes von den einzelnen Liedern gilt, ſo noch viel mehr von dem herrlichen Ganzen, welches ſich in der Anlage der kirchlichen und häuslichen Geſangbücher darſtellt. Falls man die Lieder, wie man doch ſchon ſehr früh, mit größerm oder geringerm Bewußtſein, gethan, nach der Geſchichte der Offenbarung von Vater, Sohn und Geiſt ordnet, und ſo gleichſam den einzelnen Blättern jener Weiſſagung des anbetenden Geiſtes ihre organiſche Stellung gibt, von der Schöpfung bis zum Kampfe und Siege des Lebens des Geiſtes in der Gemeinde, ſo hat man ein Epos in lyriſchen Geſängen vor ſich, deſſen Gegenſtand der höchſte, ja der allein hohe, weil wahrhaft göttliche iſt, und deſſen Ausführung ſich eines ſo erhabenen Vorwurfes nicht unwürdig darſtellt. Es gibt nichts in dem geſammten Schriftthum der Menſchheit, was der heiligen Schrift ſo nahe ſteht, und ſo ganz ihren

Geist wiedergibt, ungefesselt von Lehrform und Lehrformeln, als jene geistliche Liederschöpfung, bei welcher sich Könige und Handwerker, Männer und Frauen, Geistliche und Weltliche — gewiß über 300 bedeutende Namen — vereinigt haben, und welche in jenen drei Jahrhunderten das einzige ununterbrochen zusammenhängende Schriftthum bildet.

Die andere volksmäßige Hervorbringung und gleichsam Nachschöpfung der Bibel waren die Gebete für die öffentliche und häusliche Andacht. Für jene fand sich manches schöne Denkmal wahren Gottesbewußtseins in den ältesten Liturgien, insbesondere in den kurzen griechischen Morgen- und Abendgebeten des fünften und sechsten Jahrhunderts, und in den Collecten der lateinischen. Luther schöpfte die zweiten mit ziemlicher Vollständigkeit aus, und auf dieser Bahn folgte ihm besonders die englische Kirche: auch jene griechischen Gebete haben, hier und anderwärts, ihren Weg aus Geistlichkeitsbüchern in die Volks- und Hausbücher von Millionen gefunden. Die Hausandacht und die Privatandacht überhaupt konnte für die Völker erst durch die Geltendmachung des allgemeinen Priesterthums wahrhaft gegründet und ein Lebenselement werden. Hierfür nun gab der Geist bald in Hütten und Palästen das freie Wort der Begeisterung, welches sich jedesmal offenbart bei großen Erregungen des Gottesbewußtseins. Doch machte sich daneben auch das Bedürfniß einer Mustersammlung der frühern Lieder und Gebete, als eines Spiegels der Gläubigen aller Zeiten geltend. Das Ziel mußte ein geistliches Volksbuch, das Buch der Gemeinde sein. Man kann deshalb wol sagen, daß, nachdem die Bibel für alle Zeiten geschlossen war, die Menschheit nichts hervorgebracht, was an innerm Gehalte und an wahrem Bewußtsein von Gott in dem menschlichen

Herzen und in der Gemeinde verglichen werden könnte, einerseits mit dem Gesangbuche der deutschen Gemeinde, einschließlich der Gebete für die besondere Andacht, andererseits mit dem kirchlichen Gemein-Gebetbuch der Engländer. Beide sind das freudige Amen! der Menschheit auf die Botschaft der Bibel: beide die That des Geistes Gottes in der Gemeinde.

Wir bemerken hier zugleich vorläufig, daß mit dem geistlichen Liede auch die Verbesserung und Heiligung der heiligen Musik eben so gegeben war, wie mit der Herstellung des evangelischen Gottesdienstes, als der Verehrung von Vater, Sohn und Geist, die neue lebendige Grundlage für die kirchliche Baukunst. So wie die Gemeinde als der einzige wahre Tempel Gottes und das große, ewige Mysterium dastand, war es möglich an die Herstellung der alten christlichen Basilika zu denken, und aus den Heiligenhäusern und Domen und Münstern des verwirrten Mittelalters etwas zu schaffen, das einerseits ohne den überwältigenden Einfluß der Antike geschichtlich, andererseits volksmäßig und zukunftreich wäre. Der also erneuerte Glaube schuf dann auch neue, bisher kaum bekannte Werke der sogenannten weltlichen Baukunst für die Bedürfnisse der Gemeinde.

Die Predigt als Mittelpunkt des Gottesdienstes, insofern sie nicht blos vernünftige und gelehrte Erklärung des Wortes Gottes ist, sondern selbst Gotteswort, als Geisteswort an die Gemeinde und aus der Gemeinde, hat ebenfalls ihre lebendigen, nicht rhetorischen, Wurzeln in der Reformation. Nichts auch ist klarer, als daß sich aus dieser Predigt eine edle Lehrsprache, als bleibender Grund der Prosa gebildet hat, wodurch die Gemeinde, das christliche Volk, Männer und Frauen, von Jugend auf unmittelbar mit der

höchsten geistigen Bildung der Nation in Verbindung gesetzt, diese selbst aber von vorn herein geweiht und vor allem Gegensatze mit dem Religiösen bewahrt wird. Der Einfluß dieser Thatsache auf den ganzen Ton des neuen Schriftthums wird unten näher nachgewiesen werden.

Die Predigt nun wie der gesammte Unterricht ruht wesentlich auf dem Verständnisse der Bibel: also auf Erforschung der Ursprachen und der Geschichte der biblischen Bücher. Damit war auf einmal die Scheidewand niedergerissen zwischen der klassischen Alterthumskunde, welche viele ihrer Priester zur Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit so wie zum wissenschaftlichen Gegensatze mit dem Christlichen geführt hatte. Die Philologie, neben Historie und Philosophie, eine der drei Stützen der gesammten Bildung der Neuen Welt, war geheiligt und geweiht zum göttlichen Organ. Aber sie war auch erweitert zur weltgeschichtlichen Forschung und Betrachtung. Man fand bald, daß die hebräischen Worte und Vorstellungen oft durch syrische und arabische erklärt werden mußten. So bildete sich eine sogenannte „orientalische" Philologie, und es bedurfte nur weiterer Anstöße, um die arische Philologie in ihrer außereuropäischen Ausdehnung neben die semitische Sprachfamilie zu stellen und mit ihr in fruchtbare, weltgeschichtliche Verbindung zu setzen. Schon Goethe hat bemerkt, daß alles Dieses aus der Erforschung der Bibel hervorgegangen sei. Es ist aber dabei noch ein tiefer liegender Umstand zu berücksichtigen. Die ganze innere Stellung jener drei Stützen der europäischen Bildung zum geistig-sittlichen Bewußtsein der Nation und der Menschheit war wesentlich dadurch bestimmt, ob die Wissenschaft sich als Theil der Religion, des Gottesbewußtseins im weitesten Sinne betrachte oder nicht. Nur wenn jenes Be-

wußtsein sie durchströmt, wird sie ihre volle Blüte erreichen, ja sie schlägt nicht einmal feste Wurzel ohne dasselbe.

Nun ist es doch eine klare geschichtliche Thatsache, daß die Länder der Reformation diejenigen sind, in welchen die Wissenschaft des Geistes in jenen drei Richtungen am mächtigsten, andauerndsten und erfolgreichsten geübt worden. Es ist aber auch eben so thatsächlich gewiß, daß der erste Anstoß dieses großen Aufschwunges des Geistes der Mittelpunkt dieser ganzen neuen Schöpfung, die Herstellung des Bewußtseins von der wahren, wirklichen, einzigen, wirksamen Gegenwart Gottes in der kirchlichen Gemeinde gewesen, also zunächst in der sich erbauenden Kirchen- und Hausgemeinde. Die Anbetung war nicht mehr ein Dienst der Elemente, nicht auch nur vorbildlich-sinnbildliche Gebräuche, nicht mehr eine Stellvertretung, ein Scheinbild des wirklichen Lebens, sondern des Lebens heilige Vorhalle. Eine menschheitliche Gemeinde war da, berufen den Geist Christi täglich zu erkennen, zu empfangen, auszusprechen. Die Andacht war nicht mehr an diese oder jene Räumlichkeit gebannt, sondern der Geist Gottes weihte Haus und Hof, ja in der Noth Feld und Wald, zur heiligen Stätte. Sie war nicht mehr ein äußeres, vorgeschriebenes verdienstliches Werk: sie war, wie das wirkliche Leben, ein Ausströmen des Innern. Priester war dabei der Hausvater oder wer seine Stelle nahm.

Dergleichen hatte die Welt bisher nur in den Andachten der Waldenser und der Böhmischen Brüder gesehen. Aber jetzt erstanden Nationen unter diesem Bewußtsein, und zuletzt weltbeherrschende und doch freie.

Dieses führt uns zu der nächsten Betrachtung.

## Zweiter Abschnitt.

### Das Gottesbewußtsein in der Verfassung der hergestellten Gemeinde.

---

Jener erste und dritte der grundlegenden Sätze des Gottesbewußtseins der Reformation, wonach die Gegenwart Gottes in die Gemeinde gesetzt wird, mußte naturgemäß zu einer doppelten Anwendung auf die Verfassung dieser Gemeinde führen. Die Verfassung ist, oder soll sein, der Ausdruck des Lebens der Gemeinde in und gegenüber der Welt. Wir meinen daher die kirchliche und auch die staatliche Gemeinde, das christliche Volk einmal als Gesammtheit der anbetenden und gelobenden Gemeinde, und dann dasselbe als die Gemeinde, welche das dort geweihte und gelobte Gottesbewußtsein anzuwenden sich gedrungen fühlt auf die Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit aber ist nicht allein die durch Sittlichkeit zu erneuernde Familie, auch die höchste Darstellung des Sittlichen im Staate ist das Saatfeld, die Welt.

Frei ging die Gemeinde der verfolgten Christenheit ein in das römische Weltreich, doppelt unfrei tritt sie uns am

Ende des Mittelalters entgegen: die wenigen Anfänge oder Reste freier Verfassung verkümmern sichtlich, wie die neue Zeit fortschreitet.

Wenn das Christenthum eine Wahrheit ist, und wenn die Reformation diese Wahrheit redlich und lebenskräftig darstellen und herstellen wollte, so mußte sie in der kirchlichen Gemeinde beginnen, aber sie mußte mit einer politischen Reform endigen. Was ist das für ein Christenthum, welches Vernunft und Gewissen nicht auch auf dem Gebiete des Rechts geltend zu machen sich gedrungen fühlt? Was ist das für ein Glaube, der sich nicht neubelebend erweist, wenn es gilt Gottes Gegenwart in den Verhältnissen zwischen Obrigkeit und Volk zu offenbaren?

In der That begann die Reformation, wie das Christenthum, mit der Weihe der Grundlagen des bürgerlichen Lebens in Ehe und Hauszucht. Kein erzwungenes Cölibat der Geistlichen, aber eine geistliche Ehe der Gatten, ein Zusammenwirken von Mann und Frau zu christlicher Häuslichkeit in Gottesfurcht.

Schon die Ehe und das Haus bedarf nicht allein der Gewissensfreiheit, das heißt der freien, gesetzlichen Religionsübung, sondern auch der bürgerlichen Freiheit, als Schutz gegen Unterdrückung und also gegen ungöttliches Wesen in der Gemeinde. Beide sind nicht denkbar in der Neuen Welt ohne Denk- und Preßfreiheit. Wie wichtig, daß alle diese Güter angestrebt, alle diese Bedürfnisse befriedigt werden vom Standpunkte des gottsuchenden Menschen und Volkes, und nicht vom rein weltlichen, nur das eigene selbstsüchtige Recht anerkennenden, also feindlichen und zerstörenden Standpunkte. Dort wird Verständigung und Reform angestrebt: hier steht Auflehnung und Revolution vor der Thür. Dort

wird Achtung gefordert für die Menschheit, Gottes Ebenbild: hier Abthun des Zwanges, welcher auf der Ausübung der Menschenrechte des Einzelnen lastet. Dort ist Gottesbewußtsein, unvermitteltes, das innerste Herz des Volkes berührendes: hier wird Alles beruhen auf dem sehr zweifelhaften Bewußtsein der von Gott getrennten Vernunft im Individuum und im Volke, und auf der Heiligkeit des Staatsrechtes gegenüber der Macht, zum Schutze gegen Willkür und Gewaltherrschaft. Dort ist Liebe der Ausgangspunkt, hier Haß: dort ist das Ziel Förderung des Gemeinwohls durch Aufopferung, der gemeinsamen Freiheit durch hingebende Verwaltung des Gemeinsamen, hier das Bestreben der Entfesselung des Einzelnen, und die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, ohne höhere Ansicht vom Staate als etwa einer Versicherungsanstalt.

Man sehe nun die Weltgeschichte unbefangen an: was zeigt sie uns? Die bürgerliche Freiheit in den Ländern des Evangeliums ist aus der Freiheit der kirchlichen Gemeinde, aus dem Glauben an Gott, an Christus und an beider Geist hervorgegangen; und wie sie die Tochter des Evangeliums war, so ist sie nachher dessen Schutz und Bollwerk nach außen geworden. In den Ländern der römischen Kirche sind bei dem erklärten Kampfe zwischen Gewalt und Geistesfreiheit die edelsten Völker aus freien und mächtigen unfreie und machtlose geworden, oder haben ganz aufgehört.

Es genügt aber nicht, dieses Gottesbewußtsein der bürgerlichen Freiheit in dem Ursprunge und der Erhaltung derselben zu erkennen: man darf auch einen andern eben so weltgeschichtlichen Punkt nicht übersehen. In der Ausdehnung der also begründeten Freiheit in den letzten vierthalb Jahrhunderten zeigt sich ein überraschender Fortschritt, nicht allein

was den Umfang der Freiheit, ſondern auch was die Bildungsfähigkeit der Formen betrifft.

Die Anfänge waren glorreich, obwol gering. Selbſt in den Ländern, wo die unvollkommene Ausbildung des chriſtlichen Gemeindebegriffs, ſowol in Anbetung als in kirchlicher Verfaſſung, das Volk in der Kindheit der politiſchen Entwickelung zurückhielt, ward bald eine ſehr bedeutende Verbeſſerung ſichtbar im Geiſte der Verwaltung: Einſicht und Geſinnung gingen, namentlich in den Städten, Hand in Hand. Das Mutterland der Reformation war aber zu ſchwach gegen die vereinte Macht des größten Fürſtenhauſes und der römiſchen Geiſtlichkeit (die im Reiche ſelbſt eine fürſtliche war), um die Einheit und Freiheit des Vaterlandes zu erhalten; Alles ward hier kleinlich und zerſtückelt, und nur übermenſchliche Anſtrengungen retteten vor dem Untergange. Alle Gewalt lag nun in den Händen der evangeliſchen Fürſten als Landesherren: und dieſe waren, mit Ausnahme des Hauſes Brandenburg, nur auf die Mehrung der Hausmacht bedacht. Alle aber ließen ſich allmälig gern von ihren knechtiſch geſinnten Rechtsgelehrten glauben machen, daß ſie nicht nur Beſchützer, ſondern auch Herren der Kirche und oberſte Biſchöfe wären. Die freien Städte waren großentheils in die Hände von geſchloſſenen Körperſchaften gefallen, welche dieſelben Gelüſte hatten: ſelbſt die Reformirten brachten es in Deutſchland zu keiner vollen Synodalverfaſſung mit freier Regierung. Das Sinken der weltgeſchichtlichen Bedeutung Deutſchlands muß zwar vor allem der Trennung des Hauſes Habsburg von der Kirchenverbeſſerung zugeſchrieben werden: aber ſie fällt doch auch in nicht geringem Grade der unvollkommenen Löſung zur Laſt, welche die Aufgabe der Reformation erfuhr in ihren eigenen Ländern. Das Got-

tesbewußtsein in den kirchlichen Gemeinden blieb unentwickelt jenseit der ersten Anfänge: der Nationalgeist trug die kirchliche Gemeinde, nicht diese den Geist der Nation.

Anders war es da, wo das Prinzip von der Gegenwart Gottes auch angewandt wurde auf die politische Freiheit. Die losen Bünde der schweizerischen Eidgenossenschaft waren durch den entbrannten Religionskampf nicht gesprengt, und am Ende des Kampfes zeigte sich, trotz der unvollkommenen Bundesverfassung, das Element der evangelischen Freiheit siegreich. Wie viel stärker aber trat dieses Element in Europa auf durch den heldenmüthigen Kampf der Vereinigten Provinzen in den Niederlanden gegen die spanische Tyrannei! Von der Vertheidigung der Gewissensfreiheit ging der Kampf aus: im Glauben an das Evangelium ward er unternommen und durchgeführt. Ein neues Volk stieg mit einem neuen Lande gleichsam aus den Wogen hervor, und stand da, nach innern wie nach äußern Kämpfen, als Hort der Glaubensfreiheit, lange ehe England dieselbe genoß. Alle öffentlichen Urkunden vom Anfange der Aufstände bis zum Schlusse gehen von der Vertheidigung des freien Glaubens an das Evangelium aus, und die innere Geschichte bis auf den heutigen Tag zeigt, bei allen Mängeln und dunkeln Flecken, doch eine bis dahin beispiellose Entfaltung der Macht aus der Freiheit, der Freiheit aber aus dem Gottesbewußtsein des Volkes.

Als England endlich durch seinen Widerstand gegen die doppelte Tyrannei Jakobs II., mit Hülfe des großen holländischen Oraniers, eine wirklich gesicherte freie Verfassung erhielt, und das Prinzip der Religionsfreiheit gegen die Dissenter redlich anerkannte, stand die höchste Entwickelung des freien Einzelstaates da, die constitutionelle Monarchie, als Frucht der evangelischen Gemeinde-Erneuerung und ihrer Fol-

gen. Welche innere Kraft Volk und Staat dadurch gewannen, haben die letzten vierzig Jahre noch viel klarer gezeigt, als die vorhergehenden hundert dreißig. Die Geschichte unserer Tage beweist aber auch, daß das Gottesbewußtsein des Ursprunges dabei nicht vergessen oder gar verlassen wurde: umgekehrt, es ist mächtig geworden in demselben Maße wie das Prinzip der evangelischen Freiheit folgerichtiger durchgeführt, also auch auf Irland angewandt ist.

Die constitutionelle Monarchie ist die vollendete Form des freien Einzelstaats, weil sie die drei Prinzipe, das monarchische, aristokratische und demokratische, aufs glücklichste verbindet. Der dadurch überwundene Gegensatz ist ein Triumph des christlichen Gottesbewußtseins: dem Alterthum war er unerreichbarer Wunsch. Er beruht auf einem Vertrauen, das seine Wurzel in dem Grundverhältnisse des Lebens hat, in der Familie und der einzelnen Gemeinde, und auf einer höhern Kraft, dieser Weihe aller Verhältnisse, welche nur der durchgebildete persönliche Glaube an die Gegenwart des Ewigen geben kann und gegeben hat.

Es läßt sich jedoch auch die Ueberwindung eines noch größern Gegensatzes denken: nämlich die Verbündung mehrer selbständiger, aber in sich wesentlich gleichartiger Staaten zu einem großen und doch freien Reiche. Bisher hat sich die Vereinigung der Freiheit mit großen Reichen, wie das römische Weltreich war oder das russische Reich ist, unmöglich gezeigt. Da sich jedoch ein solches großes Reich in Europa gebildet hat, und zwei gleich mächtige, wenn auch nicht räumlich gleich ausgedehnte Militärstaaten mit Rußland den größten Theil Europas einnehmen, so ist es von dringlicher Wichtigkeit, daß der christliche Geist auch dieses Gegensatzes mächtig werde. Der Versuch ist vor achtzig Jahren in den britischen

Ansiedelungen gemacht, aus welchen sich das Weltreich der Vereinigten Staaten gebildet hat. Zum ersten male hat die Weltgeschichte einen starken, organischen Bundesstaat erblickt, auf so einfachen Grundsätzen über das Verhältniß der Union zu den einzelnen Staaten beruhend, daß diese neue Staatsform auch monarchischer Ausbildung fähig ist. Wie an die Stelle der freien Stadt des Alterthums der freie Gau der Germanen getreten ist, ohne den freien Städten feindlich entgegenzutreten; und wie dann der freie monarchische Einzelstaat sich allmälig durch die Reformation gebildet und zur Weltmacht erhoben hat; so kann auch jeder große Einzelstaat, wenn seine Ausbildung und Gestaltung es mit sich bringt, ohne seine Regierungsform zu verändern, sich als Bundesstaat darstellen oder einem solchen sich anschließen. Nur wird auch hier, nach dem Gesetze, welches in dieser weltgeschichtlichen Bildung bisher gewaltet hat, das Werk aus dem Gottesbewußtsein hervorgehen müssen. Das nun ist auf die alleroffenbarste Weise bei der Bildung der Vereinigten Staaten geschehen. Die Pilgrim-Väter wanderten aus, damit ihr Gewissen keinen Zwang leide, und damit, wie sie in der ewig denkwürdigen Urkunde bei ihrer Einschiffung in Holland sagen, sie das Reich Gottes in neuen Ländern ausbreiten und fördern möchten, Gott eine ihm wohlgefällige Gemeinde darstellend. So entstand Neu-England. Bald nachher suchte einen ähnlichen Zufluchtsort und Schauplatz glaubenspflanzender Thätigkeit der mit großem Unrecht in unsern Tagen verdächtigte und verunglimpfte William Penn: und so entstand in Pennsylvanien der zweite Bildungspunkt eines neuen christlichen Lebens. Ein nicht geringeres Bundesreich ist in diesen Tagen angekündigt: die Regierung selbst schlägt diese Form für die britischen Besitzungen im nördlichen Amerika vor.

Australien hat kaum aufkeimende Staaten an den verschiedenen Enden des Welttheils unserer Gegenfüßler, und schon regt sich dort derselbe Bildungstrieb. Nicht die Bajonnete und Branntweinhändler gehen hier voran, wie bei dem schmachvollen Angriff auf Tahiti, aus welchem bisher nichts als Zerstörung hervorgegangen ist: nein, Missionare und christliche Familien mit der Bibel. Und wo ist neues Leben im alten Asien anders aufgegangen als durch evangelische Glaubensboten, die nicht zu der Geistlichkeit gehen, sondern zu den Völkern, edeln und einst hochgebildeten Stämmen, welchen nur das Evangelium neues politisches Leben geben kann? Denn einen menschlichen Herrn an Gottes Statt gegen einen andern austauschen, das wollen die Völker Asiens nicht: wol aber wollen sie fromm und frei werden durch das Evangelium.

Also der Fortschritt der dauernden und wahren gesetzlichen Freiheit, das heißt der aufopfernden Selbstregierung, ist der Fortschritt des Gottesbewußtseins: und der Fortschritt dieses Bewußtseins ist der des Reiches Gottes. Der Fortschritt war von Stadt zu Gau, von Gau zu Land, von Land zu Reich; von Zunft- und Bürgerfreiheit zur landschaftlichen, von der einfach bürgerlichen und demokratischen oder aristokratischen zum frei monarchischen Staate, vom Einzelstaat zum Bundesstaat: und das ist ein Fortschreiten, welches die Welt umgestaltet hat und zwar im Sinne des von Christus angekündigten Evangeliums. Unter seiner Wirkung ist zuerst die Ehe geheiligt als mit geistlichem Leben nicht unverträglich, sondern umgekehrt dasselbe fördernd. Dann ist die ganze Hausgenossenschaft frei gemacht, und der afrikanische Sklavenhandel überwunden, der letzte Fluch, welchen Spanien in Amerika zurückließ: was von Sklaverei noch besteht, ist eine Ausnahme, deren Beseitigung als ein großes, menschheitliches Problem angesehen werden

muß, die Bildung von Schwarzen- und Creolenſtaaten in den Ländern, wo der Angelſachſe nicht mehr leben und regieren, weil nicht mehr arbeiten kann. Daneben ſind Gewiſſensfreiheit und Denkfreiheit in ihrem wahren Sinne aufgeblüht, weil als Organe des Gottesreiches anerkannt.

Aus dem bisher Geſagten folgt ſchon von ſelbſt, daß mit einer ſolchen Umwandlung des gemeindlichen Gottesbewußtſeins in Anbetung und Verfaſſung nothwendig neue Prieſter des eröffneten Heiligthums müſſen hervorgerufen, neue Propheten erweckt werden, um das perſönliche Organ des Geiſtes und die ſchöpferiſche Kraft der Menſchheit zu ſein. Denn das haben wir ja bisher ohne Ausnahme als Geſetz der Entwickelung gefunden, daß Dem was als Natur ſich bildet in der Gemeinſchaft, immer vorhergeht und immer zur Seite ſteht die ſchaffende Kraft des bewußten perſönlichen Geiſtes. Welches denn ſind die Thatſachen in Kunſt und Poeſie, in Geſchichtſchreibung und Betrachtung, welche uns hier entgegentreten?

# Dritter Abschnitt.

## Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in den Propheten der Kunst seit der Reformation.

---

Das Gottesbewußtsein in der Kunst hat einen doppelten Grund. Einmal in dem göttlichen, weil schaffenden, Wesen der Kunst selbst: denn nur der Geist schafft ein Kunstwerk. Die Natur, selbst das lebenschaffende Sonnenlicht, macht blos einen Abdruck: nur das Kunstwerk ist eine zweite Schöpfung, weil es unmittelbar aus der Idee, dem Gedanken fließt. Das zweite Element des Gottesbewußtseins in der Kunst liegt allerdings in dem Gegenstande, insofern einige Dinge dasselbe ganz besonders hervorzurufen geeignet sind. Allein auch hier überwiegt die Art, wie ein solcher Gegenstand künstlerisch aufgefaßt und menschlich gedacht wird. Man kann Münster bauen ohne künstlerisches Gottesbewußtsein, und eine Wohnung mit solchem Bewußtsein. Wie das Volkslied ein erhabenes Gottesbewußtsein zu offenbaren vermag in der Auffassung des Ursprünglichen des Volkslebens, so kann der kirchliche Hymnus sich gottverlassen gestalten, und die Kirchenmusik sich verweltlichen, ja zuletzt tändelnde und leichtfertige Tanzmusik werden. Der Fortschritt des Gottesbewußtseins in der Kunst

wird also einmal in der Erhebung zu einem höhern Gegenstande liegen, andererseits in der wachsenden Ausdehnung des künstlerischen Bewußtseins auf alles zum menschlichen Leben Gehörige, als des Göttlichen theilhaftig.

Als im Zeitalter der Reformation die Christenheit und dadurch die Menschheit gespalten und zerrissen ward, empfingen beide Theile das schöne Erbtheil einer schöpferischen Kunstbildung, welche seit dem Aufblühen der Städte und der bürgerlichen Freiheit von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhundert aufgesproßt und theilweise zur höchsten Vollkommenheit gebracht war. Wir haben also zu betrachten, welches Gottesbewußtsein sich hier und dort seit der Spaltung, also etwa von der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts (oder vom Tridentinischen Kirchenrath an) ausgesprochen hat.

Man muß aber auch noch einen dritten Umstand in Erwägung ziehen. Die immer steigende Gemeinschaft des Lebens und der Bildung der leitenden Staaten Europas hat insbesondere auch eine Gemeinsamkeit des Schriftthums hervorgerufen, des mächtigsten Organs des Geistes, und der Errungenschaft der letzten dreihundert Jahre. Das Unterscheidende ist seitdem, neben dem kirchlichen Bekenntnisse und der dadurch bedingten Volkserziehung, der Grad des Einflusses des Schriftthums auf die Entwickelung der Kunst. Manches neuere geistliche Kunstwerk verdankt seine Anregung noch viel weniger der Geistlichkeit als im spätern Mittelalter.

Endlich darf auch nicht übersehen werden, daß die Kunst im Allgemeinen zwar ein ewiger Schmuck der Menschheit, eine einzelne Kunst aber in dem einen Zeitalter mehr das natürliche und berufene Organ des Geistes und Werkstätte des Gottesbewußtseins ist als in einem andern.

Hält man nun diese vier Punkte fest, so ergibt sich folgende Nebeneinanderstellung von selbst.

Die Baukunst war bis zu jenem Zeitpunkte einerseits die Baukunst der Kirchen, andererseits der Paläste, und in den freien Städten, der Stadt- und Rathhäuser. Die Kunstmittel, wodurch die sogenannten weltlichen Gebäude errichtet wurden, sind ungefähr dieselben geblieben. Wie in den ausschließlich katholischen Ländern das Escurial und die Tuilerien, Versailles und Caserta errichtet wurden; so in den Ländern des evangelischen, oder des gemischten Bekenntnisses, mit vorherrschendem protestantischen Schriftthume, die deutschen Fürstenschlösser, und die niederländischen und englischen Stadt- und Parlamentshäuser, so wie das Kapitol von Washington, und jetzt der Bundespalast in Bern. Wie dort der Vatican als Museum eingerichtet worden, so sind hier die Museen Deutschlands erstanden: den Bibliothekgebäuden in Rom und Paris stehen die in London, Berlin, München gegenüber. Die vorherrschende Idee der Gebäude dieser Art, welche unter dem Einflusse der Geistlichkeitskirche entstanden sind, ist Pracht und Abgeschlossenheit, während in den, gar nicht oder weniger unter dem Einflusse der Geistlichkeitskirche stehenden Völkern und Staaten der Begriff des Gemeinsamen, Zugänglichen, Gemeinnützlichen vorherrscht. Das Vorherrschen des Gemeinsamen ist aber doch anerkannt das Zeichen des Gottesbewußtseins, in demselben Grade, als der Gegenstand desselben mit dem Geiste zusammenhängt, also auch mit seiner Freiheit.

Dieses ist nun im höchsten Grade der Fall bei den Häusern für die Erziehung (Schulhäuser, Universitätsgebäude), für die Krankenpflege (Hospitäler), und für die Gefängnisse, als Arbeits- und Besserungsanstalten statt Schulen des Ver-

brechens. Daß sich die meisten, schönsten und bestgeordneten dieser Gebäude bei den Völkern des evangelischen und gemischten Bekenntnisses finden, und zwar im Verhältnisse der Abwesenheit des geistlichen Einflusses, wird kein Kundiger leugnen oder ernsthaft bestreiten wollen. Das ihnen Eigenthümliche ist eben nur aus jener Sorge für die Gemeinsamkeit entstanden. Wer würde die Zucht- und Gefängnißhäuser Deutschlands, Englands, Hollands und der protestantischen Schweiz auch nur entfernt mit denen von Italien und Spanien vergleichen wollen, sei es in der Kunst, sei es in der Einrichtung? In England leben die dienstunfähigen Seeleute in den schönen Hallen, Höfen und Räumen eines ehemaligen Königspalasts: die berliner Universität ist, nach einem schweren Schlage, von ihrem königlichen Stifter in einem der schönsten Fürstenpaläste eingerichtet.

Wo ist hier das Tödtende oder Hemmende des neuen Gottesbewußtseins? Umgekehrt, wo ist nicht die belebende Kraft desselben steigend sichtbar?

Aber das Gegentheil scheint doch Vielen hinsichtlich der kirchlichen Baukunst erwiesen? Schwerlich durch die Thatsachen. Halten wir den oben festgestellten Zeitpunkt der Vergleichung fest; so haben wir dort überwiegend Jesuitenkirchen, hier die mehr oder weniger erfolgreichen, aber der Zukunft sichern Zeichen des Bestrebens, nach einem vollen Jahrtausende zum ersten male wieder eine Kirche zu bauen für die Christengemeinde, und diese Aufgabe, nach fast zwei Jahrtausenden zum ersten male wieder mit bewußtem menschlichen Kunst- und Schönheitssinne zu lösen. Indem wir uns auch hier innerhalb der Grenzen unsers Werkes halten, für das Einzelne aber den freundlichen Leser, welcher uns zu folgen geneigt ist, auf unser Buch von den Basiliken verweisen, geben wir Folgendes zu erwägen.

Eine nicht für die Gemeinde und ihre andächtige Betrachtung eingerichtete Kirche ist an sich kaum eine christliche zu nennen. Sie muß also, zwar nicht ausschließlich, aber doch wesentlich, eine Predigtkirche sein, nicht ein Kirchensaal ohne Kanzel und Sitze, oder mit einer nur zufällig eingeschobenen Vorrichtung für die verständliche Verkündigung des Evangeliums und die ruhige Andacht der Gemeinde.

Zweitens, sie muß die ausschließliche Anbetung des Vaters, Sohnes und Geistes darstellen, in ihrer ganzen Anlage, wie in ihrer Einrichtung und ihrem Schmucke. Sie muß nicht ein Marienhaus sein, oder eine durch ausbauchende Heiligenkapellen und eingesetzte Seitenaltäre entstellte Basilika. Die wahre, echte, unverdorbene Basilika der ersten fünf Jahrhunderte gehört dem neuen Gottesbewußtsein: die Geistlichkeitskirche hat sie nur verdorben, die Jesuiten aber haben alle Poesie herausgetrieben und das Misverstandene und Misbräuchliche bewußt und methodisch in den prosaischen oder theatralischen Gedanken des Baues selbst aufgenommen.

Wer wird leugnen, daß etwas der Art selbst in dem Wunderbau der letzten drei Jahrhunderte geschehen sei, der neuen Peterskirche? Man vergleiche nur den ausschweifenden Grundplan derselben mit der antiken Würde des Grundrisses der alten konstantinischen Basilika, an deren Stelle sie gebaut ist, ja auch mit Justinians Sophienkirche! Wie sehr aber alle Kunst mit dem Gottesbewußtsein in ihr steht und fällt, zeigt sich in den architektonischen Verhältnissen, welche, mit Ausnahme der Kuppel, jener erhabenen Idee Michel Angelos, des Genius der Zeit vor der Spaltung, anerkannt so schwerfällig sind, daß man sagen kann, St.-Peter sei eine kleine architektonische Idee in kolossalen Verhältnissen ausgeführt, ein Zwerg als Riese.

Niemand wird auf der andern Seite die Geſchmackloſigkeit mehrer neuer proteſtantiſchen Kirchenbauten des Feſtlandes leugnen. Aber man frage nur nach, wie ſie entſtanden ſind, und man wird finden, daß die unzweckmäßigſten und widerwärtigſten uns durch ihre Falſchheit und innere Lüge abſtoßen, und daß ſie faſt ohne Ausnahme die Frucht der Launen von Fürſten und der Willkür und Eitelkeit von Hof- und Staatsbaumeiſtern ſind: die Volksſtimme iſt dabei nie gehört. Die Gemeinde, wo ſie daran denken konnte ſich mehr als Nothhütten in der Wüſte zu errichten, hat immer wenigſtens zweckmäßig gebaut, und ſchon deshalb ſich die Möglichkeit des Schönen bewahrt. Man vergleiche nun aber insbeſondere die etwa zweitauſend proteſtantiſchen Kirchengebäude, welche in den letzten dreißig Jahren in England, wie mit einem Zauberſchlage, ohne alle Regierungshülfe und beamtliche Leitung, aus dem chriſtlichen Volksherzen und Volksſinne hervorgegangen ſind (an Anzahl mehr als das ganze Feſtland in zwei Jahrhunderten gebaut), und man wird ſehn, welche Früchte auch in der Kunſt das evangeliſche Gottesgefühl, ſelbſt in weniger günſtigen Himmelsſtrichen bereits getragen hat. Es wird aber noch viel Höheres daraus entſprießen, allenthalben wo die Gemeinde aus Armuth und Elend ſich erheben kann und wo man nicht Alles durch Verfügungen von oben thut. Man gebe der Gemeinde wieder Freude an ihrem Daſein und an ihren eigenen Angelegenheiten: nur auf dieſem Wege iſt Segen zu erwarten.

Hinſichtlich der zweiten Kunſt der Verhältniſſe, der Muſik, können wir uns kürzer faſſen. Die große Thatſache liegt klar vor unſern Augen. Wir beginnen hier mit der kirchlichen Muſik im eigentlichſten Sinne, der gottesdienſtlichen. Da die Gemeinde die Trägerin des Gottesbewußt-

seins, ganz besonders in der Andacht ist, welche in der „Erbauung", das heißt Auferbauung des wahren Tempels Gottes vermittelst der einzelnen anbetenden Seelen besteht; so muß man als ersten Gegensatz feststellen, daß dieses Gottesbewußtsein und die darauf gegründete Kunst mehr als irgend ein anderes Bewußtsein und irgend eine andere Kunst mit der Gemeinde steht und fällt. Als die semitische Form des Hymnus der arischen wich, trat die Hymnodie (der Choral) an die Stelle der Psalmodie, und zwar zuerst in der Basilika von Mailand im Jahre 389, als die dort mit ihrem Bischof Ambrosius eingeschlossene Gemeinde sich durch den Gesang geistlicher Lieder erfrischte. Wie die Gemeinde verschwand, und der Gesang beim Gottesdienst ihr nicht mehr verständlich war, hörte die lebendige Hymnodie auf. Auch sie trat erst wieder ins Leben mit der Reformation, die mit geistlichen Liedern für das Volk begann. Die schönsten alten Lieder und Melodien wurden übertragen: viele andere, ja noch herrlichere, wurden, in demselben Geiste, in ununterbrochener Folge, besonders in Deutschland, und, bis zur Bluthochzeit, in Frankreich, gedichtet. Nächst der Bibel und mit den Liedern, haben jene einfach erhabenen Weisen mehr als irgend etwas Anderes die Andacht genährt und die musikalische Kunstbildung geleitet. Händel wie Sebastian Bach erwuchsen als Organisten, das heißt als Begleiter des Gemeindechorals auf der Orgel, und als fortbildende Meister des Choralgesanges.

Der Choral ist die Basis der musikalischen Lyrik; der rein lyrische Chorgesang, ohne Instrumentalbegleitung, die höchste Blüte des Chorals. Die Fortbildung und Vereinfachung der von Luther so geliebten Tondichtungen Josquins durch den als Protestanten verbrannten Goudimel und seinen Nachfolger an der sixtinischen Kapelle und großen Schüler, Palestrina,

in seinen Motetten, hat den Choral zum Ausgangspunkt. Sie gerieth bald nach Palestrina in Verfall: nur wenige klassische Dichtungen in jener Gattung, wie der Bußpsalm von Bai und Allegri, können neben jenem Rafael der höhern Musik genannt werden. Dieser Entwickelung fehlte in Deutschland zur rechten Zeit die lebendige Grundlage, der aus den Schulen der Städte mit einigen leitenden Meistern gebildete Chor. Was aber davon unabhängig war, blühte frisch auf, und wie einst in Athen aus der Lyrik Pindars und seiner Vorgänger das Wunder der Poesie, das griechische Drama hervorging; so erblühte in Deutschland, und trat weltgeschichtlich ans Licht in England, durch Händel, und dann durch Bach, Mendelsohn und Andere, das Oratorio, welches nichts Anderes ist als ein verhülltes musikalisches geistliches Drama.

In der Geistlichkeitskirche starb der alte ambrosianische gemeindliche Choral ab, und als man am Ende des vorigen Jahrhunderts ihn im katholischen Deutschland wieder einführen wollte, erhielt man durch Haydn und Mozart liebliche Volkslieder — nur keine Choräle. Die Gemeinden der Geistlichkeitskirchen singen in den Kirchen gar nicht, oder Volkslieder, denen aller geistlicher Charakter fehlt. Die sogenannte höhere Kirchenmusik ist durchweg von der Instrumentalmusik beherrscht, sie ist dramatisch und nicht lyrisch, und nachdem ihr unausgesprochener Typus eine Zeit lang der Marsch gewesen, ist es der Tanz geworden, und die Fundgrube für die gottesdienstliche Tondichtung die gottverlassenste Opernmusik.

Daß die deutsche Opernmusik nicht so gesunken ist, verdankt sie dem selbständigen Genius von Mozart und Beethoven, und dem gehobenen Tone des geistigen Lebens der Nation, insbesondere auch des Schriftthums: wahrlich nicht der Geistlichkeit und ihrer Kirche. Die Musik der Jesuiten ist so

ſchlecht als ihre Baukunſt — und wir müſſen hinzufügen, als die Bildnerei und Malerei in ihren Kirchen. Michel Angelo und Rafael und ihre ebenbürtigen Zeitgenoſſen waren die letzten großen Meiſter in der Kunſt des unmittelbaren Gottesbewußtſeins: mit Mühe entdeckt man bereits in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts ein eigentliches Kirchenbild, einen Erlöſer oder eine heilige Jungfrau, einen Engel oder Apoſtel, aus welchem das Gottesbewußtſein ſpricht, und welcher Gottesbewußtſein erregt. Die Herrſchaft der Jeſuiten wird in der Bildhauerei und noch mehr in der Malerei durch das Theatraliſche und Sentimentale jener hohlen Bildung bezeichnet, ja durch die widrigſten Darſtellungen bald körperlicher Pein, bald krankhafter Verzückung und Süßlichkeit.

Als vor vierzig Jahren in den großen deutſchen Meiſtern Overbeck, Cornelius und Veit ſich ein hoher, dem Mittelpunkte alles Gottesbewußtſeins zugewandter erneuerter Styl der hiſtoriſchen Kunſt erhob, welcher ſeitdem durch ganz Europa in mancherlei Gewanden gezogen iſt und zieht, war geſchichtlich nicht dieſe Jeſuitenkunſt das Vorbild, ſondern es waren die großen, vor der Spaltung liegenden Meiſter. Und wie wäre dieſer größte Aufſchwung der neuen Malerei möglich geweſen als durch die geiſtige Anregung des proteſtantiſch deutſchen Schriftthums? Seine Heroen und nicht die römiſchen Theologen haben in jenen Männern das heilige Feuer der höhern Kunſt entzündet. Es iſt auch bemerkenswerth, und nicht zufällig, daß alle Werke von Cornelius, und alle bedeutenden von Overbeck und Veit auf dieſem Gebiet rein bibliſche Darſtellungen ſind, im Gegenſatze der kirchlichen. Und wie den alten Meiſtern ſich Albrecht Dürer und Lucas Kranach anſchloſſen, ſo jenen Meiſtern die jüngern proteſtantiſchen Künſtler Schnorr und Kaulbach, und der für ſich

daſtehende geniale Leſſing. In ihren Händen hat der hiſtoriſche Grundgedanke ſich würdig und mit Erfolg von dem bibliſchen Leben auf das allgemeine Weltgeſchichtliche ausgedehnt, das gemeinſame Gottesbewußtſein nicht verleugnend, ſondern umgekehrt mehr in Gottes Welt und Wirklichkeit einführend und ſeine Gegenwart in den Geſchicken der Völker und dem Leben der Menſchheit verkündigend.

---

Das Ergebniß dieſer dreihundertjährigen höchſt merkwürdigen Kunſtentfaltung iſt alſo in Beziehung auf den weltgeſchichtlichen Gegenſatz ganz entſprechend demjenigen, welches uns bei der Entwickelung der kirchlichen und ſtaatlichen Verfaſſung entgegentrat. Während in den Völkern der alten Geiſtlichkeitskirche die freie ſchaffende nationale Kunſt ſich, auch wo es nicht abſichtlich geſchieht, im Gegenſatze, wo nicht im Widerſpruche findet mit dem kirchlichen, ja oft mit dem chriſtlichen Gottesbewußtſein; ſo erſcheint auf der andern Seite die proteſtantiſche Entwickelung als eine, die mit Glauben und Sehnſucht aus dem Heiligthum der Menſchheit hervortritt, und von innen heraus das Bewußtſein der Gegenwart Gottes, ſei es durch den Gedanken oder die That, in immer größern Kreiſen ausbreitet.

Das zeigt ſich nun noch augenfälliger in der höchſten Kunſt, der Poeſie.

---

# Vierter Abschnitt.

## Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in den Propheten der Poesie seit der Reformation.

---

Wir hatten in der bildenden Zeit des Mittelalters, welche nur in Deutschland und England so früh als das neunte Jahrhundert beginnt, in Italien und anderwärts erst mit dem zweiten Theile des elften, zwei epische Dichtungen von weltgeschichtlicher Bedeutung. Das erste ist der „Heliand" oder das aus der Evangelienerzählung gebildete Epos vom Heiland, aus der Zeit bald nach Karl dem Großen: und das zweite unser Lied von der „Nibelungen Not", vom Ende des elften Jahrhunderts. Beide stellen die Doppelheit der deutschen Stämme dar, und die Doppelheit der Pole des epischen Gottesbewußtseins. Der Heliand ist sächsisch oder niederdeutsch, und das älteste geistliche Epos: die Nibelungen gehören dem fränkischen oder oberdeutschen Stamme an. Die Vorstufe für den Heliand ist die Bibelübersetzung des Ulphilas: die Vorstufe der Nibelungen die heidnische, und also eigenthümlichere Form der zu Grunde liegenden Ueberlieferung, jene skandinavischen Lieder der Edda, deren Fassung in das sechste oder

siebente Jahrhundert gesetzt werden muß. Der erste Ton, der geistliche, erklingt geisterfüllt und gemeindebildend gleich bei der Morgenröthe der Reformation im deutschen Kirchenliede, und erhebt sich allmälig aus einzelnen Liedern zu einem Epos, ja zum herrlichsten der Welt auf diesem Gebiete. Aus einer und derselben Anschauung vom Gottesreiche auf der Erde und der steigenden Gegenwart Gottes in demselben geflossen, gestalten jene Lieder sich, wie wir bereits bei deren Urdichter, der Gemeinde gesagt, ohne Absicht, und doch nicht im geringsten zufällig, zu einem epischen Bau. Des Epos Gegenstand ist die Geschichte Gottes, des Vaters im Sohne und im Geiste, weder lehrend, noch geschichtlich erzählend, sondern das Geschehene durch poetische Neuschöpfung in unsterblichen Formen verklärend. Das ist also das erste geistliche Epos der Neuzeit: vollständig in seinem Ganzen, und doch nicht abgeschlossen: das Werk vieler hundert heiliger Sänger dreier Jahrhunderte, aber doch in der Einheit des deutschen gottsuchenden und gottschauenden Gemüthes zusammengefaßt.

Dieses Epos gehört, wie allen Ständen, so allen Stämmen deutscher Zunge an: die Sprache jedoch ist die Luthers und seiner Bibel: die Sprache des mittlern Deutschland oder das dem sächsischen verständlichste Oberdeutsche.

Das zweite Epos ist ein weltliches, und in dramatischer Form: Shakspeares Historien. Die Gesänge, in welche dieses Epos abgetheilt ist, sind gegeben durch die Persönlichkeit und die Schicksale der Könige, von Johann ohne Land bis auf Heinrich VIII., vom Könige, der sein Land und seine Ehre verliert an die päpstliche Anmaßung, bis auf den, welcher, im Einklange mit den Edelsten und Besten seines Volkes, und auf der Spur des nationalen Sehnens und

Strebens, Staat und Volk rächte und rettete, indem er jene Fesseln abschüttelte. Betrachtet man die einzelnen Abtheilungen (ihrem Namen wie ihrer Absicht zuwider) als Dramen, so ermangeln sie jener Lösung, welche Shakspeare, wie die großen Tragiker des Alterthums, nie aus den Augen verlor. Als Gesänge eines nationalen Epos sind sie untadelhaft, und werden vollkommen verständlich. Die Lösung liegt im Ende des Epos: die Form ist aber die dem damaligen Weltbewußtsein entsprechende, die dramatische.

Wie Homer, so war auch Shakspeare kein Philosoph im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, aber seine Werke schließen, wie die homerischen, die erhabenste Weltphilosophie ein, weil sie mit der wunderbarsten Kenntniß des menschlichen Herzens das bei den Neuen so seltene unmittelbare Vollbewußtsein der ewigen Gesetze der Weltordnung verbinden.

Die beiden nächsten Epen sind wieder sächsisch und geistlich: Miltons „Verlorenes Paradies" und Klopstocks „Messias". Beide sind wahrhaft dichterische Schöpfungen, insbesondere Miltons Epos, und beide sind von keinem Neuern erreicht, geschweige denn übertroffen: beide endlich sind erfüllt von reinem Gottesbewußtsein und vom Glauben an die Gegenwart Gottes im Menschen; beide stellen die höchsten Geschicke dar, als aus dem ewigen Rathschluß der Erlösung fließend und von der Macht der sittlichen Freiheit innerhalb der sittlichen Weltordnung zeugend. In beiden jedoch gibt sich auch kund, daß die Zeit des Epos vorüber ist, und die des geistlichen Epos insbesondere, so wie daß das Epos der Weltgeschichte in der Bibel, und in dem Leben Jesu noch ganz besonders, als Wahrheit über jeder Dichtung steht.

Die romanischen Völker haben gar kein geistliches Epos, und was sie im weltlichen Epos gebildet (Ariostos „Rasender

Roland", Taſſos „Befreites Jeruſalem" und Voltaires „Henriade") iſt mehr Erzählung oder freie Dichtung als große Volksüberlieferung, mehr Roman als Epos: das franzöſiſche Gedicht entbehrt außerdem aller epiſchen Poeſie, und ſtreift durch ſeine proſaiſche Pomphaftigkeit bald an die Parodie, bald an das Komiſche. Taſſos „Jeruſalem" wäre wol als Epos anzuerkennen, wenn nicht die Liebesverhältniſſe und damit verbundenen Verwickelungen einen ſo übermäßigen Theil der lieblichen Erzählung ausmachten.

Die herrſchende Form des neuen Weltalters, ſoweit ſich daſſelbe bis jetzt entwickelt hat, iſt unzweifelhaft die zweite weltgeſchichtliche Stufe der ariſchen Entwickelung — die lyriſche. Wie wir geſehen, begann ſie in der Form von Sonetten und Canzonen bereits mit Dante und Petrarca: und was von Gottesbewußtſein, außer der Liebe, in jenen beiden Nachfolgern der provenzaliſchen Poeſie ſich findet, haben wir bereits in unſerer Skizze des Gottesbewußtſeins der Propheten während der Herrſchaft der Geiſtlichkeitskirche aufgenommen. Die ſpätern Lyriker jener Völker bis auf Leopardi können eine weltgeſchichtliche Bedeutung nicht in Anſpruch nehmen: der helle Punkt des Gottesbewußtſeins in dieſem edeln und reinen italiſchen Genius iſt in dem Feſthalten an der freien, ſittlichen Kraft des Menſchen, ſelbſt beim Kampfe mit ſcheinbar hoffnungsloſen Geſchicken des eigenen Lebens und der Nation. Zu der Verdunkelung des Glaubens an die Erkennbarkeit der ſittlichen Weltordnung in der Geſchichte brachte ihn der troſtloſe Zuſtand ſeines Landes und ihr Jahrhunderte langes Leiden: mehr jedoch noch vielleicht die troſtloſe Philoſophie einiger ſeiner italieniſchen Freunde, welche ihn von einem erhabenen Platonismus der Betrachtung herabzogen zu ihrer verneinenden Weltanſicht. Daß Alles, was von einem Je-

ſuiten über die letzten Monate und Stunden dieſes edeln Jünglings in Neapel gedruckt und verbreitet worden, nicht etwa Uebertreibung, ſondern reine Erfindung und Lüge ſei, hat Gioberti in ſeinem „Gesuita Moderno" nachgewieſen, und Gladſtone in ſeinem Aufſatze über Leopardi im „Quarterly Review" berichtet; der Verfaſſer muß als einer der älteſten und vertrauteſten Freunde des großen Dichters dieſes auch aus eigener Kenntniß bezeugen. Friede ſei mit deinem Andenken, du hoher Genius, der du mit leidendem Körper und im tiefen Drucke des häuslichen und öffentlichen Unglücks über dieſe dunkle Erde gezogen biſt! Ewige Ehre deinem Namen für die Ströme göttlicher Begeiſterung und Liebe, welche du bei dieſem ſchweren Pilgerzuge in lieblichen Schwanentönen ausgegoſſen haſt! „Deiner Gebieterin" getreu haſt du gelebt, und deinem Genius treu biſt du geſtorben, unvergängliche Sehnſucht zurücklaſſend deinen Freunden!

Unter den germaniſchen Nationen gehört die Palme des lyriſchen Gottesbewußtſeins bis jetzt eben ſo unzweifelhaft den deutſchen Heroen, Schiller und Goethe, als die des dramatiſchen dem einzigen William Shakſpeare. Von jenen beiden Dioskuren müſſen wir jedoch Goethe die Krone zutheilen, obwol für die noch auf dem Gebiete der Verſtandesreflexion ſtehenden und der Rhetorik bedürfenden Leſer, Schillers Einfluß bedeutender iſt, auch das Ethiſche bei ihm in großer Reinheit hervortritt. In Goethe ſtellt ſich ein über alles Lehrende und Redneriſche erhabenes Bewußtſein von der göttlichen Gegenwart in den menſchlichen Dingen ſo umfaſſend und zugleich ſo innerlich zuſammenhängend dar, daß man dafür auf ihn ſelbſt verweiſen muß, und auf den Eindruck, welchen er auf ſeine Zeit und die folgenden Geſchlechter geübt und ſteigend übt.

Gleichartig, wenngleich künſtleriſch nicht ſo hoch ſtehend, ſind ihnen, unter den Aeltern, Klopſtock in ſeinen Oden, und Herder in ſeinen eigenen und aus den Volksliedern neugeborenen Geſängen: unter den Neuern beſonders Rückert, Uhland und Geibel. Durch alle dieſe geht unverkennbar eine große Familienähnlichkeit der deutſchen Weltanſchauung, als Zeugniß für jene Geiſtigkeit und ethiſche Erhabenheit des Bewußtſeins von der göttlichen Gegenwart, welche unſerer Nation mit Recht beigelegt wird, und ſie im Liede wie im Leben niemals verlaſſen hat, noch verlaſſen wird, ſolange ein deutſches Herz hier oder in der weſtlichen Hemiſphäre ſchlägt und frei aus ſeiner Fülle ſingen kann.

Daß wir noch im Zeitalter leben, wo die Lyrik der eigentliche Prophet der Poeſie iſt, beweiſt die Seltenheit der gelungenen dramatiſchen Schöpfungen, obwol ſie auch für einen zukünftigen Beruf unſers Volkes auf dieſem Gebiete ſprechen. Wir können eben ſo zuverſichtlich ſagen, daß ſeit Shakſpeare keine kunſtgerechten, gotterfüllten Tragödien geſchrieben worden, außer den unſrigen, als daß die von Schiller und Goethe den Shakſpeariſchen ſo wenig als den antiken, von Aeſchylus und Sophokles, zu vergleichen ſind.

In „Fauſt" beſitzen wir, ſeiner Anlage nach, das höchſte Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in den Geſchicken des Menſchen: aber, wie wir in der einleitenden Betrachtung zum antiken Drama bereits bemerkt, die Ausführung iſt für da Meiſte ſkizzenhaft, und ſo wenig für die Bühne berechnet als das Oratorium des Meſſias für das Opernhaus, obwol beide vielleicht mit Erfolg könnten dramatiſch dargeſtellt werden. Die Löſung aber iſt phantaſtiſch, neben großartigen und echt tragiſchen Einzelheiten, an welche allein man ſich bei einer

Aufführung des zweiten Theiles halten sollte, wie beim ersten an das unmittelbar zur tragischen Entwickelung des Menschengeistes in Faust Gehörige.

Mit dieser unsterblichen Dichtung kann, der Anlage nach, nichts von Shakspeare verglichen werden, und aus der antiken Tragödie nur der „Prometheus" des Aeschylus.

Wahrhafte Empfindung des tragischen Gottesbewußtseins, in Beziehung auf sittliche Schuld, Verwickelung und Ende, findet sich unstreitig auch in Goethes „Egmont" und im „Götz": doch so, daß man sich, wie bei allen unvollkommenen Kunstwerken, nicht blos an Dasjenige halten muß, was sie wirklich darstellen, sondern auch an Das, was hinzugedacht werden kann oder soll. Egmonts Tod wird erträglich, nicht nur durch seinen verhängnißvollen Leichtsinn, sondern auch durch das hinter dem Blutgerüste im leuchtenden Bilde der Vision und der Geschichte stehende Bild der nationalen Freiheit, welche Egmonts Blut besiegelte. In Götz lebt die Gewaltthätigkeit und Rechtlosigkeit des Mittelalters in edelster Gestalt auf, um zum Besten der edlern Zukunft des Vaterlandes und der Menschheit unterzugehen.

Was Schiller betrifft, so ist „Wilhelm Tell" ein untadeliges, mehr episch gehaltenes, großartiges und erhebendes Drama: die „Jungfrau von Orleans" eine wahrhafte Tragödie, in welcher das Weib und die Liebe doch schon viel höher gestellt sind als selbst in der „Antigone". Weniger glücklich gewählt, ausgeprägt und durchgeführt, trotz des vielleicht nur zu großen Bewußtseins des philosophischen Dichters von der Natur des tragischen Schicksals, sind die übrigen Trauerspiele dieses Meisters.

Aber bei einer weltgeschichtlichen Betrachtung dürfen wir deshalb doch in diesem Allen nicht den Fortschritt des Gottes-

bewußtseins verkennen, und damit die höhere Stufe übersehen, auf welche unsere Poesie gestellt ist. Die wirkliche individuelle Persönlichkeit in allen Verhältnissen des Lebens tritt zuerst bei Shakspeare auf: was bei Euripides verfehlt und nur verdorben ist, erscheint nun in gesunder, göttlicher Gestalt. Die Maske ist wie dem Schauspieler, so dem Helden vom Angesicht gefallen. Die Sphäre des Gottesbewußtseins ist nach allen Seiten erweitert, und dabei das Tragische nicht verflacht, sondern vertieft, der Ernst des Lebens nicht übertüncht, sondern in seiner ganzen Kraft bis an die Grenzen der Tragödie aufgedeckt. Ins Herz, in die Seele der Seele steigt die neuere tragische Muse hinab, und, nicht die Verliebtheit, sondern die Liebe, das himmlische Gotteskind, wird ein bewegender Mittelpunkt, wenn auch, in den höchsten Hervorbringungen, nicht der einzige Mittelpunkt.

Die Geistlichkeitskirche hat daneben nur Calderon, den Domherrn von Sevilla und den Liebling der alten Romantiker zu nennen. Ohne den dichterischen Genius des hochbegabten Mannes zu verkennen, müssen wir ihm doch jedes gesunde tragische Gottesbewußtsein absprechen. Er kennt nichts Höheres als das Leiden des Märtyrthums, und nichts Innerlicheres als das Symbol: das Mirakel der Legende tritt ihm an die Stelle des Wunders der Wirklichkeit.

Was endlich die französische Tragödie betrifft, so ist ihr eine große Kunst der Anordnung und eine rhetorische Vollendung gewiß nicht abzusprechen, so wenig als bei den meisten die edelste Gesinnung: aber, wenn wir die herrliche „Athalie" ausnehmen, so können wir diese (jetzt übrigens auch schon mehr der Geschichte angehörige) Schule in einer Darstellung der weltgeschichtlichen Offenbarung des dramatischen

Gottesbewußtſeins neben jenen großen Erſcheinungen nicht hervorheben. Wol aber müſſen wir neben Racines „Athalie“ Glucks heroiſche Opern ſtellen, insbeſondere die „Alceſte“ und die „Iphigenie in Tauris“, deren Beſtes übrigens, die Muſik, dem deutſchen Genius angehört.

# Fünfter Abschnitt.

## Das Gottesbewußtsein der Propheten der Geschichte seit der Reformation.

Wenn wir es unternehmen, in wenigen Blättern die Stelle des Gottesbewußtseins der neuern Geschichtschreiber zu kennzeichnen, soweit sie einen Fortschritt jenes Gottesbewußtseins darstellen, dessen weltgeschichtlichen Gang wir anschaulich zu machen wünschen, so möchten wir von vorn herein, trotz vieler stolzer Worte, die neuerdings über die Vorzüge der neuen Geschichtschreibung gesagt sind, die Vergleichung mit den Griechen und Römern, insbesondere mit den beiden Heroen der Hellenen abweisen. Unsere Aufgabe ist eine unendlich höhere: aber es dürfte sich vielleicht ergeben, daß für ihre würdige Lösung in den niedern Sphären noch sehr Vieles, und in der höchsten fast Alles zu thun ist.

Was die treue und wahrhaftige Darstellung der eigenen Zeit oder der nahen Vergangenheit betrifft, so haben wir hier ohne Zweifel Beweise jenes Gottesbewußtseins, welches sich in dem besonnenen und hingebenden Erforschen und der entsprechenden Darstellung kund gibt. Diese Errungenschaft der hellenischen Arier, und dann einiger Römer, ist den christlichen Ariern nicht verloren gegangen. Aber auch sie ist, mit

wenigen Ausnahmen, unmittelbar das Kind der Reformation oder wenigstens des höhern Schwunges, welche diese gewaltige Bewegung dem europäischen Geiste gegeben hatte. Machiavelli vor, und Guiciardini, Nardi und Sarpi nach der Trennung, sind unsterbliche Heroen in der Geschichte dieses Bewußtseins; allein man kann wahrlich nicht sagen, daß sie auf der Seite der Geistlichkeitskirche stehen: der erste und der dritte jener edeln Söhne der beiden größten Republiken Italiens stellen sich ihr vielmehr geradezu entgegen: ja die politische Verzweiflung Machiavells ist, wie die dichterische Leopardis, aus der Ueberzeugung von einer unrettbaren Verwickelung der Geschicke der Menschheit durch die herrschende Geistlichkeit hervorgegangen.

Diese Männer nun sind von keinem andern Volke und von keinem seiner geschichtlichen Propheten seitdem übertroffen. Die Einfachheit und Ruhe ihrer Erzählung ist der Unparteilichkeit ihrer Forschung und ihres Urtheils gleich. Dabei beherrschen sie meisterhaft den Stoff, und schreiben gedrängt und doch anschaulich wie die Alten.

Vielleicht schließt sich ihnen zunächst an, wie in der Zeit, so auch im Charakter und in historischer Vollendung, der große Geschichtschreiber des übermenschlichen und ruhmvollen Kampfes und der Errettung seines Vaterlandes: Peter Hooft, der Verfasser der besten Uebersetzung des Tacitus, welcher gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die dreißig Jahre des von ihm durchlebten und als Staatsmann redlich und muthig durchgekämpften Unabhängigkeitskrieges der Niederlande beschrieben hat, bis zur Abberufung des heillosen Leicester. Vom siebzehnten Jahrhundert an folgen sich große englische und französische Geschichtschreiber: jene waren sämmtlich Protestanten, diese meistens Katholiken, aber keiner von diesen schrieb

unter dem Einflusse der Geistlichkeitskirche, oder verdankte ihr seine Bildung: erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts begann die deutsche Geschichtsforschung in Möser, Spittler und Johannes Müller sich zur ebenbürtigen Geschichtschreibung zu erheben. Schillers beide Geschichtswerke können als das erste Beispiel einer künstlerisch und dramatisch geordneten, und gemeindlich und lebendig vorgetragenen Geschichtsbehandlung angeführt werden. Die meisterhafte Darstellung und die erhabene Weltanschauung sichert diesen Werken für immer ihre Stelle in dem nationalen Schriftthume.

Einen höhern Aufschwung des unmittelbaren Gottesbewußtseins nahm dagegen schon früh bei den Deutschen die weltgeschichtliche Erforschung und Bearbeitung der christlichen Kirchengeschichte. In dem großen Werke der Magdeburger Centuriatoren, bald nach dem Beginne der Reformation, ward zuerst der Wust der mittelalterlichen Legenden, Misverständnisse und Verfälschungen gelichtet, mit deren Beleuchtung Laurentius Valla im funfzehnten Jahrhundert vorangegangen war. Außer jener Liebe zur Wahrheit herrscht auch in ihm ein edler menschlicher Geist und ein Sinn für das Höhere in der Geschichte. Alle diese Vorzüge aber finden sich, in einem bis auf den heutigen Tag unübertroffenen Grade vereinigt in dem lateinisch geschriebenen großen kirchengeschichtlichen Werke des ältern Basnage, der im freien Holland eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Seine Geschichte der alten Kirche bis auf Gregor den Großen vereinigt nicht allein mit dem größten Scharfsinne die umfassendste Gelehrsamkeit, sondern ist auch klassisch in der Darstellung und kritischen Anschauung des Gewebes der christlichen Geschicke. Was noch fehlte, die Darstellung des innern Ganges der Entwickelung in der Christenheit, unternahm und führte

durch bis zum funfzehnten Jahrhundert, mit tiefſtem Gottesbewußtſein, einer der frömmſten und gelehrteſten Männer unſerer Zeit, Neander. Mit ihm eigentlich beginnt die Geſchichte der chriſtlichen, und nicht blos der kirchlichen Entwickelung. Fleury iſt dieſen beiden nicht zu vergleichen.

Nicht zu überſehen ſind die gelehrten Darſtellungen der Geſchichte des Alten Bundes, von Herder bis auf Ewald: hiſtoriſch-philoſophiſche Arbeiten, der Gegenſatz eben ſowol der ſpöttiſchen Skepſis von Bayle, als der ſophiſtiſchen Advocatenbehandlung, durch welche Boſſuet ſich auf dieſem Felde einen ſo hohen Ruhm unter franzöſiſchen Leſern erworben hat. Das Gottesbewußtſein in jener Entwickelung leuchtet klarer hervor aus der geſchichtlichen Wahrheit als aus Legenden und theologiſchen Formeln.

Welches wahre Gottesbewußtſein, nicht allein im treuen Erforſchen unſers geſchichtlichen Wiſſens vom Glauben der übrigen Alten Welt, ſondern auch im Verfolgen des darin waltenden göttlichen Geiſtes, ſich bei den Prieſtern der Wiſſenſchaft, insbeſondere den deutſchen, kund gethan hat, dafür genügt es die Werke von Creuzer und Welcker, Schloſſer und Niebuhr zu nennen: verſchieden in Gegenſtand, Methode und Anſchauung, ſtimmen ſie und ihre Jünger überein im Ernſte des ſittlichen Gottesbewußtſeins.

Es blieb nun noch übrig die weltgeſchichtliche Entwickelung des Gottesbewußtſeins zu betrachten in einer ſyſtematiſchen Verbindung der Forſchung mit dem Gedanken. Was darin geleiſtet iſt, und vielleicht noch zu leiſten ſein dürfte, wollen wir im nächſten und letzten Abſchnitte um ſo gedrängter darzulegen ſuchen, als wir darüber in dem „Organon Reale“ zu reden haben werden.

# Sechster Abschnitt.

## Das Gottesbewußtsein der Propheten der Betrachtung des Geistes seit der Reformation.

Die höchste weltgeschichtliche Betrachtung der menschlichen Geschicke und der in ihnen sich offenbarenden sittlichen Weltordnung begann schon mit den großen Urhebern der Reformation. Das Werk war in sich selbst, mittelbar und unmittelbar, negativ und positiv, eine mächtige Regung des Gottesbewußtseins in der Menschheit. Jeder der oben aufgestellten sechs Sätze spricht dieses in seiner besondern Weise aus. Es wurde die Gegenwart Gottes mit großem Ernste in des Menschen Innere gesetzt, und zwar einmal in sein strafendes Gewissen, dann aber auch in die Macht der Gesinnung, den Glauben an die errettende Gotteskraft, also an die sittliche Weltordnung in ihrer höchsten, das heißt innerlichsten Auffassung. Es wurden ferner die Mauern der Satzungen und übereinkömmlichen Ueberlieferungen niedergerissen, welche allmälig die Weltgeschichte und die Geschichte Gottes in ihr zur Legende gemacht, den Glauben an historische Wahrheit zerstört oder verwirrt durch das Hervorheben des Mirakulosen.

Endlich ward die Bibel dem Volke wieder gegeben, ein Leitfaden zur Erkenntniß jener Weltordnung als der Heilsordnung, und die Scheidewand zwischen ihrer Erforschung und der forschenden Betrachtung der untergegangenen großen Welt des Alterthums fiel von selbst, was auch die Theologie der Zeit thun mochte um heilige und Profangeschichte, Gottesweisheit und Weltweisheit aus einander zu halten als specifisch verschiedene Dinge. Die Tragweite dieser neuen Regung in allen Verhältnissen des öffentlichen und in allen Theilen des geistigen Lebens der Menschheit haben wir nun bisher betrachtet. Nicht das Geringste davon ist die Wirkung der Reformation des Gottesbewußtseins auf Das, was wir im Allgemeinen das Schriftthum der Betrachtung nennen, und welches im reinsten Sinne oft Philosophie genannt wird. Indem wir uns nun bei der Ausführung dieses Gedankens auf Dasjenige beschränken, was Betrachtung des Geistes, im Gegensatz der Natur, ist, wollen wir versuchen die Hauptphasen der einschlagenden Thatsachen in einer doppelten Reihe zu entwickeln: einmal als philosophische Betrachtung auf theologischem Grunde und Boden; dann als philosophische, und zwar mit Scheidung der realistischen und der idealistischen Richtung. Jene erste Reihe wird diejenigen Schriften und Aussprüche umfassen, welche ihre Begründung aus dem Glauben, also vorzugsweise aus der Bibel entnehmen: die zweite die realistischen und idealistischen Philosophen der Weltgeschichte.

# Erstes Hauptstück.

## Die Propheten des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der Geschichte, vom theologischen Standpunkt.

---

## I.

### Luther.

Die Gegenwart Gottes in der Welt, nicht blos in der Brust und dem Gewissen des einzelnen Menschen, sondern auch, als weise und gnädige, aber zugleich strafende Führung, in den menschlichen Geschicken ist Luthern ein Grundgedanke, und Gegenstand seines innersten Glaubens. Es vereinigen sich in ihm zwei Elemente: er ist der bibelgläubige Theolog, zugleich aber auch der deutsche Volksmann, welcher im höchsten Sinne Theil nimmt am Wohl und Weh seiner Nation, also auch der ganzen erlösungsbedürftigen und zur Erlösung bestimmten Menschheit. Indem er nun Alles auf Gott zurückführt und den ewigen Rathschluß der Erlösung, und indem er diese Erlösung im Heilande, als Gottes Sohne erkennt, und an die Verwirklichung derselben im Menschengeschlechte durch den Geist des Vaters und Sohnes, also in

der Gemeinde, fest glaubt; so sind in ihm alle jene drei Faktoren vorhanden, aus deren harmonischem Spiele das göttliche Drama der Weltgeschichte hervorgeht, und göttliches Leben auf der Erde immer wieder neu und frisch hervorquillt.

Vor der Gefahr, bei Erklimmung dieser Höhen der Betrachtung sich mit der „Deutschen Theologie" und mit Tauler in die stille Beschaulichkeit des Mysticismus zu verlieren, schützte ihn das gesunde und starke Gefühl der Wirklichkeit, welches in ihm lebte. Zugleich hielten jene geistlichen Führer ihn ab, bei Versenkung in die Tiefen des ewigen Rathschlusses Gottes in die Abgründe der Lehre von der Gnadenwahl und der Verwerfung zu verfallen. So stark, ja so leidenschaftlich er auch Augustinianer und Anti-Pelagianer war, so hielten ihn doch jene beiden Elemente in seinem Innersten zurück, sich in die mindestens sehr nahe liegenden Folgerungen jener Lehre zu verlieren, und wie Calvin in den Abgrund von Annahmen zu verfallen, welche, obwol gegen ihrer Erfinder Willen, dumpfe Verzweiflung oder geistliche Sicherheit in die Seele werfen. Wir geben zum Belege des Gesagten einige der vielen vereinzelten Aussprüche des großen Reformators, indem wir wiederholen, daß sein Hauptanspruch auf eine hervorragende Stellung in der Geschichte jenes Gottesbewußtseins sowol in dem großen Werke liegt, welches er aus Glauben unternommen, als in dem Innersten seiner Weltanschauung und seines allgemeinen Gottesbewußtseins.

### Das Gedicht und Drama der göttlichen Weltordnung.

(Auslegung der Genesis, Kap. XLIV, V. 17. Walch, II, 2411.)

Joseph spielt mit seinen Brüdern ein feines Spiel, gar freundlich, und führt seine Brüder in Verzweiflung, Tod und Hölle

hinein: und da Alles verloren war, und sie nun gar verzagten, kommt das Mittel (die Vermittelung) in das Spiel (wie es in den Komödien auch zu gehen pflegt), und treibt alle Gefährlichkeit weg, macht Alles wieder gut . . . Darnach ist auch zu merken, daß man dies Spiel nicht allein auf göttliche Regierung ziehen soll, daraus zu lernen, wie er seine Heiligen zu führen pflege: sondern, daß es auch zu unserm Trost diene: nämlich, wenn die Sachen so gar böse und verdorben sein, daß man keine Hoffnung mehr siehet, wie denselben geholfen oder gerathen werden möchte, daß man alsdann wissen soll, es sei damit nun auf das höchste im Spiel gekommen, daß es sich bald ändern, und zum fröhlichen Ende kommen werde. Denn also ist es um die göttlichen Gedichte beschaffen, wie Paulus fein saget Ephes. II, 10: Wir sind unsers Herrn Gottes Werke. Er ist der Poet, wir sind die Verse und Gedichte, die er machet. Derohalben ist daran kein Zweifel, unser Werk und alle unser Thun ist vor Gottes Augen angenehm, um sonderlicher Kraft und Gnade des Glaubens willen.

## Gottes Gegenwart in der Schöpfung und im Menschen.

Gott ist an keinen Ort gebunden, er ist auch von keinem ausgeschlossen. Er ist an allen Orten, auch in der geringsten Kreatur, als in einem Baumblatt oder in einem Gräslein, und ist doch nirgend. Nirgend: verstehe, greiflich und beschlossen: an allen Orten aber ist er, denn er schafft, wirkt und erhält alle Dinge. Wie ist er aber in allen Kreaturen? wesentlich oder durch seine allmächtige Kraft? Er ist auf beiderlei Weise in jeder Kreatur, denn, wie gesagt, er schafft, er wirkt und erhält Alles. Die Andern, die Kreaturen, wirken ihrer Eigenschaft nach, Gott aber gegenwärtig und wesentlich . . . Ist Gott in der Jungfrau Leib wesentlich und gegenwärtig, so ist er es auch in einer jeden Kreatur, denn es ist einerlei Weise zu reden. Da sagte einer: So ist er auch im Teufel? Ja, sprach Dr. Martin, auch in der Hölle, wesentlich, wie St. Paul zeuget 2. Thess. I, 9. „Die Gottlosen werden Pein leiden, das ewige Verderben von dem Angesicht des Herrn": und Ps. CXXXIX, 5: „Bette ich mich in die Hölle, siehe so bist du auch da." (Tischreden, bei Gerlach, XXIV, S. 47 fg.)

## Die Geheimnisse der Weltordnung.

Wird gefragt: warum verhängt Gott, daß die Menschen verstocket werden und in das ewige Verderben fallen? Hier frage du: Warum Gott seines eigenen Sohnes nicht verschont hat, sondern ihn für uns alle in den schmählichsten Tod am Kreuz gegeben? welches ja ein gewisseres Zeichen der Liebe gegen uns arme elende Menschen ist, denn des Zornes und Hasses wider uns . . . Darum sollen wir erkennen, zu Herzen fassen, und wohl bedenken, daß die Güte und Barmherzigkeit des Vaters gegen die arge, gottlose Welt unermeßlich groß ist . . . Darum sollen wir nicht darauf sehen, wie greulich durch Adams Fall menschliche Natur verderbet und verblendet . . . sondern vielmehr darauf, daß es der liebe Gott gewollt hat, daß Alles also ergehen solle. Darum laß dir seinen guten Willen gefallen. (Tischreden, a. a. O., S. 48 fg.)

Unsers Herrn Gottes Weise ist, daß er diesen Brauch hält, daß seine Kraft und Macht durch und in Schwachheit vollbracht und stark werde . . Den Menschen schuf er nicht bald noch zuerst, sondern die Erde zuvor. Also versteckt und verbirgt er erstlich in die Erde den Strauch, der muß nicht sobald ein Baum sein. (S. 61.)

Einer fragte Dr. Martin, ob das Wort „verhärten" eigentlich, wie es lautet, oder figürlicher und verblümeter Weise zu verstehen sei? Da antwortete er und sprach: Eigentlich soll man's verstehen, aber nicht wirklich; denn Gott wirket und thut nichts Böses, aber durch seine Allmacht wirkt er Alles in Allem, und wie er einen Menschen findet, so wirket er in ihm. Wie Pharao, der war böse von Natur, das war nicht Gottes, sondern seine eigene Schuld, als der immer fortfuhr böse zu sein und Böses zu thun. Er wird aber verhärtet, darum, daß Gott mit seinem Geist und Gnade sein gottlos Vornehmen nicht verhindert, sondern läßt ihn fortfahren und seinen Sinn haben. Warum ihn aber Gott nicht hindert noch wehret, darnach gebühret uns nicht zu fragen, denn das Wörtlein, warum? hat viele Seelen verführet und umgebracht. Es ist uns zu hoch zu erforschen. (S. 58.)

Wenn Gott ein Königreich, Land oder Volk strafen oder gar verwüsten will, so nimmt er erstlich hinweg fromme, gottselige Lehrer und Prediger: gleichermaßen weise, gottesfürchtige Regenten und Räthe, vernünftige und erfahrene Krieger, und andere ehrliche Leute, Jes. III, 2 fg. Da wird denn der Pöbel sicher und fröhlich,

treibt allen Muthwillen, fragt nach reiner göttlicher Lehre nichts mehr, ja verachtet sie und geräth in Blindheit, achtet weder Strafe, Zucht noch Ehrbarkeit, treibt allerlei Sünden und Schande, daraus denn ein wild, wüst, teufelisch Wesen folget; wie wir, leider, jetzt sehen und erfahren, das nicht lang bestehen mag. Darum besorge ich, die Art sei schon dem Baum an die Wurzel gelegt, daß er nun bald soll abgehauen werden. Der liebe Gott nehme mit Gnaden weg, daß wir den Jammer nicht erleben noch sehen müssen. (Tischreden, a. a. O., S. 56.)

## Amaranth und Christenheit.

Amaranth wächst im Augustmonat, und ist mehr ein Stengel, denn ein Blümlein, läßt sich gern abbrechen, und wächst fein fröhlich und lustig daher. Und wenn nun alle Blumen vergangen sind, und dies mit Wasser besprenget und feucht gemacht wird, so wird's wieder hübsch und gleich grüne, daß man im Winter Kränze daraus machen kann. Ist Amaranth daher genennet, daß es nicht verwelkt noch verdorret. Ich weiß nicht, ob der Kirche etwas möge gleicher sein denn Amaranth, diese Blume, die wir heißen Tausendschön. Denn wiewol die Kirche ihr Kleid wäschet im Blut des Lämmleins, wie im ersten Buch Moses und in der Offenbarung Johannis stehet, und ist mit rother Farbe gefärbet: doch ist sie schöner, denn kein Stand oder Versammlung auf Erden. Und sie allein hat den Sohn Gottes lieb, wie seine liebe Braut, an der allein er seine Lust und Freude hat: an der allein hänget sein Herz, verwirft und hat eine Unlust und Ekel an allen Andern, die das Evangelium verachten oder verfälschen. Zudem lässet sich die Kirche auch gern abbrechen und berupfen, das ist, sie ist Gott willig und gern gehorsam im Kreuz, ist darinnen geduldig, und wächst wiederum fein lustig, und nimmt zu; das ist, sie krieget den größten Nutzen davon, nämlich, daß sie lernet Gott recht erkennen, anrufen, die Lehre frei bekennen, und bringt viel schöner, herrlicher Tugenden. Endlich bleibet der Leib und der Stamm ganz und kann nicht ausgerottet werden, ob man wider etliche Glieder wettert und tobet, und sie abreißet. Denn gleichwie Amaranth, Tausendschön, nicht verwelkt noch verdorret, also kann man auch nimmermehr die Kirche vertilgen und ausrotten. Was ist aber Wunderbarlicheres denn der Amaranth?

Wenn's mit Waſſer beſprenget und drein gelegt wird, ſo wird's wieder grün und friſch, gleich als von Todten auferwecket. Alſo ſollen wir keinen Zweifel haben, daß die Kirche wird, aus den Gräbern von Gott erwecket, wieder lebendig hervor kommen, und den Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, und ſeinen Sohn, unſern Erlöſer und Heiland, ſammt dem heiligen Geiſt, ewiglich loben, rühmen und preiſen. Denn wiewol andere Kaiſerthümer, Königreiche, Fürſtenthümer und Herrſchaften, ihre Aenderung haben, und bald, wie die Blumen, verwelken und dahin fallen; doch kann dies Reich, das ſo hoch und tief eingewurzelt iſt, durch keine Macht und Gewalt zerrüttet noch verwüſtet werden, ſondern bleibet ewig. (Tiſchreden, a. a. O., S. 153.)

# II.

## Calvin.

Die Schöpfung ist die Verherrlichung Gottes, und die Erlösung der Menschheit von der Sünde ist der ewige Rathschluß Gottes: das sind die beiden Grundgedanken des großen französischen Reformators, aus welchen heraus und nach welchen man sein ganzes Bewußtsein von der Gegenwart Gottes erklären und verstehen muß. Zur Veranschaulichung dieser Gedanken mögen einige Worte aus seinem unsterblichen Werke, den Institutionen der Christenlehre dienen.

Im zweiten Kapitel des ersten Buches begründet er den Glauben an Gott als Schöpfer und als Erlöser, und hebt diese Auseinandersetzung so an:

> Obwol unser Geist Gott nicht wahrnehmen kann, ohne irgendwie anzubeten, so wird es doch nicht genügen, ihn zu erkennen als den Einzigen, der von Allen verehrt und angebetet werden sollte, wenn wir nicht zugleich überzeugt sind, daß er der Quell alles Guten sei, damit wir kein Gutes suchen anders als in ihm. Dieses meine ich so, daß wir ihn verehren sollen, nicht allein weil er diese von ihm geschaffene Welt durch seine unendliche Macht erhält, durch seine Weisheit regiert, durch seine Güte bewahrt, insbesondere aber des Menschengeschlechtes mit Gerechtigkeit und Gericht waltet, mit Barmherzigkeit es trägt, mit mächtigem Schutze

es beſchirmt, ſondern weil außer ihm kein Tropfen weder von Weisheit und Licht noch von Gerechtigkeit noch von Macht noch von Redlichkeit und aufrichtiger Wahrheit gefunden wird, der nicht von ihm flöſſe, und deſſen Grund er nicht wäre: alſo daß wir lernen von ihm Alles erwarten und erbitten, und mit Dankſagung als von ihm empfangen, annehmen. Denn dieſe Empfindung der Güte Gottes iſt uns der wahre Lehrer jener Frömmigkeit, aus welcher die Religion geboren wird. Frömmigkeit aber nenne ich eine mit Liebe verbundene Ehrfurcht, hervorgebracht durch die Anerkennung ſeiner Wohlthaten. Denn nur aus dieſer Anerkennung Gottes als des alleinigen Gutes folgt die freiwillige Hingebung unſerer ganzen Seele .... Dies iſt um ſo mehr feſtzuhalten, weil Alle ohne Unterſchied Gott verehren, ſehr Wenige aber ihm innerliche Ehrfurcht zollen; denn allenthalben iſt eine große Prahlerei in äußerlichen Gebräuchen, ſelten aber iſt die Aufrichtigkeit des Herzens.

Dieſes ward geſchrieben in Baſel 1536, in einem Werke, welches Franz I. „dem Allerchriſtlichſten Könige und ſeinem Fürſten" zugeeignet iſt.

In jenen Sätzen liegt die tiefſte Begründung der Urſprünglichkeit des Gottesbewußtſeins als eines Bewußtſeins der Gegenwart Gottes in der Schöpfung und in der Menſchheit: nämlich die Empfindung und die Erkenntniß Gottes als des höchſten Gutes und der ewigen Liebe: zugleich auch der Glaube, daß dieſe ſich wie in der Schöpfung, ſo ganz beſonders in der Menſchheit offenbart und bewährt. Denn was bedeutete ſonſt jener Rathſchluß und ſein Verſtändniß?

Von hier aus gelangt Calvin auf die Idee des Gottesreiches, oder der Verwirklichung des gütigen Willens und ewigen Rathſchluſſes Gottes. Dieſen zweiten Gedanken entwickelt er im dritten Buche. Nachdem er das Gebet des Herrn erklärt, als zwei Tafeln, in zweimal drei Bitten, und gelehrt, daß wir in beiden Das erbitten, was Gottes Wille iſt zu thun, und nachdem er beider Einheit nachgewieſen, ſagt

er bei Auslegung der ersten Tafel, von der zweiten Bitte: „Dein Reich komme" Folgendes (III, 20, §. 42):

> Nachdem uns also vorgeschrieben, Gott zu bitten, daß er zurücktreibe und zuletzt gänzlich vertilge was seinen heiligen Namen entheiligt und befleckt, wird hier hinzugefügt, was mit andern Worten dasselbe sagt. Gottes Reich ist da wo die Menschen sich selbst verleugnen, und die Welt und das weltliche Leben verachten, und Gottes Gerechtigkeit allein anhängen, um zum himmlischen Lebenswandel zu streben. Niemand betet daher diese Bitte mit Recht, der nicht mit sich selbst anfängt, auf daß er nämlich gereinigt werde von allen Flecken, welche den ruhigen Fortgang des Reiches Gottes trüben und seine Reinheit verdunkeln. Da nun das Wort Gottes wie ein königliches Zepter ist, so wird uns hiermit geboten zu flehen, daß Gott Aller Herzen und Gemüther zu willigem Gehorsam neige durch seinen heiligen Geist. Der zweite Gegenstand des Gebetes ist, daß Gott die Bösen demüthige, ihre Frevel bändige, ihren Uebermuth breche. Täglich sollen wir bitten, daß Gott sich Gemeinden sammle aus allen Theilen der Welt, daß er sie fortpflanze und mehre, daß er sie mit seinen Gaben bereichere, daß er gesetzliche Ordnung in ihnen gründe, dagegen aber die Feinde der wahren Gottseligkeit niederwerfe, ihre Rathschläge zu nichte mache, ihre Anschläge zu Boden werfe. Daraus erhellt, daß uns nicht umsonst vorgeschrieben werde ein Streben nach täglichem Fortschritt, denn so gut steht es niemals mit den menschlichen Angelegenheiten, daß sie nicht weiterer Reinigung und Heiligung bedürften, um in voller Herrlichkeit dazustehen: die Fülle dieser Herrlichkeit wird bewahrt auf die Rückkehr des Herrn; dann wird, wie Paulus sagt, Gott Alles in Allem sein.

Also ist es Gottes Wille, daß das Reich des Guten immer wachse, und der Fortschritt dieses Reiches beruht auf dem redlichen Streben der wahrhaft Frommen selbst fortzuschreiten in persönlicher Frömmigkeit, und auf dem Glauben, daß Gott das Böse vertilgen wolle, damit am Ende Alles göttlich werde.

Schon hieraus ergibt sich für unsern Zweck zweierlei.

Einmal, daß auch die französische Reformation, eine Geistesregung, welche, von Genf, Holland und England getragen, sich als die fruchtbarste erwiesen hat, und die Begründerin staatlicher Freiheit über den Erdkreis geworden ist, sich gründet auf den Glauben an die Gegenwart Gottes in den menschlichen Angelegenheiten. Denn sie sucht die Einheit der menschlichen Entwickelung und ihres Fortschrittes in dem ewigen Rathschlusse Gottes als des ewig Gütigen. Zweitens, daß Calvin die Erlösung als den innersten Kern des Rathschlusses Gottes erkannte, eben sowol als ihre Verwirklichung in den freien Willen setzte, in die willige Aufopferung des Selbst.

Wenn wir also in seiner Lehre von der Gnadenwahl einige bedingte pauliniſche Auslegungen der Geschichte des jüdischen Gottesreiches bis zu ihren äußersten Folgerungen getrieben sehen, so daß die Verwerfung der Einzelnen mit in den ewigen Rathschluß gesetzt werde, so können wir nur sagen, daß Calvin hier eben so gut als Augustinus, in der Verbindung von Auslegung und Speculation Schiffbruch gelitten habe, und daß Calvin insbesondere hier seinen höchsten Eingebungen untreu geworden sei. Man kann dieses eben sowol behaupten, ohne sich als Pelagianer oder Halbpelagianer zu erklären oder die Erlösung auf Selbstgerechtigkeit zu gründen, als man das sogenannte Athanasische Glaubensbekenntniß als eine Bankbruchserklärung bezeichnen kann, ohne deshalb Arianer zu sein. Pelagius und Arius hoben Das geradezu auf, was Augustinus und Athanasius verwirrten. Man kann auch, auf die sichere Gefahr hin, von Theologen oder Fanatikern als ein unphilosophischer Kopf oder Ungläubiger erklärt zu werden, eine solche Ansicht festhalten und aussprechen, ohne deshab zu sagen, daß Paulus hier durch Christus müsse berichtigt werden: was übrigens immer sein eigener

Wunsch und Wille ist. Denn wir leugnen, daß des Paulus Aussprüche, im Zusammenhange verstanden (und das allein heißt doch Auslegung), jene unbedingte Folgerung rechtfertigen. Thäten sie es, so würden wir, vom weltgeschichtlichen Standpunkte, ohne Bedenken sagen müssen, daß Aeschylus und Sophokles, und die Griechen, welche ihren Schöpfungen lauschten, ein viel höheres Gottesbewußtsein gehabt hätten als die Apostel Jesu Christi. Keiner ihrer Helden geht unter ohne sittliche Verschuldung: jener ewige Rathschluß der Verwerfung ist aber doch, trotz aller Klügeleien und Distinctionen, wesentlich nicht verschieden von dem Fatum, welches den Menschen ins Verderben reißt, das heißt von dem Standpunkte, dessen Ueberwindung der höchste Ruhm der Hellenen und jener Tragiker insbesondere heißen muß. Aber was sagt die Schrift? daß Gott den Moses erwählte, und daß er Pharaos Herz verstockte und verhärtete, damit er ins Verderben stürzte (Röm. Kap. IX, vgl. mit Exod. VII, VIII, IX), eben wie er Esau nicht erwählte, sondern Jakob. Aber müssen wir nicht eben dieser Zusammenstellung wegen jenen Ausspruch über Pharao eben so verstehen wie die übrigen? Ist die Verstockung des Pharao nicht Dasselbe, was die Verhärtung des Herzens von Kreon ist, als er den Rath des Volkes, die Warnung des Tiresias, eben so verwirft wie der Antigone muthiges Bekenntniß? Warum soll also Gottes Rathschluß der Verwerfung hiernach nicht gefaßt werden als das Festhalten des Frevlers bei seinen eigenen Worten? Es ist möglich, kann man sagen, daß Kreon und Menephthah sich eines Bessern besonnen hätten, wenn Gott ihnen noch Zeit gelassen: allein das Gericht ist gerecht, denn das Uebel ist gethan, welches das Gericht herbeigerufen: es war eine nicht zu erwartende Gnade Gottes, welche dieselbe Gesinnung des Frevlers nicht

schon früher ihren verdienten Lohn finden ließ. Gott hat Moses erwählt, wie er Jakob erwählt hat, weil sie den in ihre Seele gelegten göttlichen Keim nicht durch Selbstsucht erstickten, sondern als göttliches Pfand pflegten, und im Glauben an den Geist lebten.

Aber sagen wir es frei heraus, Christus hat jenen Gedanken viel höher und klarer ausgesprochen, unabhängig von allem Streite mit den jüdischen Klüglern, als sein Apostel es gethan. Wir fühlen uns auf einen höhern Boden gehoben durch die Worte zu Nikodemus, im dritten Kapitel des Evangeliums Johannis, und durch die unter dem Bilde des Genießens Christi im fünften Kapitel vorgetragene Lehre von der Wiedergeburt und dem Aneignen des ewigen göttlichen Willens, welches ein Lossagen von der selbstischen Willkür und eben dadurch die wahre Freiheit ist. Das war der Ort, wohin Luther, mit der Hülfe Taulers und der „Deutschen Theologie" sich flüchtete vor den äußersten Folgen einer Lehre Augustins, die er eben so gut annahm wie Calvin. Wir stimmen also Schleiermachers Darstellung in seiner scharfsinnigen Abhandlung über die Lehre von der Erwählung (1819, Werke, Theologie, A. II, S. 393—484) allerdings bei, wenn er jene Lehre auch Luthern beilegt, und am Schlusse sagt:

> „Hat Gott nicht Alles vorhervorsehen, so kann er nichts vorhervorsehen haben."

Allein wir vermissen in jener Darstellung, vom Standpunkte der evangelischen Union, und das ist gerade hier der ausgesprochene Standpunkt Schleiermachers, die Berücksichtigung jener andern Gedankenreihe Luthers, welche neben der Lehre von der Erwählung hergeht. Ja, daß wir es frei

herausſagen, wir vermiſſen auch die Berückſichtigung des unverkennbaren Richterſpruches des Gewiſſens der Menſchheit. Keine der größern Gemeinden der Reformirten hat Calvins Lehre von der ewigen Verwerfung, als einen weſentlichen Theil der Lehre von der Gnadenwahl in das Bekenntniß aufgenommen: die deutſchen Gemeinden und deren bedeutendſte Vertreter haben ſich von dieſer ſogar aufs beſtimmteſte losgeſagt. Das Geſpenſt des Pelagianismus mag als Meduſenhaupt gegen die von den Jeſuiten gepredigte rationaliſtiſche Selbſtgerechtigkeit aufgerufen werden: allein man ſollte ſolchen Spuk doch in Ruhe laſſen bei wiſſenſchaftlichen Erörterungen angeſichts Gottes und des Evangeliums, und des gegenwärtigen Standpunktes der Exegeſe und der Religionsphiloſophie.

# III.

## Jakob Böhme.

Nach Calvins und Luthers Tode beherrſchten die dogmatiſchen Scholaſtiker die proteſtantiſche Welt, insbeſondere die des Lutheranismus. Dieſe Männer merkten auch nach zweihundert Jahren noch nicht, daß der Lutheranismus ein Syſtem, welches Deutſchland zerriſſen hatte, unter ihren Händen eine todte Maſſe geworden war, in einem Theile des unglücklichen Vaterlandes der Reformation, ſo wie in Skandinavien durch die Kirchenherrſchaft der Fürſten und den verſunkenen Zuſtand der Gemeinden. Es war ihnen entgangen, daß alles weltgeſchichtlich-chriſtliche Leben ſich nur noch in den reformirten Gemeinden der evangeliſchen Welt regte, und in der kleinen lutheriſchen Gemeinſchaft der Herrnhuter, welche eine friedliche Union mit der reformirten Gemeinde vollzogen hatte. Unterdeſſen aber war die Wachſamkeit dieſer ultralutheriſchen Zionswächter (man nennt ſie beſſer die lutheraniſchen Zeloten) deſto mehr auf alle tiefern Denker und gemüthlichen Chriſten gerichtet, welche wie Johann Chriſtian Arndt (1580) und ſpäter Spener und Johann Gottfried Arnold ſich bemühten, trotz aller Verfolgungen und Schmähungen, in dieſes äußerliche Lutherthum und unerträgliche Pfaffen-

weſen den Gottesgeiſt der innerlichen Religion zu bringen, und die Formeln der theologiſchen Scholaſtik mit dem Geiſte des Evangeliums neu zu beleben. In die Mitte dieſer ſchauderhaften Zeit (über welche noch nie gebührendes Gericht gehalten iſt) fällt die Tragödie eines der tiefſten Geiſter der Weltgeſchichte und eines der frömmſten Gemüther der Chriſtenheit. Jakob Böhme (geb. 1575, geſt. 1624) war ein Myſtiker, aber zugleich ein Prophet der Gegenwart und des Fortſchrittes Gottes in der Menſchheit: durch dieſe Eigenſchaften, einzeln und vereinigt, überſtrahlt der Theoſoph von Görlitz weit alle frühern und ſpätern Myſtiker. Seine Weltanſchauung tritt aus der Gemüthsmyſtik des vierzehnten Jahrhunderts heraus, denn er hat bereits Gemeinden ſich bilden ſehen auf die innere Geſinnung und den Glauben an den Einigen Erlöſer. Seine Schriften entfloſſen ſeiner Feder in den letzten fünf Jahren ſeines Lebens (1619—24), nur die „Aurora" iſt einige Jahre früher verfaßt. Viele Jahre hindurch hatte der von ſeinen Mitbürgern hochgeehrte ehrſame Schuhmachermeiſter ſich durch Leſen der Bibel und einiger Theoſophen, leider auch des Theophraſtus Paracelſus, der damals in hohem Anſehen ſtand, ſeine innern Anſchauungen von Gott und der Welt zum Bewußtſein zu bringen geſucht. Die heilige Schrift war ihm Alles, und die Perſon Jeſu und die Erlöſung Mittelpunkt der Bibel, Jeſu Geiſt der Führer. Jene Schriften fallen alſo in die erſten Jahre eines blutigen Krieges, im damals blühenden Vaterlande, gegen das Evangelium. Gleichzeitig hatte ſich das lutheraniſche Pfaffenthum in der Perſon des Oberpfarrers ſeiner Vaterſtadt, Gregorovius Richter, und ſeiner Genoſſen verkörpert, und er, der demüthige Chriſt und Handwerker, ſoll in die Verbannung geſandt werden, weil alle Zionswächter den Mann, welchen ſie eben

so wenig widerlegen als aus seiner christlichen Gelassenheit bringen konnten, von den Kanzeln herab nach Herzenslust von Amts wegen verfluchten, und im menschlichen Verkehr mit roher Härte zurückstießen. Bei dem Allen verlor Böhme den Glauben an das fortschreitende Gottesreich auf der Erde nicht, und an die herrliche Verklärung des Gottes der ewigen Liebe über Teufel und Antichrist. Beide sind ihm die Selbstheit oder Ichheit, welche sich zum Herrn der Welt machen will: ihre Organe sind alle Gewalten, weltliche und geistliche, welche sich an Gottes Statt setzen, das heißt willkürlich und über die Gesetze herrschen wollen nach ihrem eigenen Willen, um die Kinder des Geistes zu verfolgen und den Geist zu unterdrücken. Wir dürfen als sein Lebens- und Todesbekenntniß dieses Glaubens jenes wunderbare prophetische Gebet ansehen, mit welchem er das zehnte Kapitel seines im Jahre vor seinem Tode (1623) geschriebenen Buches „Von der Gnadenwahl" beschließt, eines der verständlichsten und klarsten seiner Bücher, und dasjenige, welches er selbst als sein Hauptwerk bezeichnet zu haben scheint.

### Seufzen, Wunsch und Weissagung des Autors.*)

O tiefe Gnade Gottes erwecke doch noch einmal in uns armen verwirrten blinden Kindern, und reis ab des Antichrists und des Teufels Stuhl, welchen er in Gleisnerei hat aufgebauet, und laß uns doch einst sehen dein Antlitz. O Gott, die Zeit deiner Heimsuchung ist ja da, wer kennet aber deinen ausgereckten Arm, vor der großen Eitelkeit des Widerchrists in seinem aufgebauten Reiche! Zerstöre du ihn Herr, und reis ab seine Macht, auf daß

*) Jakob Böhmes Schriften, Hamburger Ausgabe 1715, S. 2569. Daraus abgedruckt in Bunsens „Versuche eines allgemeinen evangelischen Gesangbuches", S. 663, und im „Allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuche", S. 913.

dein Kind Jesus offenbar werde allen Zungen und Völkern, und wir von des Widerchrists Macht, Hoffart und Geiz erlöset werden. Halleluja! Von Aufgang und Mitternacht ziſchet der Herr mit ſeiner Kraft und Macht, wer will das wehren? Halleluja. In alle Land ſiehet dein Auge der Liebe, und deine Wahrheit bleibet ewiglich. Halleluja! Wir ſind erlöſet vom Joch des Treibers, das ſoll Niemand mehr aufbauen, denn der Herr hat's beſchloſſen in ſeinen Wundern. Halleluja!

Die abſchreckende Lehre von dem ewigen Rathſchluſſe der Verwerfung überwand er, indem er, den Weg Taulers und der Deutſchen Theologie verfolgend, tiefer als Luther und Calvin einging in den Unterſchied des Ewigen und des Zeitlichen (Kreatürlichen), und Gott nicht als etwas Fremdes, Aeußerliches, Zeitliches, und den menſchlichen Geiſt nicht als von ihm abgetrennt betrachtete.

Das allgemeine Menſchheitsgefühl war mächtig und tief in ſeine theoſophiſchen Anſchauungen, in ſeine Auslegung und Anwendung der ſemitiſchen Redeweiſe eingedrungen. Er glaubte, das dem Menſchen unmittelbar eingeſprochene ewige Wort zeige ſich auch wirkſam in den erleuchteten Heiden, welche einem heiligen Leben und der Erkenntniß der Gottheit nachſtrebten. Die Heiden hatten nach ihm ein göttliches Schauen, weil ſie in das Naturleben, in welches ſie verſunken waren, einen mächtigen Glauben brachten, und ſie werden, wie die Juden, des Geiſtes des kommenden Erlöſers theilhaftig, durch die Opfer, als Zeichen der Hingebung des Eigenwillens. Das Heil ſieht Böhme nur in einem wahren, hingebenden Leben des Chriſten, welches Teufel und Antichriſt vertreiben, und in der wahren geiſtigen Erkenntniß, welche den Buchſtabenſtreitigkeiten der Theologen ein Ende machen wird. Das iſt ihm die Löſung der babyloniſchen Sprachverwirrung, durch welche der geiſtloſe Buchſtabe zur Herrſchaft

gekommen war, und ein neues Papst- und Judenthum geschaffen hatte.

Zur Veranschaulichung des Gesagten möchten wir den Leser am liebsten auf diejenigen Werke aufmerksam machen, welche rein auf das Geistige gehen, und nicht wesentlich durch die mystisch-phantastische Terminologie des Paracelsus und eine nothwendig unreale Naturwissenschaft verdunkelt und verwirrt sind. Dahin rechne ich, außer dem Buche über die Gnadenwahl, besonders die Schrift „Von der neuen Wiedergeburt" (Werke, S. 1705—1736) und „Von Christi Testamenten" (S. 2609—2712), sowie das „Gespräch der erleuchteten und der unerleuchteten Seele" (S. 3530—3546) und „Vom heiligen Gebete" (S. 3547—3586), endlich die „Theosophischen Sendschreiben" (S. 3709—3927). Hier müssen wir uns, mit Hinweisung auf Hambergers verdienstliche Zusammenstellung („Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhme, in einem systematischen Auszuge", 1844), auf wenige Auszüge beschränken, welche den Gegenstand unserer Betrachtung unmittelbar angehen, und die Bahn jenes seltsamen Gestirnes am Himmel des Gottesbewußtseins in der Menschheit am besten zu bezeichnen scheinen.

**Zeit und Ewigkeit Eins.**

Wem Zeit ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.*)

*) Steht nicht unter seinen Werken: es waren Worte, welche er gewöhnlich in die Stammbücher guter Freunde schrieb. (Anhang zu den Werken: „Historischer Bericht", S. 15. Vgl. andere Reimzeilen ebend. S. 99.)

## Die Gnadenwahl.

Wenn die Vernunft hört von Gott reden, was er nach seinem Wesen und Willen sei, so bildet sie sich ein, als sei Gott etwas Fernes und Fremdes, welcher außer dem Orte dieser Welt, hoch über dem Gestirne wohne, und regiere also nur durch seinen Geist, mit einer allgegenwärtigen Kraft im Raume dieser Welt; seine Majestät aber in Dreifaltigkeit, da Gott insonderheit offenbar sei, wohne im Himmel, außer dem Raume dieser Welt. Und daher fällt sie auch in einen kreatürlichen Wahn, als ob Gott was Fremdes sei, und habe vor Zeiten der Schöpfung der Kreaturen und dieser Welt, einen Rathschlag in sich selber in seiner Dreiheit durch die Weisheit gehalten, was Er machen wollte und wozu alles Wesen solle; und habe also nach einen Vorsatz in sich selber geschöpft, wohin Er ein jedes Ding ordnen wollte. Aus welchem der streitige Wahn entstanden ist vom Rathschlag über die Menschen, als hätte Gott aus seinem Vorsatz ein Theil der Menschen zum Himmelreich in seine heilige Wonne erkoren, und das andere Theil zur ewigen Verdammniß; in denen wollte er seinen Zorn offenbaren, und hingegen an den andern, seinen Auserwählten, seine Gnade. Und habe also aus seinem Vorsatz einen Unterschied gemacht, seine Macht in Liebe und Zorn sehen zu lassen; und deswegen müßten alle Dinge nothwendig also geschehen, und werde das Theil des Zorns aus Gottes Vorsatz also verstockt und verworfen, daß keine Möglichkeit mehr zur Hulde Gottes sei; hingegen in den andern keine Möglichkeit zur Verdammniß. Und obwol die heilige Schrift mit fast dergleichen Sprüchen redet, auch die kreatürliche Vernunft mit einstimmt, welche nicht verstehet was Gott ist; so redet sie doch auch hingegen vielmehr das Gegentheil, daß Gott nichts Böses wolle, oder aus seinem Vorsatz gemacht habe. Diese beiden Gegensätze nun, wie das in seinem Grunde eigentlich zu verstehen sei, wollen wir dem christlichen unparteiischen Leser, des Grundes und Wahrheit Suchern und Liebhabern (sie zu einigen, und den wahren Verstand zu gründen), eine kurze Andeutung geben nachzusinnen. (Vorwort zur Gnadenwahl: Werke, S. 2406.)

## Von Pharaos Verstockung.

Man soll durchaus nicht wähnen, daß in Gottes Vorsatze, so viel Er Gott heißt, ein Wille zur Verstockung von außen in

den Menschen fahre, sondern in des Menschen eigenem Grunde, im Vorsatz der Gerechtigkeit Gottes ist der Quell und Umstand der Verstockung, denn es ist des Zornes Wollen, darin verstrickt er wen er will. Denn die ganze Kreatur des Menschen in Gottes Zorn ist dasselbe Wollen zur Verstockung, denn sie will nur die Eitelkeit, und die verstocket sie auch .... Die Zeit des Pharao war eine Zeit des Zieles, da alle Dinge in Ziel, Zeit, Maß und Gewicht inne liegen. (Gnadenwahl, Kap. X, S. 2558 fg.)

In der Apostelgeschichte (XIII, 48) steht: „Es wurden gläubig, so viel ihrer zum ewigen Leben versehen waren." Das ist der Vernunft ein Anstoß und verstehet es nicht. Wann hat die Vorsehung angefangen? Sprichst du: Von Anbeginn, vor der Kreatur: Ja, ich sage auch also, aber in der Kreatur nicht von Ewigkeit, denn sie war noch nicht da. So steht Apostelg. II, 47 klarer: „Der Herr that hinzu täglich die da selig wurden." Nicht die da von Ewigkeit selig waren, sondern die da selig wurden, sagt der Text, die da aus der ewigen Wahl in Christo Jesu selig werden, die that er täglich zu der Gemeinde. (Von der Gnadenwahl, Kap. XII, S. 2582 fg.)

Gleich wie die Sonne nur einen Einigen Willen hat, der ist, daß sie sich selbst gibt, und mit ihrer Begierde in allen Dingen ausdringt und wächst, und allem Dinge Leben und Kraft und sich selber ein-ergibt, also auch im Gleichen ist Gott außer Natur und Kreatur das einzige Gute, das nichts als Gott oder das Gute geben kann noch will.

## Der Antichrist und Babel — die Wiedergeburt.

Was ist der Antichrist im Menschen? Christus spricht: „Wer nicht verläßet Häuser, Aecker, Geld, Gut, Weib, Kinder, Brüder und Schwestern, und verleugnet sich selber und folget mir nach, der ist nicht mein Jünger und Diener." (Luc. XIV, 26.) Desgleichen: „Ihr müßt umkehren und werden als die Kinder" oder „aus dem Wasser und Geiste neugeboren werden." (Matth. XVIII, 3. vgl. die Worte des Nikodemus Joh. III, 3—8.) Solches deutet nicht an, daß einer solle von Weib und Kind aus seinem Beruf und Stand in eine öde Wildniß laufen und Alles verlassen, sondern den Antichrist, als Meinheit, Deinheit, Ichheit. Wer zu

göttlicher Beschaulichkeit und Empfindlichkeit in sich selber gelangen will, der muß in seiner Seele den Antichrist tödten, und von aller Eigenheit des Willens ausgehen, ja von aller Kreatur, und in der Eigenheit des Gemüthes die ärmste Kreatur werden, daß er nichts mehr zum Eigenthum habe, er sei in was Stande er wolle. Und ob er gleich ein König wäre, so soll doch sein Gemüth alle Eigenheit verlassen, und sich in seinem Stande, auch Ehren und zeitlichem Gute, nichts mehr achten als Gottes Diener, daß er darin Gott und seinen Brüdern dienen sollte, und daß alles das er hat, er nicht zum Naturrecht hat und besitzet, daß es seine sei, sondern daß es seiner Brüder und Glieder sei, daß ihn Gott habe zu einem Amtmann und Verwalter darüber gesetzt, und denken, daß er seinem Herrn darin diene, welcher von ihm wollte Rechenschaft fordern .... Wenn dieses geschieht, so wird sein Eigenwille, als der Antichrist, im Tode Christi ergriffen und getödtet, und wird alsobald seine Seele als wie ein neues unverständiges Kind, das seinen natürlichen Verstand der Selbheit hat verloren, und hebt an vor Gott, als ein junges Kind vor seiner Mutter, anzuflehen, und setzt sein Vertrauen in die Mutter, was ihm die geben will. Und das ist's, das Christus sagte: „Ihr müsset umkehren und werden als Kinder." (Matth. XVIII, 3.)

## Gott und die Herrscher auf Erden.

Die Herrschaft urständet (entsteht) zwar aus dem Reiche der Natur, mag aber auch wol in Gottes Reich eingehen, so sie ihre Gewalt führt als eine Dienerin im Reiche der Natur, und nicht als ein selbsteigener Gott, der da thut, was er will. (Myst. XXXIX, 32.)

Ein Fürst oder Herr hat nicht Macht, Blut zu vergießen, außer dem Gesetze Gottes, sondern so er das thut, so verdammt ihn Gottes Gesetz zum Tode. Die Könige oder Fürsten sind nur Amtleute über die Ordnung göttlichen Gesetzes, und sollen nicht weiter greifen, ohne göttlichen Befehl. (XXXIII, 16.)

Die Bedrängungen durch geistliche und weltliche Herren sind nicht in der Natur gegründet, sondern nur im Abgrunde, da eine Gestalt die andere plagt, ängstet, martert und quält. (Dreif. Leb. XV, 8.)

Ein gottloser Fürst und Edler bleibt wol in dem Amte, aber er dienet damit nicht Gottes Liebe, sondern dem Zorne. (Myst. LXVI, 25.)

Lucifer war auch ein Thronfürſt und König in Gottes Amt. Als er ſich aber das Amt zur Eigenheit machte, ſo ward er verſtoßen. Er blieb wol ein Fürſt in ſeinem Amte, aber nicht in Gottes Liebe, ſondern in ſeinem Zorne, darin er ihm nun ebenfalls dienen muß. (Myſt. LXVI, 24.)

## Die letzten Zeiten regiert Gott auf der Erde.

Es iſt noch eine wunderbare Zeit zu erwarten, da ſich Alles verändern ſoll. Viele große Berge und Hügel ſollen dann eben ſo Feld werden, und eine Quelle aus Zion fließen, da der Elende trinken und ſich ergötzen wird. Da ſollen die Völker mit einem Stabe geweidet werden, und wird ſich der Hirte mit den Schafen freuen, daß Gott ſo gnädig iſt. Silber und Gold wird dann ſo gemeinſam ſein, als zu Salomonis Zeiten, und ſeine Weisheit wird den Erdkreis regieren. (Vierz. Frag. XXXIX, 5, 6.)

## Die letzten Zeiten ſind voll Frieden, Einigkeit und Erkenntniß.

Wenn der Engel dereinſt (vgl. 1. Moſ. XVI) die Türken wird heißen wiederkommen, ſo kommen ſie in der Demuth des verlorenen, und wieder zum Vater kommenden Sohnes, da denn die große Freude wird bei Chriſto und ſeinen Engeln gehalten werden, daß der Todte lebendig, und der Verlorene wieder gefunden iſt. Und obgleich der ältere Bruder, als der im Buchſtaben geblieben, darüber unwillig iſt wegen der ungleichen Form, ſo geht ſie das nichts an, ſie ſind fröhlich mit dem Vater. (Myſt. XL, 90, 91.)

Die Juden ſind nicht aus der Wurzel ausgeſtoßen, ſondern ſie müſſen blind ſein, auf daß ihr Licht den Heiden ſcheine, bis dieſe in dem Lichte Abrahams auch blind werden, wie ſie es denn jetzt wahrhaftig ſind. Alsdann geht das Licht Abrahams wieder aus ſeiner eigenen Wurzel auf, und leuchtet allen Völkern. Dann ſoll Japhet in Sems Hütten wohnen, und Iſrael herzugebracht werden zu dem offenen Gnadenbrunnen aller Völker. (Myſt. XXXVII, 60.)

Die Kraft des Höchſten hat allen Dingen, einem jeden nach ſeiner Eigenſchaft, eine einwohnende Vollkommenheit gegeben, und dieſe iſt auch noch in allen Dingen verborgen, und mag wol durch Verſtand und Kunſt wieder eröffnet werden, ſo daß dieſe erſte

Tugend die entzündete Bosheit überwindet. Hat uns Gott Macht gegeben, seine Kinder zu werden, und über die Welt zu herrschen, warum nicht auch über den Fluch der Erde? Es soll das Niemand für unmöglich halten, es gehört nur göttlicher Verstand und Erkenntniß dazu, und dieser soll erblühen in der Zeit der Lilien, freilich aber nicht in Babel. (Signat. XIII, 59 — 61.)

Der Mensch hat die Gewalt, sofern er als ein Werkzeug Gottes im Gehorsam geht, die Erde, welche im Fluche steht, in die Benedeiung einzuführen, und aus der Angst des Todes das höchste Freudenreich zu machen. Doch thut er's nicht selber, sondern sein Wille arbeitet mit dem Verstande Gottes darin, und fügt zusammen was zusammen gehört, und bringt es auf solche Art in Eines. (Signat. XI, 85.)

# Uebergang zu der Neuzeit.

Bei einer ausführlichern Darstellung des prophetischen Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der Geschichte müßten eigentlich des großen Theosophen Lichtblicken noch einige Anschauungen Gottfried Arnolds, Oetingers und Bengels beigefügt werden, um die Fortbildung der Böhmeschen und verwandter Anschauungen im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts anschaulich zu machen. Allein dergleichen verschwindet von jenem Gesichtspunkte vor Dem, was vorhergeht und was nachfolgt. Arnolds höchsten Flug in seinem tiefsinnigen Liede:

So führest du, o Herr, die Deinen
Gar wunderlich, doch immer seliglich;

haben wir schon im ersten Buche gekennzeichnet, als hoch dichterische Auffassung der Einheit der scheinbaren Gegensätze der göttlichen Führungen der Seele und der Menschheit, und als Lösung der Verwickelungen, welche als Widersprüche oder Rückschritte im Weltlaufe erscheinen.

Es zeigt sich auch auf diesem Gebiete, daß der Jammer der Zeit, in deren Mitte Jakob Böhme hinweggenommen wurde, den Glauben an die Wirklichkeit Gottes in der Gegenwart sehr zurückgedrängt hatte. Was von der großen Lebensbewegung des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts

übrig war im deutschen Volke, verblutete in dem furchtbarsten aller Religionskriege der Weltgeschichte, dem dreißigjährigen. Das zeigte sich erst nach seinem ganzen Umfange im nächsten Geschlechte. Als nach dem Frieden von 1648 Deutschland zerrissen, verwüstet, von Spanien, Frankreich und Oesterreich mit Füßen getreten, wieder erwachte, war ein verwildertes, fast verzweifeltes Geschlecht aufgewachsen, neben kleinen zersprengten Häuflein, die sich mühsam unter den Trümmern aufbauten, mit verkümmerter auf die Nothwendigkeit angewiesener Anschauung, aber mit mühseliger Gelehrsamkeit. Die Theologie wurde immer mehr scholastischer Dogmatismus. Die Philologie flüchtete sich nach dem freien Holland, wo auch Bayle Kritik üben, und der große Spinoza sich trotz Synagoge und Synode frei aussprechen durfte. Im übrigen Europa fing an sich durch die französische Herrschaft und Sprache eine übereinkömmliche Philosophie zu bilden, die zaghaft, im semitischen Gewande, und in den Formeln derjenigen Kirche auftrat, deren Prophet Bossuet und deren Götze Ludwig XIV. war. Niemand wagte mit freien Betrachtungen der Wirklichkeit aufzutreten. Rabelais hatte sie verspotten dürfen, aber Descartes bebte zurück vor Bannfluch und Kerker, wenn er in seinem philosophischen Gedankensystem der Wirklichkeit nahe kam.

So war es denn nicht zu verwundern, daß auch vom theologischen Standpunkte kein prophetischer Blick auf die Wirklichkeit fiel.

Es gehört in einen andern Kreis der Darstellung, von jener riesenmäßigen Anstrengung zu sprechen, welche nach dem siebenjährigen Kriege die kritische, geschichtliche und philosophische Forschung auf dem Gebiete des Geistes, und zwar des sittlichen, mit größerer oder geringerer Beziehung auf die

Bibel sich erhob, und mehr und mehr als europäische Schule sich ausbildete. Es stellten sich dabei aber bald zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Gegensatz und die Einseitigkeiten des Rationalismus und der Romantik hervor, und der aus der Romantik später hervortretende Bund der Mystik und des Hierarchismus. Die beiden großen Meister der Idealphilosophie des Geistes berührten allerdings das uns vorliegende Problem gelegentlich vom speculativen Standpunkte, aber ohne den positiven theologischen Forderungen, auch nur von der Seite der Gelehrsamkeit, genügen zu können.

Es war in einem solchen Horizonte, daß Schleiermacher erschien.

# IV.

## Schleiermacher.

Schleiermacher (geb. 1787, geſt. 1834) trat als theologiſcher Lehrer auf 1804: ſeine chriſtliche Glaubenslehre erſchien zuerſt 1822. Wir finden ihn im Beſitze einer ſyſtematiſchen philoſophiſchen Wiſſenſchaft und einer kritiſchen Kenntniß der philologiſchen und dogmatiſchen Philoſophie. Die Vermittelung zwiſchen beiden war nun aber nicht die weltgeſchichtliche Betrachtung, die ihm vielmehr immer fern blieb, ſondern das Gottesbewußtſein im Einzelnen. Schon durch die frommen Eindrücke der Brüdergemeinde, unter welchen er aufgewachſen war, hatte ſich ſeinem Geiſte die Urſprünglichkeit des Bewußtſeins des Menſchen von Gott als des der Abhängigkeit offenbart. Da in Chriſtus Wahrheit iſt, und durch ſeinen Geiſt ein perſönliches Verhältniß des gläubigen Einzelnen mit dem Göttlichen beſteht und fortdauert; ſo kann es keine wahre chriſtliche Glaubenslehre geben, die nicht mit dem Evangelium und mit jenem Gottesbewußtſein übereinſtimmte und als weſentlich übereinſtimmend ſich nachweiſen ließe. Dieſes nun, lehrte er weiter, iſt wirklich in den Bekenntnißſchriften der evangeliſchen Gemeinden der Fall, wenn wir auf ihre Uebereinſtimmung (den Conſenſus) und nicht auf ihre Abweichun-

gen ſehen: dieſe betreffen eben Punkte, über welche Schrift und Vernunft keine Gewißheit haben, und die jenem Gottesbewußtſein nicht weſentlich ſind.

Während nun die andern Meiſter der Philoſophie, ſich im ſtarren Gebiete des Gedankens hielten, oder in die mythologiſche Wildniß und Beſpiegelung ſich verirrten, ging Schleiermacher an die Auslegung des Evangeliums und der andern Schriften des Neuen Bundes, und begründete neu das bibliſch-chriſtliche Gottesbewußtſein, indem er ſeine dialektiſche Methode auf mehre der ſchwierigſten Punkte der philologiſch-geſchichtlichen Kritik der bisherigen Theologie anwandte. Der Mittelpunkt ſeiner Anſchauungen von dem Weltgeſchichtlichen des Gottesbewußtſeins haben wir aber in ſeiner Glaubenslehre zu ſuchen. Hier begreift man leicht, daß Schleiermacher unmöglich jene grobe, ungeſchichtliche wie unphiloſophiſche Verflechtung billigen konnte, in welche man abgeriſſene prophetiſche Stellen und andere vorbildliche jüdiſche Deutungen, die bei den Evangeliſten und in den apoſtoliſchen Schriften vorkommen, mit dem Begrifflichen des Chriſtenthums gebracht hatte. Aber man muß bedauern, daß ſtatt das Alterthümliche in ſeiner weltgeſchichtlichen Vorbildlichkeit und Bedeutung zu faſſen, und ſo der dialektiſchen Behandlung fähig zu machen, Schleiermacher, gleichſam aus Ungeduld, Chriſtus und das Weſentliche ſeiner Lehre abgeſchnitten hat vom Alten Bunde. Er bedachte dabei nicht, daß weder Chriſtus noch Chriſtenlehre ohne dieſe Wurzel eine weltgeſchichtliche Stelle haben. Der Grundgedanke des Alten Bundes, der Ewige, geht durch Alles hindurch, was Jeſu die Schrift heißt. Eben ſo bedarf das gemeindliche Leben des Glaubens an dieſen Zuſammenhang, und zwar durch eigene Kenntniß nicht blos auf Jeſu Worte hin: d. h. Chriſtus verweiſt ausdrücklich auf

ſie. Danach kann unſer Urtheil über eine der Hauptſtellen in der Einleitung (§. 12, 3) nicht zweifelhaft ſein, wo es heißt:

„Die Verheißung an Abraham, ſofern ſie in Chriſto erfüllt iſt, wird doch nur ſo dargeſtellt, als habe ſie ihre Beziehung auf Chriſtum gehabt lediglich in dem göttlichen Rathſchluß, nicht in dem frommen Selbſtbewußtſein des Abraham und der Seinigen.“

Nun hat Schleiermacher gewiß das große Wort von Jeſu bei Johannes gegenwärtig gehabt, wo es heißt: „Abraham freute ſich als er meinen Tag ſah.“ Ohne Zweifel iſt dies im geiſtigen Sinne gemeint, und nur ſo zu verſtehen: denn im Geiſte ſchaute Abraham die Zukunft des Gottesreiches, und alſo deſſen vollkommenen, perſönlichen Gründer, und ſeine menſchheitliche Entwickelung in allen Völkern: und Schleiermacher hat ganz recht eine dogmatiſche Begriffsreihe nicht hieran zu knüpfen. Aber die Annahme eines weſentlichen innern Zuſammenhangs, alſo einer weltgeſchichtlichen realen Entwickelung liegt doch in der Annahme, daß dem Abraham ein Bewußtſein einwohnend gedacht werden müſſe von dem Rathſchluß der Erlöſung. Ein ſolches würde die Philoſophie der Weltgeſchichte annehmen müſſen, auch wenn jene Worte uns nicht überliefert wären.

Im Paragraph 14, Zuſatz zu 3, heißt es dann weiter, in Beziehung auf die prophetiſche Eingebung:

„Was das Alte Teſtament betrifft, ſo iſt die Prophetie allein ohne Geſetz und Geſchichte nicht zu verſtehen, dies Ganze zuſammen aber ſo durchaus theokratiſch, daß wir zwar darin zwei Pole unterſcheiden können, von denen der eine das Neue Teſtament anzieht, der andere es abſtößt; daß aber abgeſehen von dem Neuen Teſtament, wenn es gelänge (was aber doch kaum anders bewerkſtelligt werden könnte als auf ihr eigenes Zeugniß hin, daß das Wort Gottes zu ihnen geſchehen ſei) Jemanden die prophetiſche

Inſpiration glauben zu machen, daraus doch kein Glaube an Chriſtum als das Ende des Geſetzes entwickelt werden könnte. Vielmehr werden wir die ganze Wahrheit wieder nur ausſprechen, wenn wir ſagen, wir glauben an die prophetiſche Eingebung nur um des Gebrauches willen, den Chriſtus und die Apoſtel von den prophetiſchen Ausſprüchen machen."

Wir müſſen dieſes durchaus in Abrede ſtellen. Wir glauben daran erſt recht, wenn wir erkennen, daß es wirklich ſo iſt: und dieſes halten wir für eine rein geſchichtliche Thatſache.

Hinſichtlich der Entwickelung des Gottesbewußtſeins ſetzt alſo Schleiermacher (und wir mit ihm, ſoweit der unendliche Faktor wirkſam iſt) die Perſönlichkeit Chriſti als etwas Urſprüngliches, ſchaut aber die vor dieſer Offenbarung Chriſti liegende Zeit auf der jüdiſchen Seite als zwei Perioden an, nämlich die Abrahamiſche und die Moſaiſche, neben welche jüdiſche Offenbarung er die Entwickelung der von Gottes Geiſt erleuchteten Heiden ſetzt (§. 156, vgl. §. 12, 2).

Das Uebel, oder das Böſe in der Welt, faßt Schleiermacher als Mitbedingung des Guten. Er ſagt darüber (§. 48, 3, Schluß):

„Es bleibt zuletzt nichts übrig, als auf der einen Seite die göttliche Mitwirkung auf Alles, was ſich ereignet, gleichmäßig zu beziehen, auf der andern Seite zu behaupten, daß Uebel an und für ſich gar nicht, ſondern nur als Mitbedingung des Guten und in Beziehung auf daſſelbe von Gott geordnet ſind."

Durch die tiefe Begründung des Begriffes der Erlöſung gelangt Schleiermacher am Schluſſe ſeines Werkes zu zwei großen Lehrſätzen (§. 168, 169):

„Die göttliche Weisheit iſt das Prinzip, welches die Welt ordnet und beſtimmt für die in der Erlöſung ſich bethätigende göttliche Selbſtmittheilung."

„Die göttliche Weisheit ist der Grund, vermöge dessen die Welt als Schauplatz der Erlösung auch die schlechthinnige Offenbarung des höchsten Wesens ist, mithin gut."

In den erläuternden Sätzen zu diesen Aussprüchen sagt er Folgendes:

„Was daraus, daß wir die göttliche Liebe auch als Weisheit setzen, zunächst folgt, ist dieses, daß wir das gesammte endliche Sein unmöglich in seiner Beziehung auf unser Gottesbewußtsein betrachten können, außer — welches wir in dem Ausdruck Welt auch immer mitdenken — als das schlechthin zusammenstimmende göttliche Kunstwerk. Denn wie auch in dem menschlichen Gebiet die richtige und vollkommene Entwerfung der Idee eines Kunstwerks das ursprüngliche Werk der Weisheit ist, so daß auch den eigentlichen Handlungen nur insofern ihr Ursprung in der Weisheit angewiesen wird, als sie sowol im Zusammenhang des ganzen Lebens als auch für sich zugleich können als Kunstwerke und Theile eines solchen angesehen werden, der vollkommenste Mensch aber derjenige wäre, dessen sämmtliche Entwürfe zu Werken und Thaten ein vollständiges Ganze der mittheilenden Selbstdarstellung bildeten: so ist auch die göttliche Weisheit nichts Anderes als das Wesen in dieser schlechthinnigen, nicht zusammengesetzt, sondern einfach und ursprünglich vollkommenen Selbstdarstellung und Mittheilung gedacht . . . . . Demnächst ist wohl vorzusehen, daß wir unsern Begriff nicht dadurch verfälschen, daß wir immer Gegensatz von Zweck und Mittel mit hineintragen. Der Grund zu dieser Vorsicht ist schon in dem Obigen gelegt. Denn schon jedes menschliche Kunstwerk ist um so vollkommener, je mehr es so in diesem Begriff aufgeht, daß innerhalb desselben nichts in diesen Gegensatz von Zweck und Mittel fällt, sondern Alles sich nur verhält wie Theil zum Ganzen, und die Mittel nur außerhalb desselben liegen; und als noch höhere Vollkommenheit zeigt sich dieses in der Anwendung auf ein ganzes menschliches Leben. Wie sollte also nicht vielmehr noch die göttliche Weisheit diesen Gegensatz so ausschließen, daß, da nichts ist außerhalb der Welt, was als Mittel gebraucht werden könnte, Alles innerhalb derselben so geordnet wäre, daß es sich in seiner Verbindung mit allem Uebrigen

betrachtet nur wie Theil zum Ganzen verhält, jedes aber einzeln für sich so sehr zugleich Mittel und Zweck ist, daß diese Betrachtungsweise sich jedesmal gleich wieder aufhebt und in die andere übergeht."

Die Schlußerklärung zu dem zweiten Lehrsatze lautet also:

„Die göttliche Weisheit führt uns als Entfaltung der Liebe hier an das Gebiet der christlichen Sittenlehre, indem uns die Aufgabe entsteht, die Welt als die gute immer mehr zur Anerkennung zu bringen, und der ursprünglich der Weltordnung zum Grunde liegenden göttlichen Idee gemäß Alles dem göttlichen Geist als Organ anzubilden, und so mit dem System der Erlösung in Verbindung zu bringen, auf daß wir in beider Hinsicht zur vollkommenen Lebensgemeinschaft mit Christo gelangen, sowol insofern als der Vater ihm Macht gegeben hat über Alles, als auch sofern er ihm immer größere Werke zeigt, als die er schon erkannt hat. Daher denn die Welt nur insofern als vollkommene Offenbarung der göttlichen Weisheit gefaßt werden kann, als der heilige Geist von der christlichen Kirche aus sich als die letzte weltbildende Kraft geltend macht."

Wir werden also in Schleiermacher den Propheten anzuerkennen haben, welcher zuerst den Gedanken der Ursprünglichkeit des Gottesbewußtseins überhaupt aufgestellt und durchgeführt hat. Und zwar hat er dieses als ein organisch in der Seele wie in der Ordnung des Weltalls begründetes Gefühl der Abhängigkeit gefaßt, und aus dem Selbstbewußtsein Jesu und der Darstellung desselben von den Aposteln so entwickelt, daß er Widersprüche vermeidet, und dagegen die bisherigen theologischen Widersprüche nachweist. Die Erlösung ist der Grundgedanke der Weltordnung, und in Christus ist der Erlöser erschienen: also auch die Versöhnung im Menschen gegeben.

Von diesem Standpunkte aus hat er auch seine Ethik an das Ergebniß der Glaubenslehre angeknüpft, wie es in

den eben vorgelegten positiven Schlußsätzen seiner Glaubenslehre ausgesprochen ist.

Beides muß als ein bleibender weltgeschichtlicher Gewinn angesehn werden. Er hat auf festen Grund gebaut, und sein Gebäude nicht abgeschlossen, sondern vielmehr auf das Bedürfniß weitern Ausbaues aufmerksam gemacht: so insbesondere in dem angehängten „Schlusse" von der göttlichen Dreiheit (§. 170—172).

# V.

## Channing.

Channing, der Bürger Neu-Englands (geb. 1780), Prediger einer unitarischen Gemeinde in Boston bis zu seinem Tode (1803—42), ist der Prophet der Vereinigten Staaten für das Bewußtsein von Gott in der Menschheit. Er trat auf als Geistlicher einer unitarischen Gemeinde, und erklärte sich, wie Locke und der große Newton gegen die athanasische Auffassung der biblischen Lehre von Vater, Sohn und Geist, also unbiblisch und der Vernunft widerstreitend. Aber er war weit davon entfernt eine arianische Glaubensformel an die Stelle der kirchlichen zu setzen. Nach seiner Anschauung ist das Dogmatische überhaupt nur ein unvollkommener Ausdruck der biblischen Wahrheiten, und eine ungenügende Darstellung der in der Schrift gegebenen Offenbarung. Das Christenthum ist göttliches Leben und Geisteskraft in der Gemeinde der Menschheit. Die christliche Gemeinschaft beruht, nach ihm, auf dem lebendigen und in der Liebe zu den Brüdern und dem aufopfernden Leben für die Menschheit thätigen und wirksamen Glauben, auf der Kindschaft Gottes, welche die Wurzel ist der wahren Brüderschaft der Menschen. Diese Lehre fand er in der ganzen Bibel, vorzüglich aber in den

Schriften des Neuen Bundes, und ganz besonders im Evangelium. Die Bibel war ihm das geschriebene Wort göttlicher Offenbarung: nicht eine Lehre, sondern vielmehr das religiöse und sittliche Bewußtsein voraussetzend. In der Begründung dieses Gedankens muß man bei Channing weder eine tiefe Metaphysik und Speculation erwarten, noch eine besondere Schärfe der geschichtlichen Kritik über die biblischen Bücher. Aber ein fast unfehlbarer gesunder Menschenverstand, geleitet von dem reinsten sittlichen Ernste, belebt von einer brennenden Liebe für die Förderung des Göttlichen in seinem Vaterlande und in der Menschheit überhaupt, und beseelt von aufopfernder Liebe für den Nächsten, verbindet sich bei ihm mit einem besonnenen geschichtlichen Glauben an das Gotteswort in der Bibel. Seine große Bedeutung für die Auslegung der Bibel liegt eben deshalb in zwei Punkten. Der erste ist, daß während er den Grundsatz der vernünftigen Auslegung unbedingt festhielt, er in der Schrift den maßgebenden, urwesenhaften religiösen Gehalt findet, welchen die rationalistischen Unitarier nur gleichsam zufällig und beiläufig, und nur innerhalb der Grenzen der gewöhnlichen Lebensmoral erkennen konnten. Der andere ist, daß die große Gemeinde der Menschheit ihm, mit ihrem vernünftigen Gewissen, der Bibel gegenüber steht, wie der Richter dem Gesetzbuche: diese Gemeinde aber ist ihm die nach Familien, Völkern und Staaten gesetzlich geordnete Menschheit.

Da Channing diese Grundsätze unermüdlich durch volksmäßiges, furchtloses Reden in Wort und Schrift zu seinem Volke bethätigte, so kann die Bedeutung dieser Persönlichkeit für die Christen der englischen Zunge nicht hoch genug angeschlagen werden. Und so erklärt es sich, wie der Mann, welchen die ältern Unitarier in den Vereinigten Staaten und

England mit Mistrauen beobachteten, und Calviniſten und Methodiſten verabſcheuten, die Freunde und Vertheidiger der Sklaverei aber fürchteten und haßten, nicht weniger wegen ſeiner Mäßigung und Beſonnenheit als wegen ſeiner klaſſiſchen Beredtſamkeit, welche an die ſchönſten alten Muſter erinnert, doch ſchon jetzt, wenige Jahrzehende nach ſeinem Tode, als großer chriſtlicher Charakter und Mann des Geiſtes, ja als Prophet des chriſtlichen Bewußtſeins der Zukunft in allen Theilen ſeines großen Vaterlandes verehrt wird: gewiß iſt er beſtimmt, auf die geiſtige Auffaſſung und praktiſche, ernſte Anwendung des Chriſtenthums in den Vereinigten Staaten einen ſteigenden Einfluß zu behaupten. *)

Channing iſt ein antiker Mann, mit einem chriſtlichen Herzen; Menſch wie ein Hellene, Bürger wie ein Römer, Chriſt wie ein Apoſtel. Man verkennt ihn, wenn man ihn als gelehrten und ſpeculativen Theologen auffaßt. Wäre er es geweſen, ſo würde er den Begriff der Erlöſung und der Verſöhnung zu verbinden gewußt haben, und es würde ihm gelungen ſein Chriſtus als den Erlöſer in ſeiner göttlichen Erhabenheit und Einzigkeit aufzufaſſen und darzu-

*) Ich habe hierbei die 13. Ausgabe von Channings Werken (8., 6 Bde., Boſton und Neuyork 1854) vor mir gehabt. Eine geiſtvolle Darſtellung des Lebens dieſes großen und guten Mannes findet der Leſer in „Oeuvres Sociales de Channing" (Paris 1854) von Herrn Edouard Laboulaye: welcher Ausgabe das Buch „De l'esclavage" (1855) gefolgt iſt, und 1857 der erſte Theil der „Traités religieux". Eine geiſtreiche engliſche Dame hat eine treffliche Schilderung des Mannes in franzöſiſcher Sprache gegeben (Paris 1857, mit Vorwort von Charles de Rémuſat). Die deutſche Ueberſetzung der Werke (in zwölf Bändchen) von Schulze und Prediger Sydow (Berlin 1851) hat mit Recht eine allgemein günſtige Aufnahme gefunden, und Verbreitung in vielen Kreiſen.

stellen: ein noch nicht befriedigtes Bedürfniß der unitarischen Gemeinden in England und den Vereinigten Staaten und vielleicht der Grund ihres Siechens.

Hiernach muß man denn auch von diesem Propheten der Gegenwart Gottes in der Menschheit keine wissenschaftliche Lösung des Problems erwarten. Aber jenes Bewußtsein strahlt aus ihm hervor, so wie er die Wirklichkeit berührt: nicht nur durch seine unbestechliche Wahrheitsliebe und seinen sittlichen Muth, sondern auch durch die gotterfüllte Behandlung. Dahin gehört vor allem seine Auffassung der Religion als einer persönlichen Angelegenheit, und die Begründung aller Erziehung auf das Bewußtsein der persönlichen sittlichen Verantwortlichkeit.

Seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer fortschreitenden Reformation, durch Niederreißung der Schranken zwischen Geistlichem und Weltlichem hinsichtlich der Geltendmachung der Religion, also durch Verstärkung des sittlichen Gehalts und Ernstes derselben, spricht er beredt aus in seiner merkwürdigen Predigt über die geistliche Freiheit (1830, Werke, deutsche Ausg., Bd. IX, S. 121 fg.), deren Schluß lautet (S. 200):

„Die Wahrheit ist, daß die christlichen Nationen einer echten Reformation bedürfen, einer Reformation, die dieses Namens werth ist. Es thut ihnen Noth, daß ihr Eifer nicht sowol auf die Verbreitung des Evangeliums in fremde Länder hingelenkt werde, als vielmehr darauf, die einfachen klaren Vorschriften desselben auf ihre täglichen Geschäfte, auf die Erziehung ihrer Kinder, auf die Behandlung ihrer Dienstboten und Angehörigen und auf ihre gesellschaftliche und religiöse Gemeinschaft anzuwenden. Es thut ihnen die Erkenntniß Noth, daß die Frömmigkeit des Menschen nicht so sehr nach seinem Bekenntniß oder seinen directen religiösen Uebungen beurtheilt werden muß, als vielmehr nach der gewissenhaften Unterwerfung

seines Willens, seiner Leidenschaften, seiner weltlichen Belänge und seiner Vorurtheile unter die anerkannten Pflichtgebote des Christenthums und insbesondere nach einer Menschenliebe, welche der Menschenliebe Jesu Christi ähnlich ist in ihren großen charakteristischen Zügen der Milde, der Thatkraft und des Ertragens. Es thut ihnen Noth, daß sie das harte Glaubensgericht über die Meinungen ihres Nächsten aufgeben und sich ernstlich bemühen, einen edlern Maßstab der Gesinnung und des Handelns für sich zu suchen und Andern mitzutheilen, als sie ihn bis jetzt aus der heiligen Schrift entnommen haben. Mit Einem Wort, sie müssen erst den wahren Gehalt und Zweck des Christenthums auf dem allein zum Ziele führenden und wirksamen Wege erkennen, indem sie nämlich dessen Geist der Liebe zu Gott und den Menschen in vollen Zügen in sich aufnehmen."

Für eine solche wahre, fortschreitende, sittliche Reformation nun fordert er im Anfang dieser Predigt Freiheit, bürgerliche und politische Freiheit, aber hervorgehend aus der christlichen geistlichen Freiheit. Er sagt (S. 132):

„Die geistliche Freiheit, welche Christus gekommen ist uns zu verleihen, besteht in sittlicher Kraft, in Selbstbeherrschung, in der Erweiterung des Gedankens und der Liebe, in der unbeschränkten und unbehinderten Wirksamkeit unserer besten Kräfte. Dies ist das edelste Gut des Christenthums und wir können uns unter allen Gütern, die Gott verleihen kann, kein größeres denken. Ich weiß, daß Vielen dies ein zu vergeistigtes Gut zu sein scheinen wird, um der Gesellschaft und der Regierung als ihr großes Endziel hingestellt zu werden. Allein unsere Zweifelsucht kann die Natur der Dinge nicht verändern. Ich weiß, wie wenig diese Freiheit verstanden und geliebt wird; ich weiß, wie sehr die Menschen Sklaven geworden sind der Sinnlichkeit, der Leidenschaft und der Welt; aber ich weiß auch, daß sie durch diese Sklaverei elend geworden sind und daß, solange diese dauert, keine gesellschaftliche Einrichtung ihnen ein Glück gewähren kann. Ich gehe nun, wie ich es als meine Absicht bezeichnet hatte, dazu über, zu zeigen, daß bürgerliche oder politische Freiheit von geringem Werthe ist, außer insofern sie aus dieser geist-

lichen Freiheit hervorgeht, der Ausdruck derselben ist und zu ihrer Belebung dient. Ich schätze bürgerliche Freiheit als das höchste Gut der Staaten, weil sie mit der kräftigen Lebensäußerung und Erhebung des Geistes im Einklange steht, ihr dient und sie fördert."

In den „Bemerkungen über das Leben und den Charakter Napoleon Bonapartes" (1828, Werke, deutsche Ausg., Bd. VIII) sagt er (S. 157):

„Die Grundwahrheit, auf welcher die Sache der Sittlichkeit und Tugend beruht, ist die, daß Rechtschaffenheit ein ewiges, unveränderliches und allgemeines Gesetz ist, welches Himmel und Erde, die Vollkommenheit in dem Wesen Gottes und die innere Uebereinstimmung und das Glück der vernünftigen Kreatur zugleich in sich schließt. In dem Maße daher, als politische Institutionen diese große Ueberzeugung erschüttern, — in dem Maße als sie lehren, daß Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe nur örtliche und nur für den einen Theil gültige Verpflichtungen seien, welche Huldigung von dem Schwachen fordern, aber vor dem Mächtigen zurück beben, — in dem Maße als sie somit die Ehrfurcht gebietende und unverletzliche Majestät des ewigen Gesetzes beleidigen, — in demselben Maße untergraben sie gerade das Fundament der Sittlichkeit des Volkes."

Dieselben Grundsätze nun verkündet er, in noch strengern Ausdrücken, seinen eigenen Mitbürgern als Gebot des Christenthums in der Schrift „Ueber die Pflicht der Freistaaten Nordamerikas". Darin heißt es (Auszüge in der deutschen Ausg., Werke, Bd. VIII, S. 175):

„Die Nation ist nicht die Quelle des Rechts. Unsere erste Verpflichtung ist nicht gegen unser Land. Unsern ersten Gehorsam schulden wir nicht seinen Gesetzen. Wir gehören zuvörderst Gott an und demnächst unserm Geschlechte. Wir sind allerdings für besondere, häusliche und nationale Verbindungen und Neigungen geschaffen worden, und diese sind wesentliche Mittel zu unserer

Erziehung und Glückſeligkeit auf der erſten Stufe unſers Daſeins. Aber alle dieſe Verbindungen müſſen in Unterwerfung gehalten werden unter dem Geſetze allgemeiner Gerechtigkeit und Menſchlichkeit. Sie haben die Beſtimmung, uns zu dieſen hinauf zu ziehen. In dieſen beſteht unſere Aehnlichkeit mit der Gottheit."

---

„Der Menſch iſt nicht das bloße Geſchöpf des Staates. Der Menſch iſt älter als die Nationen und wird die Nationen überleben. Es gibt ein Geſetz der Humanität, das urſprünglicher und göttlicher iſt als das Geſetz des Landes. Der Menſch hat höhere Anſprüche als die eines Bürgers. Er hat Rechte, welche vor allen Verfaſſungsurkunden datiren; Rechte, die nicht durch Uebereinkommen gegeben, nicht widerruflich ſind, ſondern eben ſo ewig ſind, als die Mächte und Geſetze ſeines Weſens. — Die Vernichtung des Individuums, indem man es in den Staat verſenkt, liegt dem Despotismus zum Grunde. Die Nation iſt zu oft das Grab des Menſchen. Es iſt dies um ſo unnatürlicher, als gerade der Zweck des Staates, der Organiſation des Volkes, der iſt, das Individuum in allen ſeinen Rechten zu ſichern und beſonders die Rechte der Schwachen ſicher zu ſtellen. Hier iſt der Grundgedanke der politiſchen Vereinigung. In einer unorganiſirten Geſellſchaft ohne Geſetzgebung, ohne Rechtsverwaltung haben die Rechte keine Sicherheit. Gewalt herrſcht über Recht. Dies iſt das Hauptübel in Dem, was der Naturzuſtand genannt worden iſt. Dieſen zu entfernen, dem Rechte die Oberherrſchaft über die Gewalt zu verleihen, iſt der große Gedanke, und der Endzweck der Regierung, des Staates und der politiſchen Verfaſſung. Die Rechte des Individuums liegen der bürgerlichen Geſellſchaft zu Grunde, und die Geſellſchaft, wenn ſie gehörig eingerichtet iſt, beſtätigt ſie, ſtatt ſie an ſich zu nehmen."

Dieſe Anſprache an ſein Volk ſchließt mit folgenden Worten (S. 198):

„Ich ehre die Leidenſchaft für Macht und Herrſchaft eben ſo wenig in dem Volke als in einem Könige. Sie iſt eine laſterhafte Gemüthsrichtung, finde ſie ſich wo ſie wolle. Wenn unter

Demokratie die Ausübung der Regierungsgewalt durch das Volk verſtanden wird unter allen den Veranſtaltungen und ſelbſt auferlegten Beſchränkungen, welche dahin zielen, gleiche Geſetze und die Rechte Aller und Jeder zu ſichern, ſo werde ich ſtolz darauf ſein, ihren Namen zu tragen. Aber die unbeſchränkte Menge iſt mir nicht lieber als der unbeſchränkte König. Und doch iſt in dem gegenwärtigen Augenblicke die Richtung vorwaltend, die Beſchränkungen zu entfernen, von denen die weiſe und gerechte Ausübung der Volksgewalt abhängt!"

Wenn ein ſolcher Mann, deſſen Lebenswandel, angeſichts aller ſeiner Mitbürger, dem Ernſte ſeiner chriſtlichen Worte entſprach, und ohne Makel daſteht, kein chriſtlicher Prophet von der Gegenwart Gottes in der Menſchheit iſt, ſo kenne ich keinen. Theologiſch aber iſt ſein prophetiſcher Grundgedanke dieſer, daß die Gemeinſchaft keinen andern Grund hat als das Selbſtbewußtſein Jeſu und ſein Evangelium, und daß begriffliche Ausführungen metaphyſiſcher Punkte weder das einzige noch das höchſte Symbol dieſer Gemeinſchaft ſind. Vielmehr ſoll ihm das Chriſtenthum alle Verhältniſſe des wirklichen Lebens heiligen und reinigen, und alle gemeindlichen und kirchlichen Ordnungen ſollen darauf, als auf ein göttliches Ziel, gerichtet werden, mit gleicher Berückſichtigung des Individuums und der Gemeinſchaft. Das, ſcheint mir, iſt Channings Bedeutung in der Weltgeſchichte.

## Zweites Hauptstück.

### Das Bewußtsein von Gottes Gegenwart in der Menschheit, in den Propheten der Philosophie der Weltgeschichte.

Dieser letzte Trieb des in die Tiefen der Gottheit eindringenden Geistes ist der höchste und edelste Flug der Vernunft der christlichen Arier, indem selbst die Hellenen, die Meister der Philosophie, ihre Betrachtung nicht bis dahin zu erheben im Stande waren. Diese großartige Entwickelung beginnt eigentlich erst mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, denn Bacon hatte zu Anfang des siebzehnten nur die Methode der weltgeschichtlichen Forschung geahnt und den richtigen Weg einer Verbindung des historischen und speculativen Elementes angedeutet. Erst Leibniz faßte die Idee einer Philosophie der Menschheit, und begründete mehre ihrer wichtigsten Punkte, eben sowol speculativ wie geschichtlich.

Von ihm aus trennen sich die Wege. Entschieden realistisch ist der ganz selbständig dastehende Vico, der Neapolitaner, Verfasser der „Neuen Wissenschaft" (1724 und 1742). Seinen Unterbau stellt die Einleitung zwar in etwas bizarrer Weise dar, als Erklärung eines allegorisch-hieroglyphischen

Kupferstichs vor dem Titelblatte. Aber man sieht durch diesen Schleier leicht hindurch, und erkennt, daß Vico im Besitze einer durchdachten Anschauung von dem innern Zusammenhange der Weltgeschichte war, obwol er sie, aus Mangel an Kenntniß der Thatsache, phantastisch ausbildete, und obwol er die Lücken durch Vermuthungen ausfüllte, welche die neuere Philosophie Construction der Weltgeschichte nennt. Eine seiner Grundanschauungen ist, daß die Sprache Urkunde der Einheit des Menschengeschlechts und Zeuge des Fortschrittes der Gesittung sei: eine andere ist die Bemerkung der Berührungspunkte des mosaischen und des römischen Rechtes. Die Ausführung selbst entwickelt insbesondere die Grundformen des Staatsrechtes wie des bürgerlichen Rechtes. Er erkennt in ihrem Fortschritt eine göttliche Ordnung und eine durch die Vernunft erkennbare Entwickelung. Das Einzelne ist allerdings, wie schon angedeutet, mit Ausnahme Dessen, was sich auf das römische Recht bezieht, oft phantastisch, aus Mangel an Forschung und Kritik: doch zeugt die mächtige Ergriffenheit eines so eigenthümlichen Geistes, welchem Leibnizens Leistungen und Strebungen gänzlich unbekannt waren, bedeutsam für ein von den verschiedensten Seiten sich meldendes Bedürfniß, das Bewußtsein der christlichen Menschheit von Gott in der Weltgeschichte zum Gegenstand der Erkenntniß zu machen, und somit eine Philosophie des Geistes mit einer Weltgeschichte zu verbinden.

Ohne Vico zu kennen, spricht der große Montesquieu dieselben Ideen aus, und zwar gleich ursprünglich. Der Meister der darstellenden französischen Prosa, der witzige Sittenmaler und Richter der damaligen hohlen Zustände seiner Nation, der unübertreffliche Zergliederer der innern Geschichte Athens und Roms, der welt- und rechtskundige Präsident,

nicht zum Anfange, und das socialistisch Gewerbliche hatte ein zu großes Uebergewicht gewonnen. Aber wir irren schwerlich, wenn wir in einem höchst musterhaft und ursprünglich gefaßten Satz in der Selbstbiographie der Gräfin Dudevant (George Sand)*) einen dem Munde des merkwürdigen und ernsten Mannes entlockten Schwanengesang erkennen, und sein wahres, endgültiges Glaubensbekenntniß über Gott in der Geschichte:

> „Nach der Theorie des Fortschrittes ist Gott Einer, wie die Menschheit Eine ist. Es gibt nur Eine Religion, Eine Wahrheit, älter als der Mensch: sie ist gleich ewig mit Gott, und ihre verschiedenen Offenbarungen im Menschen und durch den Menschen sind die relative und fortschreitende Wahrheit, nach den verschiedenen Phasen der Geschichte. Nichts kann einfacher, großartiger, logischer sein als diese Auffassung. Mit ihr, mit dem leitenden Faden in der einen Hand: die ewig fortschreitende Menschheit, und in der andern die Fackel: Gott ewig selbstoffenbarend und von den Menschen zu offenbaren, ist es nicht mehr möglich ungewiß zu schwanken und sich in der Geschichte der Menschen zu verirren, denn sie ist die Geschichte Gottes selbst, in seinen Beziehungen zu uns."

Das hinterlassene Werk über Dante gibt Anlaß zu ernsten Betrachtungen über das Verhältniß des Mittelalters und der politisch-religiösen Philosophie Dantes zu den Grundbedingungen der Entwickelung der christlichen Menschheit. Seine eigentlichen Herzensergießungen über die höchsten Gegenstände des Nachdenkens liegen, sicherm Vernehmen nach, in seinem Briefwechsel, dessen Erscheinen angekündigt wird.

Die zweite realistische Schule ist durchaus germanisch, und vorzugsweise deutsch: und sie hat sich neben der großen

*) „Histoire de ma vie", Tom. IV, p. 195. (Edit. de Leipzig.)

ſpeculativen Schule der kritiſchen Idealiſten — Kant, Fichte, Schelling, Hegel — entwickelt und erhalten. Hier glänzt vor allem Herder, deſſen noch nicht übertroffene „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" nicht ohne Einfluß auf die romaniſchen Völker geblieben ſind. Ihm zur Seite ſteht Leſſing, durchaus ſelbſtändig und mit eigenthümlicher Miſchung Leibniziſcher Idealiſtik und forſchender Realiſtik: auch gehört hierher der Apoſtel des Gottesbewußtſeins in der Kunſt, der unſterbliche Winckelmann. Die deutſchen Romantiker, die beiden Schlegel und Görres an der Spitze, zeigen eine ähnliche Richtung, gefärbt durch Kirchlichkeit. In allen dieſen, eben wie in Wilhelm von Humboldts Betrachtungen über die Weltgeſchichte und die Sprache insbeſondere, iſt vorherrſchend das Weltgeſchichtliche, und das Bewußtſein einer göttlichen Ordnung in demſelben, als eines Kosmos. Endlich aber hat auch der große Heros des Kosmos der Natur, Alexander von Humboldt, in faſt allen Theilen ſeiner weltumfaſſenden Forſchungen welche die Menſchheit berühren, jenen Glauben an den geiſtigen Kosmos, und ein Bewußtſein der ewigen und erkennbaren Geſetze, die ihn bewegen, erhaben und beredt ausgeſprochen.

Die genannten Männer, und Alle, welche ein Recht haben als Propheten neben ihnen genannt zu werden, ſtimmen überein in dieſem Glauben und dieſem Bewußtſein.

Die idealiſtiſche Schule endlich hatte es ſchon in Kant auf eine Erfaſſung des Wirklichen im Gebiete des Geiſtes angelegt. Dies thut ſich bei Kant nicht blos kund in ſeinen ſehr früh geſchriebenen „Betrachtungen über eine Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit vom weltbürgerlichen Standpunkte" (1758), ſondern auch in ſeiner „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" (1793). Es ſcheint ſich aus

seinem neulich wieder entdeckten Nachlaß zu ergeben (nach den daraus mitgetheilten Auszügen), daß er nach vollendetem Kreislaufe seiner speculativen, allerdings bei schon geschwächter Geisteskraft, auf eine Realphilosophie des Geistes hinging.

Fichtes Hervorheben der sittlichen Persönlichkeit würde diese Philosophie ihrem Ziele näher geführt haben, wenn er nicht mit der Geschichte und ihren Thatsachen zu titanisch verfahren wäre; aber es hat wol kein Schriftsteller Herrlicheres und Begeisterndes über einige Grundideen derselben geschrieben als Fichte.

Es wäre anmaßend, das was die beiden eigentlichen Begründer der idealistischen Philosophie der Geschichte des Geistes, in Religion, Kunst und Wissenschaft, Schelling und Hegel, Eigenthümliches und Bleibendes gefunden haben, zu besprechen, wenn man nicht eine genügende ausführliche Darstellung davon geben kann. Indem wir also Das, was wir hierüber zu sagen haben, der Einleitung zum „Organon Reale" zugewiesen, muß es uns hier genügen auszusprechen, was jedem mit dem Gegenstande und der neuern Philosophie nicht ganz Unbekannten von unserm Standpunkte als selbsteinleuchtend erscheinen wird.

Dieses nun dürfte sich zuerst in den Satz zusammenfassen lassen, daß jene Männer zwar die Vermittelung der Idee und der Geschichte zum ersten male in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Tiefe als nothwendig und als Ziel der Wissenschaft anerkannt haben, daß sie jedoch, nach allgemeinem Urtheil, nicht dahin gelangt sind, die Brücke über den Strom der Zeit von einem Ufer auf das andere zu schlagen.

Schelling setzte sich vor, in der zweiten Entwickelung seines Systems, der negativen (logischen) Philosophie des Geistes eine positive gegenüberzustellen. Das nun wird doch

wol im Allgemeinen keine andere sein können als die, welche die zeitliche Offenbarung des Ewigen in den Thatsachen der Weltgeschichte aufsucht. Dabei werden allerdings Mythologie und Offenbarung (welche beide Schelling in dieser Beziehung speculativ behandelt hat) eine bedeutende Stelle einnehmen: jedoch wird die übrige Entwickelung nicht unberücksichtigt bleiben dürfen, die der Sprache vielmehr den ersten Platz fordern. Zweitens aber wird es doch wol einer Methode bedürfen zur Erforschung der Grenzen der Speculation auf diesem Gebiete: es ist zu untersuchen, ob wirklich das Absolute in die Entwickelung gezogen werde, oder der endliche Geist allein? Drittens endlich wird es nicht weniger einer Voruntersuchung bedürfen über die Sichtung des vorliegenden Stoffes behufs des Erkennens sowol des Prinzips des besonderheitlichen Seins als seines Werdens.

Unterdessen können wir unbedenklich sagen, daß die Wissenschaft auf dem Wege ist, durch Verbindung der philologischen, historischen und philosophischen Betrachtung die Gesetze des Seins und die der Entwickelung des Geistes in der Weltgeschichte zu suchen und zu finden. Eine solche Erkenntniß wird den Glauben der Völker an eine sittliche Weltordnung bestätigen, die Gegenständlichkeit der weltgeschichtlichen Entwickelung in dem Ewigen aufzeigen, und insbesondere die ewige Wahrheit des Christenthums, als der Weltreligion, anschaulich machen.

Das Ergebniß unsers langen Weges auszusprechen bleibt dem folgenden, letzten Buche überlassen. Wir beschließen das gegenwärtige mit einer Uebersichtstafel, erstlich der unpersönlichen Geschichte des Gottesbewußtseins, darauf (von Abraham an) der persönlichen.

## Sinismus.

Das Weltall und die Familie.

**Chamismus.**
Sonne und Erde: Menschen- und Thierseele.

**Turanismus.**
Die Geister und ihre Offenbarung im Zustande der Erregung.

## Propheten.

| v. Chr. | Semitische. | Arische. | |
|---|---|---|---|
| 3000 | Abraham. | Zoroaster. | |
| 1320 | Moses. | Brahmanische Philosophen. | |
| 1250 | Die ältern Propheten. | Freie Stadtgemeinden der Achäer in Kleinasien. | |
| 950 bis 400 | Die jüngern Propheten. | Homer. Hesiod. Buddha. | Lyrik. Römischer Staat. |
| 1050 bis 170 | Heiliges Schriftthum der Betrachtung. | | Drama. Philosophie. Germanische Landgemeinde. |

## CHRISTUS.

Die Apostel — Die Märtyrer und Väter der verfolgten Gemeinde.

Die romanische, — Die germanische Entwickelung
in der Concilienkirche (Byzanz),
in der päpstlichen Kirche (Mittelalter).

Politische Bewegung, Schriftthum. — Kirchliche Bewegung, Betrachtung.

# Sechstes Buch.

# Erster Abschnitt.

## Die Ergebnisse.

---

### Einleitung.

### Zusammenfassung der Ergebnisse des Vierten und Fünften Buches, und Uebersicht des Sechsten.

Wir haben in den beiden vorhergehenden Büchern das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes aus dem Kreise der Semiten in das reichere Leben der Arier eintreten sehen: zuerst gänzlich von dem semitischen gesondert, dann sich mit demselben durchdringend. Wir haben vor unsern Augen die größten und folgenreichsten Verwandlungen jenes Bewußtseins vorüberziehen lassen. Das Gottesbewußtsein der Menschheit trat allmälig aus der theokratisch-prophetischen Stufe, der hebräischen, in ein politisch-dichterisches, das hellenische über. Dann aber stiegen durch die Vermittelung der Persönlichkeit Jesu von Nazareth und die Ursprünglichkeit des germanischen Geistes beide Standpunkte zu einem höhern empor. Der Gegensatz ward lebenskräftig aufgehoben, und zur Einheit

verklärt. Aus dieſer Vereinigung ſahen wir insbeſondere zwei großartige Bildungen emporſteigen, welche den gewonnenen höhern Standpunkt der Menſchheit beurkundeten. Das neue Gottesbewußtſein geſtaltetete zuerſt eine neue menſchheitliche Anbetung der Gottheit. Angeknüpft war dieſe an die jüdiſche, aber nicht als ihre Fortſetzung, ſondern als der Geiſt ihrer zerbrochenen Formen. Die Anknüpfung ward alſo vielmehr eine Befreiung, und gedieh zur weltgeſchichtlichen Beſeitigung des efraiſchen Moſaismus. Die Anbetung ward zunächſt befreit, ſowol von der ſittlichen Unkraft des Aeußerlichen, Ritualiſtiſchen, als von den Schranken der abgeſchloſſenen Nationalität. Bei tieferer Betrachtung offenbarte ſich uns aber die Veränderung als ein Fortſchritt von noch weitergreifender, ewiger Bedeutung. Der Ewige des Alten Bundes ſtand bis dahin ſcheinbar dem Ewigen in der Menſchenbruſt, in der Geſchichte, in der Menſchheit gegenüber: jetzt wurde die Ebenbildlichkeit verwirklicht, von welcher der Alte Bund ausgeht: Gott war geſchaut und verehrt als das ewige, lebenskräftige Prinzip der Entwickelung in der Zeit. So entſtieg dem Geiſte eine durchaus neue Anbetung, und mit ihr zugleich eine innere Ordnung der Gemeinde in ihrem Verhältniſſe zur Welt.

Als nun dieſe Bildung wieder ihrerſeits durch die Entartung und Verſetzung der Grundbegriffe der Kirche, des Gemeindeamts in Prieſterthum, des Gelöbniſſes der Aufopferung des Selbſt in ſakramentaliſches Symbol, des Wunders ins Miracel, ihre ſittliche Kraft und alſo ihre weltgeſchichtliche Stellung mehr und mehr verlor, wuchs aus denſelben Elementen, dem chriſtlichen und germaniſchen, ein doppelter Sproß neuen Lebens herſtellend und entwickelnd hervor: die religiöſe und die bürgerliche Freiheit. Dieſer Sproſſe ſetzte un-

mittelbar und organisch an das Evangelium vom Heilande der Welt, und an die germanisch-christliche Gemeinde an, das Uebrige nur als Baustoff und weltgeschichtlichen Spiegel der Nacheiferung oder der Verwerfung gebrauchend. Auf diese Weise ward, nach beiden Richtungen hin, dem religiösen und kirchlichen Leben und dem bürgerlichen und staatlichen, von innen aus die Menschheit erneuert. Nur aus dieser Innerlichkeit ist jene gesetzliche, kirchlich-staatliche Freiheit geflossen, welche die Ahnung edler Geister wie in Gesichten geschaut und verkündet, die Sehnsucht der Völker lange Jahrhunderte hindurch vergebens herbeigerufen und erfleht hatte, und an welcher die Menschheit des Mittelalters im Begriffe stand zu verzweifeln, aus Unglauben an Gottes Gegenwart in den irdischen Dingen.

So hatte sich denn von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an ein neuer Anfangspunkt gebildet, der zugleich Erfüllung des Strebens und Sehnens der vergangenen Jahrtausende war, und ein neues Leben in nie geahnter Kraft entzündet und in immer zunehmendem Umfange über den Erdkreis verbreitet.

Die bürgerliche Freiheit, in den größern Städten, besonders Italiens und Deutschlands, und ihre beiden göttlichen Kinder in der individuellen Entwickelung, die bildende Kunst und das Schriftthum der Sprachen des Volksbewußtseins, waren allmälig an die Stelle der Lehnträger und der Priester getreten, und zwar beide mit entschiedenem Gottesbewußtsein. Denn alle diese Schöpfungen waren von religiösem Gebiete und religiösen Formen ausgegangen. Durch die freien Städte und die daran geknüpfte Kunstbildung und Gesittung allein konnte im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die germanische Menschheit aufrecht erhalten werden, und das Christen-

thum ſich bewähren. Die Scholaſtik der Geiſtlichkeit kommt als Schriftthum eben ſo in zweiter Linie, wie bei der Kunſt. War das Chriſtenthum die wahre Religion; ſo mußte es freie, geſetzliche Bürger bilden, das heißt die einzige ſittliche Form der bürgerlichen Geſellſchaft; und es mußte zugleich dem frei ſchaffenden Geiſt des Künſtlers und Dichters neue Nahrung bieten. Beides geſchah bereits in jenen Anfängen: es ſtiegen Städtefreiheit, Kunſt, volksmäßiges Schriftthum in ſchönem Verein empor. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt, das Verſtändniß der Vorzeit und ihrer Herrlichkeit im klaſſiſchen Alterthum insbeſondere, durch die Wiederbelebung der griechiſchen Philologie, und endlich das letzte und größte Kind dieſes Strebens, die Befreiung der chriſtlichen Gemeinde vom Joche menſchlicher Satzungen, und der Wiſſenſchaft von hohlen Vorausſetzungen, liehen jenem Aufſchwunge neue Flügel und machten ein wahres, geſundes, kräftiges Gottesbewußtſein möglich, und bald wirklich. Die Erſchließung und Verbreitung der Bibel und das Geltendmachen des perſönlichen Gewiſſens und der darauf gegründeten unveräußerlichen Pflicht der ſittlichen Selbſtverantwortlichkeit, hatten offenbar eine neue göttliche Kraft in die Menſchheit geworfen, welche alle Ströme vergoſſenen Blutes und alle Künſte geordneter Tyrannei nicht überwältigen konnten. So war denn bereits für die Fortbildung des chriſtlich-ariſchen Gottesbewußtſeins die weltgeſchichtliche Grundlage gegeben, als gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ein großer Geiſt die höchſte Aufgabe der Zukunft, eine poſitive Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, ſich klar machte und ſeinen Zeitgenoſſen verkündigte. Leibniz erkannte, daß dem Denker und Forſcher jetzt der heilige Beruf des Hohenprieſterthums in der Neuen Welt zugefallen war, und daß es darauf ankam, dieſen Beruf mitten in

der Ermattung und innern Roheit der Gegenwart geltend zu machen. Die Männer des Gottesbewußtseins sollten die Priester der Wissenschaft des Gedankens und der Thatsachen der Entwickelung des Geistes, die Lehrer der Menschheit werden, und der Glaube an die erkannte Wahrheit sollte an die Stelle des Glaubens an die Geistlichkeit und ihre Ueberlieferung treten. So nur konnte der in der Verstockung des Mittelalters und in seiner Gottlosigkeit und Verzweiflung tief erschütterte, ja, vorzugsweise in den obern Schichten, zerrüttete Glaube der Menschen an eine allgemeine sittliche Weltordnung wieder belebt, die Menschheit vor Schwärmerei wie vor Verzweiflung an Gott und Welt bewahrt werden. Die Predigt des Evangeliums sollte Hand in Hand gehen mit der freien Forschung des Geistes über sich selbst, als des neuesten Propheten der göttlichen Weltordnung. Philosophie und Forschung mußten die Wahrheit dieses trostvollen Gedankens lehren, predigen, verbreiten. Vereint sollten sie alle darauf hinwirken, daß die Wirklichkeit in Haus, Gemeinde und Staat eine christliche werde, also eine gesetzlich freie.

Das war das letzte Stadium, in welches wir das Gottesbewußtsein eintreten sahen. Das in den Herzen der Völker lebende und von vielen Propheten der romanisch-germanischen Menschheit verkündigte Bewußtsein von der Gegenwart des lebendigen Gottes in der Menschheit sollte nun eine Wissenschaft, eine reale Erkenntniß der Wahrheit dieses Gottesbewußtseins werden.

Wir rufen uns hier noch einmal die Hauptthatsachen des christlich-arischen Lebens zurück, welche diese Erscheinung möglich und im steigenden Grade fruchtbar für die Zukunft des Menschengeschlechts machen mußten. Kunst und Schriftthum

der christlichen Arier waren der Lösung jener Aufgabe in ihren Wegen so nahe getreten als je in der Weltgeschichte. Von Giotto bis Raphael und Michel Angelo in der Kunst, von Dante bis Shakspeare und Milton in Epos und Drama, von Luther bis Paul Gerhard und Scheffler im geistlichen Liede, von Johann Arndt bis Gottfried Arnold in Ergüssen der Andacht des geistigen Gebets, hatte sich am Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ein glänzender Lichtstrahl um die Menschheit gezogen. Die kirchliche Reformation von Luther und Calvin, und die damit eng zusammenhängende Wissenschaft des klassischen Alterthums und Erziehung durch dasselbe, hatte jenen Bestrebungen die ihnen fehlende Volksmäßigkeit gegeben.

Endlich fehlte auch die Verwirklichung des neuen Gottesbewußtseins im Leben nicht. Die Freiheit des Geistes hatte die Freiheit des öffentlichen Lebens theils gestärkt und gereinigt, wie in der Schweiz, theils neu geschaffen wie in Holland, und zuletzt in England. Hier ward durch die Tugend und Tapferkeit der mittlern Klassen und eines Theils des Adels, und zuletzt durch die Erhebung fast des ganzen Volkes und die Kraft eines fürstlichen Helden und Hortes der Freiheit, dem arischen Geiste eine Grundlage weltgeschichtlicher Entwickelung von unberechenbaren Folgen gegeben.

In allen diesen Bewegungen war es die freie Gemeinde des Evangeliums, welche die freie, bürgerliche und staatliche Gemeinde vorbildlich gründete, von ihrem Ursprung an. Mehr und mehr ward empfunden, daß das evangelische Gottesbewußtsein sich dadurch bewähren müßte, daß es strebte volklich und staatlich zu werden. Gott wollte Mensch werden als christliches Volk und christlicher Staat. Für die Bildung eines weitern Gottesreiches auf der Erde,

als das Alterthum und die freien Städte des Mittelalters darboten, hatte nun der germaniſche Geiſt von Anfang an die Idee des freien Landes in ſich getragen und nach Kräften feſtgehalten und fortgebildet. Nicht die Stadt und eine herrſchende Stadtgemeinde ſollte und konnte die Grundlage der Freiheit ſein, welche jetzt von ihm angeſtrebt wurde. Er wollte ſich, in der Fülle des evangeliſchen Bewußtſeins von Gottes Gegenwart in der Welt, zur Darſtellung einer geſetzlich freien Landesgemeinde erheben, deren Grundlage ſtädtiſche Freiheiten und die alten Gauverfaſſungen waren, alſo im Allgemeinen Selbſtverwaltung der eigenen Angelegenheiten, als lebendige, thatkräftige Befähigung zur Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten und dem höchſten öffentlichen Leben durch Landesvertretung. Nicht mehr die Stadt mit ihrem Gebiete, das ganze Land wurde hierdurch Träger der Freiheit und des vollen Volksbewußtſeins, und zwar in immer größern Kreiſen. Deutſchland war das Vaterland der Reformation, aber nicht die Heimat des dadurch geweckten Lebens geworden. Die Schulſtreitigkeiten der Theologen, und die Verſchwörung der Päpſte mit den katholiſchen Dynaſtien hatten zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts einen mörderiſchen Krieg hervorgerufen, welcher nach dreißig Jahren ganz Deutſchland zerſtört, verwüſtet, die eine Hälfte aber, wie in den Niederlanden, wieder in doppelter Knechtſchaft gelaſſen hatte. Ein großer Fürſt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, legte jedoch um die Mitte des Jahrhunderts dort den Grund der Freiheit durch eine redliche Dictatur: ein Geſchlecht, ehe Leibniz den deutſchen Geiſt auf die Höhe des denkenden Gottesbewußtſeins erhob, durch die von ihm begründete Philoſophie und Forſchung des Geiſtes, wie er in der Geſchichte ſich offenbart. Spinoza hatte in dieſes Gebiet

nicht eindringen können, und Baco von Verulam hatte die Philoſophie der Geſchichte noch weniger berührt als die gelehrte Forſchung, obwol er ſchon die vorbereitenden Bahnen gezeichnet, welche darauf führen mußten.

Das waren die europäiſchen Zuſtände, als gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Genius von Leibniz an jene große Aufgabe ging, die Selbſtändigkeit des perſönlichen Geiſtes und die Wirklichkeit der menſchlichen Entwickelung als einer göttlichen, philoſophiſch zu begründen und zwar durch Speculation und Forſchung zugleich. Dieſes Streben war europäiſch und chriſtlich, und ergriff die ganze europäiſche Menſchheit: insbeſondere jedoch die der evangeliſchen Völker; denn in den romaniſchen fand ſich die freie Wiſſenſchaft im Streite mit dem Beſtehenden. Es wuchs insbeſondere naturgemäß hervor aus dem innerſten Weſen des deutſchen Geiſtes: und ſo ſind bis jetzt die meiſten Führer auf dieſem Pfade deutſche Philoſophen und Gelehrte geweſen. Der gegebene Anſtoß greift tief in die deutſche Bildung ein durch den befruchtenden Einfluß der ſpeculativen Ideen: dieſe ſelbſt gewinnen eine volksthümliche Form, und die Werke der Schule werden ein ſehr bedeutender Theil des deutſchen Schriftthums. Wir ſehen aber bereits jetzt, wie auch der zuerſt ſich dabei als verneinend zeigende franzöſiſche Geiſt, und der zuwartende engliſche in dieſen Strom weltgeſchichtlicher Betrachtung hineingeriſſen werden. Ja Deutſchland wird einer neuen Anſtrengung bedürfen, um mit Dem, was ſich in England, ſowie in den romaniſchen Ländern, insbeſondere in Frankreich und Italien vorbereitet, Schritt zu halten in der allgemein angeſtrebten poſitiven oder Realphiloſophie des Geiſtes.

Dieſe Entwickelung des Gottesbewußtſeins als Wiſſenſchaft der Weltgeſchichte bildet nicht allein eine in ſich ſelbſt

zusammenhängende und untrennbare Reihe; er beurkundet auch einen entschiedenen Fortschritt der realen Entwickelung des Göttlichen in der Welt selbst. Er offenbart das Fortschreiten des ins Werden gesetzten göttlichen Geistes. Es liegt augenscheinlich im Wesen, im Urgedanken des im Endlichen sich entwickelnden Göttlichen, daß es zum Bewußtsein seiner Wahrheit durch den Begriff seiner selbst gelange. Das nun haben Sokrates, Plato und Aristoteles bereits nicht allein geglaubt, sondern in Dem, worin sie einig sind, dem sittlichen, geistigen Grundgedanken des Sokrates, für alle Zeiten bewiesen. Aber auch die gelungenste rein dialektische Entwickelung ist noch nicht das höchste Ziel; einer unserer großen Denker selbst hat sie negative Philosophie genannt in Beziehung auf jene Offenbarung des Geistes: er hat ihren Gegensatz, die positive Philosophie des Geistes, gefordert, wenn auch nicht schon selbst gegeben. Speculation und Forschung sind die beiden nothwendigen Vorstufen zur weltgeschichtlichen Darstellung der Entwickelung selbst, und zur Veranschaulichung der Gesetze derselben als der des göttlichen Kosmos des Geistes im Endlichen. Historie und Philosophie müssen für diese Darstellung zusammenwirken, nicht um ihre Selbständigkeit zu verlieren, sondern um ihr Höchstes in gemeinsamer Wirkung zu leisten.

Von diesem Standpunkte eröffnen sich uns zwei Betrachtungsreihen. Die eine wird die vorliegende wissenschaftliche Aufgabe des Aufbaus einer realen oder positiven Philosophie der Weltgeschichte zum Ziele haben: die andere die Ergebnisse und Folgerungen, welche wir schon jetzt im Stande sind aus den bisher vorgetragenen historischen Thatsachen der Entwickelung des Gottesbewußtseins zu ziehen.

Was die erſte Betrachtung angeht, ſo haben wir darüber hier nur Folgendes zu ſagen. Es wird zur Begründung einer realen Philoſophie des Geiſtes, deren höchſter Punkt das Gottesbewußtſein wäre, zuerſt einer urkundlichen und möglichſt anſchaulichen Darſtellung der bisherigen philoſophiſchen Behandlung des Gegenſtandes bedürfen, alſo aller Erſcheinungen, welche das Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in der Geſchichte betreffen. Dieſes dürfte wol nicht ohne eine methodiſche Erörterung der ſchlagendſten Ausſprüche jener Männer bewerkſtelligt werden können. Dadurch allein wird ja der Leſer befähigt ſelbſt zu urtheilen: mehre der hierher gehörigen Schriften ſind aber zum Theil vergeſſen, zum Theil jetzt wenigſtens den Gebildeten nicht ſo bekannt und geläufig, als ſie es verdienen. Dazu kommen eingeſtreute Stellen über jene Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, welche nicht allein Muſter klaſſiſcher Darſtellung erhabener Ideen, ſondern auch von bleibendem philoſophiſchen Gehalte ſind. Sie erläutern oft die rein ſpeculativen Grundgedanken, ſowie ſie allerdings auch oft von ihnen erſt das rechte Verſtändniß erhalten.

Einer ſolchen möglichſt gedrängten, urkundlichen Darſtellung wird eine geſchichtliche und philoſophiſche Kritik zur Seite gehen müſſen, damit ſich herausſtelle, in welchem Maße durch jene Denker die große Aufgabe ſelbſt, das Verſtändniß des Gottesbewußtſeins in der Weltgeſchichte, gefördert oder gelöſt ſei.

Durch dieſe Behandlung wird dem Leſer, ſo ſcheint uns, die Richtigkeit dreier Behauptungen ſich bewähren, die wir mehrmals im Werke ſelbſt ausgeſprochen haben. Wir meinen zuerſt die Anſicht, daß die ſpeculative Begründung der Wiſſenſchaft, und bis zu einem gewiſſen Grade die welt-

geſchichtliche Darſtellung, jener ſittlichen Weltordnung den gemeinſamen Mittelpunkt der ſpeculativen Syſteme bilde. Zweitens, daß die Methode, die Geſetze der Entwickelung der Menſchheit aufzufinden, und zwar vom Standpunkte des Gottesbewußtſeins aus, insbeſondere der theils bewußte, theils unbewußte Zielpunkt der großen kritiſchen Schule der Philoſophie des Geiſtes geweſen. Drittens, daß dieſes Streben der Leibnizſchen und Kantſchen Schulen eine organiſche Entwickelung darſtelle, auf welcher fortzubauen ſei, mit Hinzuziehung einer philoſophiſchen Behandlung des Geſchichtlichen. Alſo erſt durch Verbindung dieſer beiden Elemente kann von einer ſichern ſpeculativen Grundlegung der poſitiven Philoſophie der Geſchichte die Rede ſein. Durch jene organiſche Verbindung dürfen wir hoffen im Stande zu ſein, die Aufgabe der Gegenwart vollſtändig zu erkennen und ihre Löſung weiter anzubahnen.

Die zweite Reihe der Betrachtungen wird alſo ausſchließlich den Gegenſtand dieſes letzten Buches bilden. Wir haben dabei zweierlei ins Auge zu faſſen: einmal die unmittelbaren, allgemeinen Ergebniſſe der Thatſachen der vier vorhergehenden Bücher: dann die daraus zu ziehenden Folgerungen für die gegenwärtigen Zuſtände. Beide Betrachtungen, beſonders die letztere, werden uns auf die Grundannahmen und den Ausgangspunkt des Erſten Buches zurückführen, und hoffentlich das dort Ausgeſprochene oder Angedeutete genügend beſtätigen.

Die Ergebniſſe werden auf dem Gebiete der vorgeführten Entwickelung des Gottesbewußtſeins als einer Zeitreihe beginnen. Wir ſtellen die Frage: hat die zeitliche Entwickelung einen Zuſammenhang in ſich, und welchen? Wir werden dann weiter fragen: bildet die geſchichtliche Entwickelungsreihe eine innere Einheit? Zeigt ſie einen Fortſchritt?

Endlich, ſcheinen ſich, nach dem Grundſatze der Analogie und Induction, Geſetze der Entwickelung und des Unterganges einer gegebenen Nation oder Epoche zu offenbaren? Und was iſt das letzte Wort dieſer Ergebniſſe für die Entwickelung der Menſchheit?

Hierbei werden wir, wie es ſcheint, zu fünf großen Sätzen geführt, welche an der Spitze der fünf Hauptſtücke dieſes Abſchnittes ausgeſprochen ſind.

Sind dieſe Ergebniſſe weſentlich wahr, nach dem Zeugniſſe der Menſchheit ſelbſt, wie wir daſſelbe urkundlich vorgelegt; ſo müſſen daraus nicht minder bedeutende Folgerungen fließen für die Gegenwart und die geſammte Zukunft. Erſt an dieſer Stelle angelangt, werden wir im Stande ſein auf die Beantwortung der im Erſten Buche von uns aufgeſtellten Fragen einzugehen. Da wir nun von der weſentlichen Wahrheit unſerer bisherigen urkundlichen Betrachtung eben ſo überzeugt ſind als von unſerm Daſein; ſo dürfen wir allerdings uns der Pflicht nicht entziehen, auch den Zuſtänden der Gegenwart ins Auge zu ſchauen, inſofern ſie mit jener Betrachtung unmittelbar zuſammenhängen. Da jedoch unſer Werk eben ſo wenig eine praktiſche Zweckſchrift ſein ſoll als eine theoretiſche Speculation; ſo werden wir in dieſem zweiten Abſchnitte uns innerhalb der engſten Schranken allgemeiner hiſtoriſch-philoſophiſcher Betrachtung halten.

# Erstes Hauptstück.

## Das weltgeschichtliche Ergebniß.

Die Entwickelung des Gottesbewußtseins in der Zeit geht nach Menschenstämmen und Persönlichkeiten, und ruht, vermittelst der Sprache, auf einem geschichtlichen Zusammenhange.

Wir haben eine fast fünftausendjährige Entwickelung des Bewußtseins der Menschheit von der Gegenwart des Göttlichen in der Welt uns vorgeführt. Allerdings sind manche Sprachen und Völker, Heroen und ihre Thaten untergegangen im Strome der Weltgeschichte, aber das Weltbildende ist eben was als das Edelste sich erhalten hat. Es fragt sich nun, ob in dieser Reihe sich ein erkenntlicher Zusammenhang kund gebe, und welcher? ob eine Einheit des Fortschreitens sich zeige? und ob und inwiefern diese Einheit mit der durch die Sprache beurkundeten Stammentwickelung der Menschheit zusammenfalle? Alle Geschichte des Gottesbewußtseins ruht auf der Sprache, nicht allein als geschichtlicher Urkunde, sondern auch als der Urthat des Geistes.

Die Stammentwickelung stellt sich durch die vergleichende Sprachwissenschaft, wie in den von uns englisch herausgegebenen „Umrissen der Philosophie der Sprache und Religion" nachgewiesen ist, in folgendem Schema dar:

**Der Sinismus,**
die reine Substanzsprache.

| **Der Chamismus,** | **Der Turanismus,** |
| --- | --- |
| die Anfänge der organischen Formsprache: erhalten durch die ägyptische Abzweigung aus Westasien. | die Agglutinations- oder Partikelsprache: in vielen fortschreitenden Stufen. |
| **Der Semitismus,** | **Der Arismus,** |
| das Fortschreiten der Formsprache zur dreibuchstabigen (zweisilbigen) Wurzelbildung und zur Abwandelung des Prädikatbegriffs. | die vollkommene Formsprache. |

Aus der im östlichsten Südasien (dem nördlichen Theile des chinesischen Reiches) gebildeten und festgewordenen Ursprache schreitet die Menschensprache in Mittelasien durch zwei Reihen vorwärts. Die eine östliche, ist um den Altai und die Quellenländer des Orus und Jaxartes geschart, und dringt von da südlich und westlich vor. Die andere, westliche, zieht von den Quellenländern des Euphrat und Tigris aus südlich bis nach Arabien, und durch Palästina nach Aegypten.

Man kann also sagen, daß die Arier durch eine neue Ausprägung sich aus den fortgeschrittenen Turaniern gebildet, die Semiten aber aus einer Fortbildung des asiatischen Chamismus hervorgegangen sind. Endlich aber ist es thatsächlich nachweisbar und erwiesen, daß die ältesten turanischen Bildungen in Tibet chinesische Wörter als Stoff verbrauchen und ausprägen, und daß die arischen Wurzeln, welche sich im Semitischen finden, aus demselben Urstamme hervorgegangen sind.

Betrachten wir nun die uns vorliegende Entwickelungsreihe des Gottesbewußtseins in Religion, im gemeinsamen Leben, in Kunst und Wissenschaft; so stellt sich folgender Parallelismus dar.

I. Das Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in den Dingen offenbart ſich zuerſt als die Anſchauung des Göttlichen im Sternenhimmel über der Erde und im Familienkreiſe auf der Erde. Die erſte Anſchauung ſetzt das Bewußtſein eines großen geordneten Ganzen in der Schöpfung voraus, des phyſiſchen Kosmos (Himmels). Dieſe Anſchauung erſcheint nicht allein als die Grundlage des Gottesbewußtſeins in den älteſten Urkunden dieſes ſeit der Urzeit gebildeten und bildenden Volkes der Erde, der Chineſen: ſie iſt auch tief beurkundet in der Sprache. Dieſe iſt an ſich die älteſte denkbare Form der begrifflichen Bezeichnung der Dinge, weil ſie einen durchaus ſubſtantiellen Charakter trägt: ſie ſetzt keine andere Sprachbildung voraus, und wird ſelbſt von allen andern Sprachbildungen vorausgeſetzt. Beide Anſchauungen, die religiöſe und die ſprachliche, ſind an die rein formale Auffaſſung jenes Ganzen gefeſſelt, weil der Geiſt noch zu ſehr von der äußern Welt überwältigt iſt. Der Geiſt iſt wirkſam, aber kommt ſelbſt nicht zum Bewußtſein. Er iſt wie das Kind, welches in der dritten Perſon von ſich ſpricht. Wie das einzelne Silbenwort ihm Alles iſt, Nennwort und Zeitwort, und in beiden ein verſtändliches Eigenſchaftswort, ſo iſt ihm der Himmel (tien) Ordnung und Gedanke, Begriff und Wille zugleich.

Es kann zuerſt ſeltſam erſcheinen, daß dieſer Anſchauung ganz unvermittelt im Gottesdienſte die Verehrung der Seelen der verſtorbenen Vorfahren zur Seite ſteht. Und doch iſt dieſes ganz analog, und im Charakter der erſten Stufe. Der eine Pol des Bewußtſeins iſt der Kosmos in ſeiner Ungetheiltheit, alſo die erſte Stufe des natürlichen Gottesbewußtſeins. Der andere Pol iſt das Urverhältniß der Menſchheit, die Verbindung der ſich folgenden Menſchengeſchlechter durch den Glauben an eine über das Einzelleben erhabene Verbin-

dung der Seelen, und an die Bedeutung des Erdenlebens. In allen höhern Sphären des gemeinsamen Lebens wird die Gegenwart Gottes in der Geschichte thatsächlich angenommen, aber diese Geschichte ist nur ein Nacheinander, eine Folge, ohne ursachlichen Zusammenhang. Der Himmel und die Familie: dazwischen kein Bewußtsein des Göttlichen.

Hier ist also die Zeitordnung und die innere Stellung dieselbe: Sprachstufe und religiöse Stufe sind parallel.

II. Die nächste Stufe der Entwickelung des Gottesbewußtseins stellt der Turanismus dar, dessen älteste Form einige tibetanische Sprachen beurkunden. Wie der Chamismus das Mittelalter des Westens, so ist der Turanismus das Mittelalter des Ostens. Nur sind hier jene ersten Anfänge der Formsprache noch erhalten, welche in Westasien untergingen. Der Turanismus erhebt sich aber bald über diese Stufe des Hervorarbeitens des Geistes aus der Starrheit der Satzsprache zu Bildungen, welche dem Chamismus vollkommen ebenbürtig sind. Doch fehlt auch in den höchsten Sprossen des turanischen Sprachtriebes die individualisirende Ausprägung der beiden höhern, semitischen und arischen, Bildungen der Formsprache. Es fehlt der Stempel der Persönlichkeit. Und es ist gerade der Mangel des besonnenen Geistes, welcher das Eigenthümliche des turanischen Bewußtseins von der göttlichen Gegenwart bildet. Der Geist ist auf der Gottesbahn des Bewußtseins bereits vorgeschritten; er fühlt sich bisweilen dem erscheinenden Weltganzen als ein frei Wollender, als ein Beherrschender, gegenüber: aber das ist nicht sein normaler Zustand, sondern die Eigenthümlichkeit einer äußersten Erregung, eines Außersichseins. Das Gottesbewußtsein erscheint ihm also nur als höchste Naturerregung des Geistes, es ist wie der ekstatische Zustand der Hellsehenden: der Mensch ist also

in einem leidenden und leidenschaftlichen, orgiastischen Zustande. So kann denn die Gottesverehrung auch nur ein Streben nach der Ekstase sein. Das Gegenständliche dieses Bewußtseins verschwindet. Wir kennen jetzt diesen Zustand aus Castren, besonders aber aus den Actenstücken des Nationalwerkes der Vereinigten Staaten über die Ureinwohner Amerikas.

Sinkt eine solche rein subjective Erregung zu ihrem tiefsten Punkte, so können wir uns die Entstehung des Fetischismus denken, wie das Heften des Bewußtseins an einen Baum ist, als den gewählten Sitz der Gottheit: in ähnlicher Weise bildet sich im Chamismus der Schlangendienst und die Verehrung lebendiger Thiere, welche wir in so vielen Theilen Afrikas neben jenem Fetischismus finden. Beide unterscheiden sich von dem Bethyliendienste der ältesten Semiten dadurch, daß hier ein Sinnbild des im Sternenhimmel dargestellten Kosmos, des Uranos oder des Bel, verehrt wird.

Die Formel des Turanismus, von seinem Mittelpunkte aus gefaßt, wo er mit dem Chamismus parallel läuft, wird also etwa diese sein. Er ist ein Hervorstreben des Geistigen und Psychischen, aber in einer leidenschaftlichen Form: ein Suchen der Gegenwart des göttlichen Geistes auf dem Wege der Bewußtlosigkeit, und seiner Wirkungen unter der Form der Zauberei. Ein solches Gottesbewußtsein kann weder Kunst und Wissenschaft noch Staat bilden in fester geregelter Ordnung: denn es ist alles nur Erregung des Augenblicks. Der Abschluß fehlt hier noch mehr als auf der Seite des Chamismus. Statt der Starrheit des Mumienwesens ist dagegen die Roheit und Barbarei zu fürchten: das göttliche Maß fehlt. Die Schauer des Volkes werden keine Propheten: die großen Führer keine Herren: aber zu beiden ist ein Ansatz da.

III. Die parallele westliche Stufe des Gottesbewußtseins ist die chamitische, also dem Ursprunge nach die westasiatische, geschichtlich die ägyptische. Die Erscheinung im Nilthale bedingt aber eine untergegangene erste Entwickelung des Chamitischen in Asien. Auch hier ist der sicherste Spiegel die Sprache. Sie setzt, ihrer Stufe nach, die Ueberwindung der starren Substanz voraus: der Geist hat sich aus Satzwörtern vollständige Redetheile gebildet, ohne in dem starren Ansetzen bloßer Partikeln befangen zu bleiben. Er hat sich einen Ausdruck gesucht und gefunden für die Verhältnisse der Dinge unter einander im Satze, und für sein eigenes Verhältniß als das Setzende zu dem Gesetzten. Diese Stufe kann also schon sprachlich noch weniger für eine ursprüngliche gelten als der älteste Turanismus, selbst in jener frühesten untergegangenen asiatischen Form. Diese aber muß in Asien entsprossen sein, und zwar im westlichen Asien: denn die zwei Thatsachen stehen unbestritten da, einmal daß die Fürwörter und andere urälteste grammatische Formen im Aegyptischen identisch sind mit semitischen; und dann, daß die meisten uns bekannten ägyptischen Wurzeln sich als semitische, und zwar als deren einfachste Form nachweisen lassen.

Dieselbe Stellung nun werden wir, nach dem oben Vorgetragenen, ihrer innern Beschaffenheit wegen, dem ägyptischen Gottesbewußtsein anweisen müssen. Es ist nicht mehr der Kosmos, noch sind es blos die Seelen der Vorfahren, welche dieses Bewußtsein der Gegenwart Gottes beherrschen: es ist schon eine organische Theilung eingetreten in der Anschauung des Weltalls, wobei die Sonne und ihr Wandeln durch das Jahr den Mittelpunkt bilden. Endlich ist der Geist sich seines unmittelbaren Verhältnisses zu Demjenigen bewußt, was die Welt zu einem geordneten Ganzen macht, und das Geschick

der Seele im Weltall ist der geistige Mittelpunkt dieses Bewußtseins. So wird denn auch aus der Familie die Landschaft und der Staat, mit entschiedenem Gottesbewußtsein der persönlichen Freiheit, trotz des Kastenzwangs. Endlich zeigt sich eine klassische Architektur und eine edle bildende Kunst, welche die Thiergestalt lebendig und den menschlichen Wunderbau kunstgerecht darstellt. Also auch in diesen beiden Entwickelungen gehen Sprachstufe und religiöses Bewußtsein parallel.

IV. Eine eigenthümliche Besonnenheit des Geistes zeigt sich in allen Zweigen der nächsten Bildung, des Semitischen, den Triumph feiert sie aber in dem abrahamisch-mosaischen Gottesbewußtsein eines unter Kanaanitern ansässigen chaldäischen Stammes. Wie die Sprache, so offenbart das Gottesbewußtsein hier allenthalben eine erstaunenswerthe Besonnenheit. Durch das Uebergewicht des weltlichen Elements wird jedoch anderwärts das Streben nach Gewinn und Erwerb übermäßig hervorgehoben, und das Gottesbewußtsein fällt ins Orgiastische, das innerliche Opfergefühl artet aus in Molochsdienst. In jenem gesegneten Stamme aber erhebt sich das Gottesbewußtsein zum Erkennen des Ewigen als des von allem Gewordenen und Werdenden Unterschiedenen. Der Glaube an dieses Ewige schließt jedoch so wenig den Glauben an dessen Gegenwart unter den Menschen aus, daß er vielmehr als der sich im Gemüthe offenbarende Walter ihres Geschickes angesehen wird. Doch ist dabei der Gegensatz des Unendlichen und Endlichen, auch dem Geiste des Menschen gegenüber so streng festgehalten, daß später die Wesenseinheit des Ewigen und des endlichen Geistigen zurückgedrängt wird. Das nothwendige Gegenstück zur Entgegensetzung, die Anerkennung der Einheit fehlt, und dieser Mangel wird von

Esras Zeit an schmerzlich fühlbar. Da die göttliche Persönlichkeit ihre Darstellung nicht findet im Ideale der Menschheit, so verbindet sich der Begriff der Ausschließlichkeit mit der Idee des Ewigen, und es entsteht eine Entfremdung Gottes von dem Menschen, als Theiles der Welt, und dadurch eine Starrheit der Formen, welche doch an sich nichts sind. Zu welchem Fatalismus jene Scheidung im semitischen Geiste führen kann, zeigt die Religion Muhammeds.

Jenem höchsten semitischen Gottesbewußtsein entspricht nur zum Theil der Sprachsemitismus. Durch die Dreibuchstabigkeit in der Wurzelbildung tritt allerdings die volle Ueberwindung des Monosyllabismus ein, durch die Formwörter wird der Agglutination vorgebeugt. Zeitwort und Nennwort treten als Kern der Sprache hervor, und unterordnen sich die Verhältnißwörter. Aber gegenüber dem arischen Sprossen erscheint die Sprache beschrankt in Wort- und Satzbildung. Auch zeigt der Geist im Satze seine setzende Thätigkeit noch nicht durch das substantivische abstracte Zeitwort des Seins als Copula, sondern deutet sie nur an vermittelst des Fürwortes der dritten Person. Also hier ist ein wahres Wunder: ein Wunder der göttlichen Kraft des sittlichen Geistes im religiösen Gottesbewußtsein.

V. Das Gottesbewußtsein des Arismus haben wir soeben in der Einleitung zu diesem Buche zusammenfassend dargestellt, und die Herrlichkeit seiner Sprachbildung ist als Vorbildung der Herrlichkeit der Kunst, und Wissenschaft in allen Stufen der arischen Entwickelung nachgewiesen. Der asiatische Arier machte sich noch nicht hinlänglich los von dem Turanismus, mit welchem er fast dauernd zu kämpfen hatte, innerlich wie äußerlich: er gelangte höchstens, hier und da, zur freien Genossenschaft. Erst in dem kleinasiatischen und

dem europäiſchen Hellenen ward das Bewußtſein Gottes in der freien bürgerlichen Gemeinde mächtig, und trieb den freien Staat hervor. Die höchſte Stufe des Bewußtſeins der Gegenwart der Gottheit in der Seele ſelbſt ward aber vom Arier erſt beſtiegen, als er in das durch Jeſus verklärte und vervollſtändigte Judenthum eingeführt worden war: wieder zwei Wunder des Geiſtes, die innere Kraft der Perſönlichkeit und die Wirkung ihres Geiſtes auf die Menſchheit.

Dieſes ungefähr ſind die kürzeſten Formeln der geſchichtlichen Entwickelung vom Standpunkte des Gottesbewußtſeins aus. Ehe wir in die Betrachtungen eingehen, zu welchen uns das Einzelne auffordert, wollen wir zuvörderſt die gewonnene große Thatſache feſthalten:

> daß das Gottesbewußtſein, als Bewußtſein der Gegenwart des Göttlichen in der Welt und unter den Menſchen ſich auf allen Stufen der Menſchengeſchichte findet, und zwar als urkräftig wirkſam in der Religion, in dem geſetzigen Leben, in der Geſittung.

Sollte dieſe Thatſache nicht auf die Urſprünglichkeit dieſes Bewußtſeins hinweiſen? Wir finden aber zweitens:

> daß Sprache und Religion die urſprünglichen Werke und Thaten des menſchlichen Geiſtes ſind, und daß die Religion ſich nur durch ein Wunder des Geiſtes über die Sprachſtufe erhoben hat.

Dieſe Thatſache iſt nachweisbar in den meiſten Religionsſyſtemen, am urkundlichſten aber zu verfolgen in der Bildung einer jeden gegebenen Sprache. Alles führt uns dahin anzunehmen, daß der Menſch ſich durch die innerliche Organiſation ſeiner Natur gedrungen fühlt Religion zu bilden, wie er Sprache bildet, nämlich als Darſtellung und Verwirklichung eines ihm einwohnenden

Geisteslebens durch einen urſprünglichen Bildungs- und Kunſttrieb, welcher der Wahrnehmung der Außenwelt vermittelſt der Vernunft zur Seite ſteht. Damit wird alſo ſchon durch die bloße Thatſächlichkeit der Geſchichte ausgeſchloſſen jede Art von abſichtlicher Religionsbildung, zu irgend einem Zwecke, ſei es der Herrſchaft, oder des Truges, oder der bürgerlichen Ordnung. Alles Organiſche iſt ſelbſtwirkend aus innerer Weſenskraft, und es iſt mit ihm eine innere Nothwendigkeit der Verwirklichung geſetzt, welche es gilt in beſonnene Freiheit zu verklären. Sprache und Religion ſind unentbehrlich für die bürgerliche Ordnung, und können zu allen guten wie böſen Zwecken gebraucht werden, aber ſie ſind nicht aus einer Berechnung für ſolche Zwecke hervorgegangen.

Groß und bedeutſam wie dieſe Thatſachen von der Urſprünglichkeit und dem zeitlichen Zuſammenhange jener Bildungen des Gottesbewußtſeins ſind, ſo ſtehen wir doch noch erſt an der äußerſten Schwelle. Treten wir dem Heiligthume näher! Iſt das Gottesbewußtſein urſprünglich, ſo fragt es ſich, inwiefern die ſpätern Bildungen mit den frühern in Verbindung ſtehen? Gab es vielleicht eine urſprüngliche Ueberlieferung, in einem wunderbar begabten Urvolke, von welchem aus ſich die Erleuchtung als Sprache und Religion unter andern Völkern verbreitete? Oder kommt die Erleuchtung durch Magie, mechaniſch? Alsdann wäre Religion wie Sprache (was ſogar Philoſophen behauptet haben) nur die „Ueberlieferung höherer Weſen", oder „das Erbtheil eines bevorzugten Geſchlechtes": oder ſie iſt einfach eine Einrichterung. Wird nicht dieſer Gedanke, in einer beſondern Form ausgebildet, als Lehre der Bibel vorgetragen? Betrachten wir auch hierfür die Ergebniſſe der von uns ermittelten und vorgelegten Thatſachen.

## Zweites Hauptstück.

### Das realphilosophische Ergebniß.

Das Gottesbewußtsein ist der wirksame Grund aller Gesittung: es zeigt sich dabei nicht ein geschichtlicher Einfluß früherer Stufen und älterer Stämme, sondern die Einheit der in der Menschheit wirkenden göttlichen fortschreitenden Kraft, und der Einfluß hoher geistiger Persönlichkeiten.

Wir haben hier nur vor allem den Wahn zu beseitigen, als gäbe es eine geheime oder verlorene Ueberlieferung religiöser Ideen von einem der Völker jener weltbildenden Reiche. Unsere ganze Forschung hat uns auf jeder Stufe das Gegentheil bewiesen. So wenig als Zoroaster von Abraham, oder dieser von jenem begeistert ward, so wenig kann eine solche Ueberlieferung für die Vorhalle des bewußten Geistes, die Zeit jenseit 3000 v. Chr. angenommen werden. Die Wurzeln Abrahams liegen in Chaldäa, die Wurzeln Zoroasters im mittlern oder nördlichen Hochasien. Wir haben beide aufgedeckt vor uns, jene in den babylonisch-phönizischen Kosmogonieen, diese in den ältesten Vedenliedern und in den Gâthâs des Zoroaster. Jenseit dieser Bildungen müssen wir allerdings, wie die unfehlbare Urkunde der Sprache beweist, eine durch Jahrtau-

ſende getrennte Gemeinſamkeit der weſt- und oſtaſiatiſchen Wurzeln annehmen: aber nur durch die Sprache. Selbſt die älteſten religiöſen Urkunden der Urwelt zeigen uns ſchon das Beſonderheitliche in den beiden Stämmen. Allerdings finden ſich in den bibliſchen Ueberlieferungen aus der vorabrahamiſchen oder Patriarchen-Zeit viel reinere Vorſtellungen als im geſchichtlichen heidniſchen Semitismus: aber doch läßt ſich das ur-iraniſche Bewußtſein daraus nicht erklären. Die in der Sprache niedergelegte Gedankenbildung geht allen andern Ausprägungen des gemeinſamen Geiſtes voraus, auch den mythologiſchen. Der Zuſammenhang liegt viel höher in der Zeit, aber es iſt ein rein menſchlicher, und ſetzt nur gleichen urſprünglichen Bildungstrieb und gemeinſchaftliche Sprachbildung voraus.

Noch weniger iſt eine hiſtoriſche Lebensgemeinſchaft im moſaiſchen Stadium denkbar. Die Träume über den Einfluß ägyptiſcher Religionsvorſtellungen auf Moſes ſind eben ſo eitel, wie die von einem Einfluſſe des Moſaismus auf die ariſchen Völker. Moſes natürliche und volksmäßige Wurzel ſteckt im kanaanäiſchen Gottesbewußtſein, wie die Abrahams im altchaldäiſchen. Das was dem Abrahamismus und dem Moſaismus ihre Stellung gibt in der Entwickelungsreihe des religiöſen Bewußtſeins, iſt eben der jener Wurzel eingeimpfte göttliche Geiſt von Abraham und Moſes.

Die Lebensgemeinſchaft der Arier Aſiens mit denen von Kleinaſien iſt allerdings von der Sprachbildung auf die unmittelbar damit entſtehenden Anfänge des Mythologiſchen auszudehnen, aber auch nicht weiter. Die Lebensgemeinſchaft wird aber von nun an immer größer, durch die Hellenen. Und weshalb? weil die Hellenen die ſymboliſchen Formen zerſchlugen und durch Ideen und Forſchungen erſetzten. Nur

Ideen zünden und zeugen selbständiges Leben: die Hieroglyphe, das Symbol pflanzen nur Bräuche fort. Nur die Idee verbindet die Geister; Symbole trennen noch mehr, als sie ursprünglich verbinden. So berühren sich Hellenen und Italioten, Griechen und Römer, unendlich inniger als Baktrer und Inder: Meder und Perser stehen in dem Verhältnisse von Landschaften Eines Reiches und Einer Sprache. Endlich das Verhältniß der christlichen Arier unter einander, also der Romanen und Germanen, ist in einem noch gesteigerten Grade innig in Religion, in Kunst und Wissenschaft: und die Reformation und das von ihr stammende Schriftthum haben die Verbindungen der Geistlichkeit, Künstler und Schulmänner zu Verbindungen unter den Bevölkerungen erweitert, sofern die Priesterschaft es nicht verhinderte.

Der unverkennbare Fortschritt ist also nicht aus einer empfangenen Ueberlieferung älterer Geschlechter oder eingebildeter höherer Wesen zu erklären, sondern aus Gottes Geist im Menschen.

Die weltgeschichtlichen Ergebnisse lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen.

## Erster Satz.

Die Entwickelung bietet im Großen und Ganzen einen gegenständlichen Fortschritt dar.

Wir haben in der Darstellung selbst bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die eigentliche weltbildende Kraft des bewußten Geistes sich als die Geschichte des Gottesbewußtseins zweier in ihren Wurzeln blutverwandten großen Stämme, der Semiten und der Arier darstellt. Diese Thatsache haben wir auch noch in der Einleitung übersichtlich zur Anschauung gebracht. Alles Frühere ist Naturreligion, die Vorhalle des

Geiſtes. Auch in dieſer Vorhalle des Tempels hatten wir einen nicht zu verkennenden Fortſchritt von dem formellen Bewußtſein des Ganzen und von den Künſten welche auf dem geheimen Zauber der Verhältniſſe beruhen, zu der Individualiſirung der Himmelskörper und Elemente und zu den bildenden Künſten. Aegypten erſcheint folglich als das Mittelalter der Urwelt auch hinſichtlich des Gottesbewußtſeins. Die ägyptiſche Religion iſt nur zu erklären als eine Mumie des im Morgenlande erwachten Bewußtſeins des Geiſtes, als Hieroglyphe des aufſtrebenden Gedankens. Aber das bewußte religiöſe Leben iſt in den Völkern, welche, wenngleich auf verſchiedene Weiſe, den Geiſt zum Träger des Gottesbewußtſeins machen: die Abrahamiten ſind die Prieſter, die Baktrer die Heroen des neuen Tempeldienſtes. Jene ſondern Gott, als den Ewigen, von der vergänglichen Natur: dieſe erkennen und treiben ſein Werk in der Menſchheit, und offenbaren die Ebenbildlichkeit durch göttliche Bildungen als in einer zweiten Schöpfung.

Dieſe höhere Stellung der Arier beeinträchtigt keineswegs die einzige Erhabenheit des Glaubens an den Ewigen über den baktriſchen Geiſterdienſt und den helleniſchen Polytheismus. Wir dürfen den Glauben Abrahams an den Ewigen nicht übertragen weder auf den noch von der natürlichen Wurzel des Semitismus feſtgehaltenen Abrahamismus, noch auf den durch geſetzliche Beſchränkungen an einen Brauch-Symbolismus geketteten Moſaismus, am allerwenigſten auf den Eſraismus des zweiten Tempels. In allen jenen Erſcheinungen iſt der Glaube an den Ewigen ein Heiſchesatz, dem ſeine Verwirklichung fehlt. Der älteſte Moſaismus ſetzt ſich ausdrücklich als neue Offenbarung der abrahamiſchen Erkenntniß Gottes des Allmächtigen entgegen, aber in der

Verehrung ist der Ewige verhüllt, und seine Darstellung ist nicht der Mensch allein, sondern er ist als Cherub zusammengestellt mit den Typen der höchsten Bildungen der Thierwelt, und die Opfer sind durchweg äußerlich. Nun aber verlangt der Ewige, wie alle Propheten sagen, kein anderes Opfer als das einzig ihm gebührende, das Opfer des Eigenwillens, und kein Gelöbniß als das der dankbaren Ergebung. Der endliche Geist, in die freie Wahl gestellt auf die Spitze zweier Welten, kann nur Geistiges darbringen dem Ewigen, und seine Opfer beruhen darauf, daß Gott sich selbst in die Endlichkeit gegeben hat, scheinbar und vorbildlich in die Natur, wesentlich und wirklich in die Menschheit. Der Mensch ist uranfängliches Ziel der Schöpfung. Der Mosaismus leugnet praktisch diese Menschwerdung Gottes: denn er verehrt den Ewigen als wäre er ein Naturgott.

Der Hellenismus strebt dagegen unverkennbar nach einer Verwirklichung Gottes unter den Menschen. Allerdings wird er dabei durch den ihm anklebenden, überkommenen Naturpolytheismus verwirrt und gestört, aber seine wahre Verehrung ist da zu suchen, wo der Mittelpunkt des ihm eigenthümlichen Gottesbewußtseins liegt: in der freien Gemeinde, in Kunst, in Wissenschaft. Wenn das Judenthum der Mutterschooß des Christenthums heißen muß, so zeigt sich das Heidenthum als seine Säugamme. Das grünende Reis erwuchs auf arischem Boden: der eingeimpfte Oelbaum war der fruchtbare.

Wenn es nun so feststeht, daß das Gottesbewußtsein der letzten fünf Jahrtausende eine zusammenhängende und zwar eine, in Stämmen und durch Persönlichkeiten fortschreitende Kirche bildet, so wird es wichtig sein, diese beiden Entwickelungsformen näher zu betrachten.

## Zweiter Satz.

Der Fortschritt wird gesucht werden müssen in dem Fortschreiten vom unbewußten Geiste zum bewußten, von der organischen Nothwendigkeit zur sittlichen Freiheit, vermittelst der Persönlichkeit.

Die ältesten und ursprünglichsten Offenbarungen und Denkmäler des Geistes setzen bereits den Geist voraus, denn sie sind sein eigenes Werk. Aber dieselben Thatsachen beweisen auch, daß das Bewußtsein dieser innern Kraft der zweiten Schöpfung, welche wir Geschichte nennen, erst allmälig so lebendig in ihm wird, daß es seinen Ausdruck fordert. Diesen Ausdruck nun sehen wir sich steigern, nicht allein in den Sprachen, auf die oben angedeutete Weise, sondern eben so in den Religionen. Aus der Naturreligion, der Verehrung der Naturkräfte wird so die ethische Religion, und es tritt endlich das Gottesgefühl des Selbstbewußtseins der sittlichen Persönlichkeit hervor. Dieses aber führt zum Bewußtsein, daß alle menschlichen Verhältnisse und Ordnungen nur hiernach sollen umgestaltet und geläutert werden.

So ist also die Formel des Fortschrittes, welche sich uns aus den weltgeschichtlichen Thatsachen ergibt, diese:

> Alle Gesittung kommt vom Gottesbewußtsein, in ihr selbst aber zeigt sich der Fortschritt vom unbewußten Geiste zum bewußten, und folglich läuft die geschichtliche Entwickelung in der Zeit parallel mit jener Entwickelung in der Natur, vom Unorganischen zum Organischen, bis zur Menschheit. Die Naturentwickelung, welche jetzt nur als räumlich erscheint, hat sich ebenfalls in der Zeit gebildet, nur nach unermessenen Zeiträumen.

## Dritter Satz.

Das Fortschreiten des Gottesbewußtseins in Stämmen bedingt, früher oder später, die Leitung der Gesittung der Menschheit, und dadurch die Weltherrschaft.

Mit der Gründung Babylons und der Herrschaft der Chaldäer trat das älteste semitische Gottesbewußtsein in die Weltgeschichte; wir sehen seine reinere Gestalt in der ältesten Ueberlieferung Abrahams über die Vorzeit. Seitdem verschwinden die turanischen Weltreiche, und der Chamismus bleibt auf Aegypten und Afrika beschränkt, während Semitismus und Arismus in Asien sich in die Leitung der Welt theilen. Jener chaldäische Mann wandert aus, und sein Stamm wird ausgesondert für eine späte Zukunft.

Mit der Gründung des Perserreiches durch Cyrus tritt das durch Zoroaster in eine Geistesreligion erhobene Gottesbewußtsein Ostasiens zuerst in Westasien auf und macht sich bis nach Kleinasien geltend. Seit Cyrus hat es nie ein semitisches Weltreich gegeben: die Phönizier haben den Jonern und europäischen Griechen in Asien und auf den angrenzenden Inseln des Mittelmeeres das Widerspiel gehalten, die Karthager und Juden den Römern, die Muhammedaner den griechischen und romanischen Christen. Sie sind sogar in das Festland Europas eingedrungen: die Phönizier auf die Inseln des Aegäischen Meeres und die spanischen Küsten, die Karthager nach Sicilien, die Muhammedaner nach Spanien selbst: allein wie in frühern Weltaltern die Turanier, als Leute Nimrods, als Mongolen, Tataren, Türken, so stellen jetzt die Semiten die Episoden und den verschwindenden Gegensatz dar.

Darin scheinen drei weltgeschichtliche Thatsachen zu liegen. Erstlich, daß die Einheit der Stämme eine Einheit der Weltanschauung, und, so zu sagen, des Weltbildungstriebes einschließe. Zweitens, daß der Entwickelung eines jeden Stammes eine Idee entspreche, welche einen Moment der innern Entwickelung des Gottesbewußtseins bilde. Aus beiden zugleich scheint man folgern zu dürfen, daß dem Gottesbewußtsein und göttlichem Welttriebe eben so eine Realität entspreche als dem Naturtriebe der Thiere, welchen man Instinkt nennt: aber eine göttliche Realität, welche die Wesenseinheit des unendlichen und des endlichen Geistes voraussetzt. Drittens, daß der Anstoß durch Persönlichkeiten gegeben werde.

## Vierter Satz.

### Als Ziel der Weltordnung erscheint die Verbindung und allmälige Mischung der Stämme.

Wir wissen, daß alle Sprachbildung, nach der ersten, auf der Zertrümmerung eines ältern Sprachbewußtseins beruht, was also den Verfall oder die Unterjochung der Völkerschaft voraussetzt, welche Trägerin dieses Sprachsystems war. Hier erscheint also die Mischung, oder wenigstens der Verkehr der Völker als Anstoß zu neuer Bildung, so oft aus dieser Bildung ein neues fortschreitendes Leben keimt.

Wiederum sehen wir, daß die bildungsfähigsten, weltbildenden und kräftigsten Völker aus einer Verbindung oder Verschmelzung verschiedener Völkerschaften hervorgehen, die mehr oder weniger sich homogen sind. Die griechische Bildung, wie namentlich die attische zeigt, ist die Verschmelzung des Jonischen, Dorischen und Aeolischen: der römische weltherrschende Charakter geht hervor aus einer Verschmelzung

des latiniſchen, ſamnitiſchen und etruriſchen Elements. Aehnlich die deutſche Bildung aus dem Verkehr mit Griechen und Römern, Kelten und Slaven, und aus der Durchdringung der eigenen Stämme: der engliſche Charakter hat ſich gebildet durch das Zuſammenwirken des Angelſächſiſchen, verſtärkt durch das romaniſirte Normannenthum, mit dem Kymriſchen und Gäliſchen: der franzöſiſche durch eine andere Art der Miſchung des Germaniſchen und Keltiſchen mit dem vorherrſchenden Latiniſchen. Was Spanien hob, war die Durchdringung des Römiſchen und Germaniſchen mit Kelten, Arabern und turaniſchen Basken. Sogenannte ganz ungemiſchte Völker werden nie groß in der Weltgeſchichte, obgleich ſie lange Zeit höchſt achtungswerth im Innern daſtehen können.

Sollte alſo die Verbindung und zuletzt die Miſchung der Stämme nicht Ziel der Weltordnung ſein? Sollte die Miſchung, welche ſich bereits auf faſt alle ariſchen Stämme ausgedehnt, ja, welche auch ſchon ſemitiſche und turaniſche Elemente aufzunehmen begonnen hat, ſich nicht ausdehnen in viel weitern Kreiſen? Haben wir nicht in unſern Tagen, trotz aller (großentheils abſichtlich erfundenen und verbreiteten) Lügen und Fabeln vom Gegentheil, dauernd fruchtbare Miſchehen geſehen, wie außer den Kreolen und Mulatten, auch die Kinder von Engländern und Neuſeeländerinnen bezeugen? und bewährt ſich dabei nicht der von Herder aufgeſtellte Grundſatz, daß die der harmoniſchen (alſo ſchönern) Form nähere Bildung allmälig die niedrigere, weil einſeitige, verdrängt und in ihren Typus erhebt?

Nimmt man dieſes als ein Weltgeſetz an, ſo ſcheint auch hiernach die Menſchheit noch eine große und lange Entwickelung vor ſich zu haben. Denn die Miſchung hat nur eben erſt in einigermaßen größern Verhältniſſen ſtatt zu finden.

## Fünfter Satz.

Philosophisch ausgedrückt bedeutet jede Mischung mehr oder weniger die Ueberwindung von Gegensätzen in der Entwickelung der Idee, und diese Ueberwindung ist überhaupt die Formel des Fortschrittes.

Jeder Stamm entspricht, jedoch in der lebendigen, freien Form der Individualität, einem Momente des Begriffes, und da der Begriff nur durch Gegensätze fortschreitet, einem Gegensatze. Drei Gegensätze stellen sich nun außerdem dar als die des Nationalen und des allgemein Menschheitlichen, und als Gegensätze der einzelnen Zweige der menschlichen Bildung. Dazu kommen dann die ursprünglichen Gegensätze der menschlichen Natur, die wir im Ersten Buche schon beleuchtet und als Ergänzungsbegriffe oder Correlate erkannt haben, und von deren Spiel der Fortgang des Menschengeschlechtes abhängt:

Persönlichkeit und Gemeinde;
Gewissen und Vernunft;
Form und Gehalt;
Idee und Symbol;
Begriff und Thatsache.

Was die ersten Gegensätze betrifft, so finden sie sämmtlich ihre Lösung nur in der Bewahrung der harmonischen Wirksamkeit der drei ewigen Faktoren, welche sind:

der Ewige — die reine Persönlichkeit — die Gemeinde
Gott — Mensch — Menschheit:

oder wie wir sie in Jesu Gottesbewußtsein ausgedrückt fanden als:

Vater — Sohn — Geist.

Wie das persönliche Selbst, so ist das gemeindliche

(collective) von seiner eigenen Natur rein selbstsüchtig: also auch das nationale. Wie nun jene Banden der Selbstsucht gesprengt werden durch die Liebe zur Familie als Erweiterungen des in Liebe wiedergeborenen Selbst; so wird die gemeinsame Selbstsucht gereinigt durch jene Faktoren, und in Liebe erhoben zur Menschheit. Eben so werden, nach dem Zeugnisse der Weltgeschichte, die Gegensätze von Idee und Symbol, Begriff und Ueberlieferung, Philosophie und Philologie, Religion und Kirche, nur vom Kerne des harmonischen Gottesbewußtseins aus versöhnt und überwunden.

Wir werden das Wesen dieser Gegensätze in den verschiedenen Zweigen des Gottesbewußtseins vorher betrachten, nachdem wir zuerst über den innern Gegensatz und die scheinbare Analogie der gesunden (physiologischen) und der krankhaften (pathologischen) Entwickelung den Ausspruch der Weltgeschichte in wenigen Worten zusammengefaßt haben.

## Sechster Satz.

Die krankhaften oder pathologischen Zustände haben auch ein Gesetz der Entwickelung wie die normalen: Gegensatz und Analogie der beiden Reihen.

Auch dieser Satz gilt von allen Entwickelungsreihen, sowol der religiösen als der staatlichen und der in Kunst, Wissenschaft und Gesittung. In diesen allen gibt es, nach beiden Richtungen hin, zum Gedeihen und Leben, wie zum Absterben und zum Tode, kein Stillstehen, sondern ein Fortschreiten. Haben wir nicht gesehen, wie immer etwas verändert, abgesondert, fortgebildet, gesteigert, abgeschwächt, versetzt wird? Die große weltgeschichtliche Frage in großen Krisen ist nur, ob die Bewegung zum Leben oder zum

Tode sei? Es gibt scheinbar nichts Aehnlicheres und wesentlich nichts Verschiedeneres als beide Wege. So zeigt die Krankheit eine organische Bildung, aber eine verkehrte, dem Gesammtleben verderbliche.

Was sagt die Weltgeschichte darüber? Der Standpunkt des Gottesbewußtseins ist auch hier entscheidend. Das wahre Gottesbewußtsein ist wesentlich ein inneres, geistiges. Wo sich nun in Religion oder Staat oder Gesittung, in Kunst oder in Wissenschaft, das Innerliche kräftiger hervorbildet, wo das Geistige angestrebt wird, sei es mit größerer oder geringerer Umbildung des Bestehenden, da muß Fortschritt sein, denn aus dem Innerlichen kommt das Leben ins Aeußerliche, aus dem Mittelpunkt in den Umkreis. Da ist also der Weg der zum Leben geht. Da öffnen sich neue Wege des Geistes, und der Genius schwingt seine Flügel mit göttlicher Sicherheit.

Wenn dieses wahr ist, muß das Gegentheil eintreten allenthalben, wo das Aeußerliche mehr und mehr hervorgehoben, wo das Zeichen mehr und mehr für das Wesen, das Symbol und äußere Werk für die innere That und das Gewissen gesetzt, wo die glatte Form für den Gehalt, die äußere Einförmigkeit für die Lebenseinheit genommen wird, der Schein für die Wahrheit. Also muß sich da ein schweres Verhängniß vorbereiten, was auch der Anschein sei. Denn alles Leben, das selbstische wie das göttliche, hat den unwiderstehlichen Trieb sich zu wehren, je nach der Art seines Wesens. Bei dem Streben nach dem Aeußerlichen thut sich also bald das Bedürfniß kund, die schwachen Punkte mehr zu verstecken, und also ihre Bedeutung noch zu übertreiben. Der Mangel, welcher sich fühlbar macht, scheint den Menschen alsdann nur darin zu liegen, daß der schwache Punkt nicht genug zur Geltung gebracht, nicht bis zu den äußersten Folgerungen durchgeführt

ſei. Das Aeußerſte iſt aber gerade das diametral Entgegengeſetzte, der poſitiv gewordene Gegenſatz. Wo nun jener Weg betreten wird, zeigt ſich bald die Nothwendigkeit, das allgemeine Gewiſſen als Abfall, den gewiſſenhaften Einſpruch als Empörung, die perſönliche Freiheit als Aufruhr zu unterdrücken. So wird kirchliche oder ſtaatliche Tyrannei nothwendig. Da nun in der Neuen Welt beide Mächte nach Abſolutismus ſtreben, ſo entſteht aus beiden zuſammen ein der Alten Welt unbekanntes Ungeheuer von Zwang und Heuchelei und Dem entſprechend, in Kunſt und Wiſſenſchaft eine Uebereinkömmlichkeit, eine Manierirtheit, eine Modetyrannei, ja eine ſittliche und intellectuelle Leerheit und Barbarei, welche die Zuſtände des Verfalls der gebildeten Welt der Griechen und Römer eben ſo ſehr überbietet, als unſer Ideal und das uns anvertraute Pfand die Aufgabe der Alten Welt überſteigt.

Die Kriſis dieſer pathologiſchen Zuſtände rechtzeitig verſtehen, führt zur Reform, und kann, bei einer Religion des Geiſtes, zur Verjüngung führen: iſt einmal der Lebenskeim gebrochen, ſo tritt das Verhängniß ein, und es wechſeln Umwälzungen und Rückwälzungen, bis Weltereigniſſe ſich der Beſtattung des Leichnams unterziehen.

Aber der rettende Inſtinkt liegt nicht im Verſtande; die klügſten und ſcharfſinnigſten Völker erſcheinen oft als die verblendetſten. Es liegt einzig und allein in dem Ernſte der ſittlichen Geſinnung. Rettung iſt alſo unmöglich bei jeder andern Religion als der innerlichen, der Religion des Lebens, alſo dem Chriſtenthume des Evangeliums in ſeiner freien Entwickelung.

# Drittes Hauptstück.

## Das religiöse Ergebniß.

Religion ist Gottesbewußtsein.

### Erster Satz.

**Das allein Wesentliche aller Religion ist das Gottesbewußtsein: Offenbarung ist Mittheilung des Gottesbewußtseins der sittlichen Persönlichkeit.**

Wir sind unverkennbar auf unserm langen Wege dem Geiste Gottes begegnet, als einem Ursprünglichen: ursprünglich in jedem weltbildenden Stamme, in jeder Gemeinschaft, welcher die Menschen auf das Ewige hinführt. Wir haben gefunden, daß alle Religionen auf dem Glauben an eine waltende sittliche Weltordnung ruhen, also an eine solche, die auf Gewissen und Vernunft gegründet, und durch beide empfindbar und wahrnehmbar ist. Die Offenbarung Gottes als des Geistes ist in einem Menschen, und geht durch diesen Menschen zu Menschen und zur Menschheit.

Wir scheinen daraus schließen zu müssen, daß alle Religionen ihre Entstehung im Gemüthe des Menschen haben; daß sie vom Menschen gebildet werden, wie die Sprache, nicht willkürlich, sondern organisch hervorgehend aus dem Kunsttriebe, das heißt, dem Triebe der Bethätigung des in ihm

ruhenden Bewußtſeins, welcher dem Menſchen perſönlich, aber als einem nothwendig geſelligen Weſen einwohnt.

Wir haben ferner geſehen, daß alle Religionen, die wir betrachtet, ſich daſſelbe Ziel ſtecken, nämlich Herſtellung der Vereinigung der Seele mit der Gottheit, wie ſie Gewiſſen und Vernunft fordern. Und doch ſind weſentliche Verſchiedenheiten, auch zwiſchen den auf einer Offenbarung (einer Göttliches offenbarenden Perſönlichkeit) ruhenden Religionen. Manche derſelben verlieren ihren innern Grund im Gemüthe, und damit das Ziel, und kommen durch verhängnißvolle Umwendung des Bewußtſeins gerade auf der entgegengeſetzten Seite an, indem ſie durch einen verkehrten, krankhaften Zuſtand getrieben werden gerade das Verkehrte immer mehr hervorzuheben, und das Aeußerlichſte zur Hauptſache zu machen.

Alle Religionen ſtreben nach einer Gegenſtändlichkeit außer dem Gottesdienſte, als dem urſprünglichen Werke jenes göttlichen Triebes. Die allgemeinſte Bethätigung iſt die Bildung und Ordnung von Ehe, Gemeinde, Staat, Kunſt, Wiſſenſchaft, auf Grund jenes Bewußtſeins. Daneben haben manche eine urkundliche Ueberlieferung des offenbar Gewordenen ſelbſt. Alſo die erſte Frage wird ſein: *was iſt hiernach Religion? was Offenbarung?*

*Religion* bedeutet zweierlei: einen innern Zuſtand, und eine äußerlich hervortretende Gemeinſchaft und Anſtalt. Als Zuſtand iſt ſie, nach dem Sprachgebrauche unſers Werkes, die innere Empfindung und der damit verbundene Trieb der Verwirklichung. Als Anſtalt iſt ſie die Verwirklichung des Bewußtſeins von der Gegenwart Gottes im Menſchen als eines perſönlichen Abbildes der göttlichen Weltordnung in den menſchlichen Dingen, als einer ſittlich-vernünftigen.

Die Religion als Gemeinſamkeit ſtammt aus einer Sitte,

die allmälig aus dem Zusammenwirken von Persönlichkeit und Gemeinde erwachsen ist. Sie wird alsdann einem höhern Wesen zugeschrieben, welches sich einem bevorzugten Sterblichen und seinem Stamme offenbart. Oder sie ist anerkannt und urkundlich von einer hohen Persönlichkeit ausgegangen, welche das ihr von der Gottheit verliehene Bewußtsein ausgesprochen, und ihren Schülern und der Gemeinde die darauf begründeten Einrichtungen oder Verordnungen übergeben oder überlassen hat. Eine solche persönliche Mittheilung und deren Annehmen und Bewahren bildet eine Offenbarung.

Die besondere Gestaltung einer solchen Offenbarung wird bedeutend abhängen von der Art der *Ueberlieferung*. Eine Art Ueberlieferung ist für jede Offenbarung wesentlich. Die einzige sichere wird aber eine *schriftliche* sein, also eine *heilige Urkunde*, denn die ganze Weltgeschichte lehrt, daß wenn die mündliche Ueberlieferung nicht auf eine solche Urkunde gestützt ist, sie sich bald, mit dem veränderten Gottesbewußtsein der Träger verändert. Also wird die wahre Religion auf der reinen Offenbarung des Selbstbewußtseins einer hohen sittlichen Persönlichkeit beruhen, und ihre Erhaltung bedingt sein durch eine urkundliche Ueberlieferung. Die Aneignung derselben aber wird vermittelt werden müssen durch den Glauben, das heißt das persönliche gesinnungskräftige Annehmen der Offenbarung als einer wahren, und dem eigensten, besten Selbstbewußtsein im Gewissen entsprechend.

Gegenstand endlich eines solchen Glaubens kann nur das Göttliche sein. Dieses Göttliche aber wird dreifach erkannt: einmal in Gott dem Ewigen; dann in der endlichen Erscheinung des Wesens der Gottheit, in der Gott offenbarenden Persönlichkeit; drittens in der auf diesen Glauben sich erbauenden, in Verbindung mit Gott lebenden Gemeinde.

Da das Göttliche nur Eines sein kann, so ist die wahre Religion und die wahre Offenbarung die des Monotheismus, aber nur insofern der Glaube an den Einigen erkannt wird als der Glaube an das wesenhafte Einwohnen des Ewigen (Vaters) im Menschen, das heißt in der reinen Persönlichkeit (Sohn) und in der erleuchteten Gemeinde (Geist des Vaters und des Sohnes).

Die Vollständigkeit und das harmonische Zusammenwirken dieser drei Faktoren wird aber erforderlich sein zur Aufrechthaltung und segensreichen Wirkung des Glaubens an die Offenbarung und die darauf gegründeten Sitten und Ordnungen.

Dabei wird nun sogleich der Gegensatz von Wesen und Symbol oder Zeichen zur Sprache gebracht.

## Zweiter Satz.

Das Symbol hat durchaus keinen Werth für sich, sondern nur als Bild der Idee, und als wirksam auf das sittlich-vernünftige Gottesbewußtsein.

Das Symbol ist die Sprache, das Wort oder Bild der Religion, das heißt des Glaubens und der innern That des Gottesbewußtseins. Es spricht zur anbetenden Gemeinde, wie das Wort zur betrachtenden. Es ist eben so sehr ein menschliches Zeichen als die Sprache eine That des Geistes Gottes im Menschen: also, äußerlich angesehen, ein Werk des Menschen, der entsprechende Ausdruck seines Gottesbewußtseins. Es ist der innere Trieb des Gottesbewußtseins, welcher beide hervortreibt.

Eben deshalb hängt aber auch sein Werth ab von dem innern Gehalte, und von der Kraft, welche dasselbe ausüben

kann auf das gläubige Gemüth. Hier nun zeigen sich zwei entgegengesetzte Ausartungen oder Mängel. Einerseits kann das Symbol unverständlich werden. Es war ursprünglich der naturgemäße selbstredende Ausdruck der religiösen Idee; denn wie wäre es sonst entstanden und entstände allenthalben, und allezeit von neuem? Aber das bleibt nicht immer. Oder der Sinn der Idee selbst ist untergegangen und eben so unverständlich geworden als sein Zeichen. Wenn nun auf diese oder jene Weise das Symbol nicht mehr verstanden wird, so kann es leicht so übermächtig werden, daß es sich an die Stelle der Idee und der innern religiösen Stimmung und That setzt. Diese Gefahr ist, nach Ausweis der Weltgeschichte von Zoroaster und Abraham an, bei weitem die größte. Es ist dem selbstischen Menschen jedes Aeußerliche, ja selbst jede Kasteiung oder die mühsamste Pilgerschaft, leichter als die Hingebung des Selbstischen, als das innerliche Gelübde, den Willen Gottes zu thun und also auch ihn mehr und mehr zu erkennen.

Einige Religionen sind ganz ritualistisch geworden, sie verlangen nur die Beobachtung gewisser Aeußerlichkeiten und Bräuche. Diesen nun ist das Urtheil gesprochen, sowie eine innerliche Religion offenbar wird. Und das gilt nicht allein von den Naturreligionen, sondern auch von abgelebten ethischen Religionen.

Andere haben dabei noch Lehren, sittliche Ermahnungen und begeisterte Aussprüche von dem Wesen Gottes und dem Leben der Seele in Gott, ihrer Abhängigkeit und ihrer Trennung von ihm, und ihrer Wiedervereinigung mit ihm als dem höchsten Gute, als Dem, was beseligt und dem Gemüthe Friede gibt. Wenn nun diese aber von ihrer Innerlichkeit sich wieder zum Aeußerlichen kehren, vom Glauben und der Gesinnung zum sogenannten guten Werke — wie das Drehen

des Gebetsrades der Buddhisten —; so verfallen sie, nach dem Zeugnisse der Weltgeschichte, und also doch wol nach einem allgemeinen, unabänderlichen Gesetze der sittlichen Weltordnung, derselben Verdammniß, demselben geistigen Tode, und wirken dann nur noch verderblich.

Auch bei ihnen tritt also wie bei den Naturreligionen die Magie an die Stelle jener geistigen Kraft, welche auf den Willen wirkt durch Gewissen und Vernunft. *Jedes Symbol, dem eine selbständige Kraft zur sittlichen Reform beigelegt wird, ist Magie*, das heißt diese Beilegung beruht auf der gottlosen Annahme, daß die äußere Natur den sittlichen Willen des Menschen bestimmen könne. Als Rückfall ist eine solche Wendung zugleich ein Abfall vom Göttlichen als dem Geiste.

## Dritter Satz.

### *Die Persönlichkeit findet ihr richtiges Verhältniß nur in der wahren Religion.*

Wir haben in dem Ersten Buche die tiefe Bedeutung des scheinbaren Gegensatzes der Persönlichkeit und der Gesammtheit betrachtet, in Beziehung auf das Gottesbewußtsein, und behauptet, daß in normalen Zuständen dieser Gegensatz sich auflöse in das lebenerzeugende Spiel zweier göttlicher Faktoren. Hat nun nicht die ganze weltgeschichtliche Entwickelung des Gottesbewußtseins uns diese Behauptung bestätigt und anschaulich gemacht? Der einzige wahre Fruchtboden für den Samen des Geistes ist die Gemeinde, und die auf ihm wachsende Frucht ist die wahre Gesittung, dieser höchstes und wahres Ziel aber die fortschreitende Herrschaft des Göttlichen unter den Menschen, das Gottesreich auf der Erde. Eben so gewiß aber auch ist der in der Gemeinde wohnende und in

ihr sich offenbarende Geist, wirklich und wahrhaftig das sie zusammenhaltende Göttliche, dasjenige was in der Persönlichkeit wesenhaft gegeben war. Dieser Geist daher ist der einzig richtige Ausleger des Mysteriums der Persönlichkeit überhaupt, solange die drei Faktoren, Gott, Mensch, Menschheit, lebendig und harmonisch wirken.

Es ist diese Harmonie, und deren klares Bewußtsein in Jesu, welche die Religion des Evangeliums allein fähig macht zur Religion der Menschheit. Denn wir finden sie nirgends anders: und doch kennen wir jetzt alle Urkunden der menschheitbildenden, weltgeschichtlichen Religionen.

Wenn diese Harmonie das Vorbild in Jesus hat, ihr Echo in uns, so fehlt zur Vollkommenheit und Bürgschaft der Erhaltung nur noch die urkundliche Ueberlieferung von jener Persönlichkeit und ihrem Zusammenhange mit der weltgeschichtlichen Entwickelung, aus welcher sie hervorgegangen ist, und auf welche sie sich bezieht und beruft.

Diese Urkunde ist unersetzlich durch irgend eine Autorität wie durch irgend ein System. In ihr allein liegt für die Menschheit die Gewähr, daß der gottbewußte, aber vielfach angefochtene Geist der Gegenwart das weltgeschichtlich Gegenständliche, die göttlichen Anfänge, und damit die Vergangenheit und Zukunft der Menschheit nicht aus den Augen verliere.

## Vierter Satz.

### Es gibt keine gegenständliche Norm für das Christenthum außer der Bibel, betrachtet als Geschichte Gottes und der Menschheit, mit Christus als ihrem Mittelpunkt.

Die Offenbarung ist wesentlich Geschichte, zuerst einer Persönlichkeit, dann ihrer Wirkungen in der Gemeinde. So zeigt

ſich die jüdiſch-chriſtliche von Abraham an, durch Moſes und die Gottesmänner des Geſetzes hindurch, auf Jeſus von Nazareth. Was Abraham vorhergeht iſt die im Brennpunkte des Gottesbewußtſeins dieſes größten aller Chaldäer geſammelte und bewährte Ueberlieferung der Urwelt. Dieſe Ueberlieferung belehrt uns über die Epochen und Schickſale der edelſten Stämme, und zwar durchgehend aus einem vollen Bewußtſein des Urquells aller menſchlichen Entwickelung, alſo des Gottesreiches, der ewigen Liebe und Güte. In dieſe einzige Urkunde der Menſchheit ſind verwebt koſtbare Erinnerungen der Urgeſchichte, und alles Dieſes wird zuſammengehalten durch das Bewußtſein der Einheit des Menſchengeſchlechtes und ſeiner göttlichen Beſtimmung, und durch die Verkündigung von der ewigen Güte und Liebe der Gottheit.

## Fünfter Satz.

### Das Chriſtenthum der Bibel iſt nicht auf Mirakel gegründet.

Das Mirakel iſt das kindliche, aber, misverſtanden, auch das lügenhafte Abbild des Wunders, und entſteht naturgemäß aus der poetiſchen Geſtaltung einer, Göttliches offenbarenden Thatſache, oder aus Verwandlung der Idee in eine Thatſache. Der innerſte Grund dieſer Geſtaltung iſt aber der Glaube an die beiden großen Wunder Gottes, Welt und Geſchichte, alſo an die Kraft des Geiſtes. Der wahre Hiſtoriker wird alſo dieſen Grund anerkennen, wenn er nicht umhin kann, diejenigen Mirakel, welche bei gewiſſenhafter Kritik der älteſten Berichte der Bibel uns etwa als von den Berichterſtattern geglaubte Thatſachen zurückbleiben, in die eine oder andere dieſer zwei Formen aufzulöſen, und den Glauben an die buchſtäbliche Thatſächlichkeit als eine unvollkommene Form, oder als eine

Täuſchung anzuſehen. Im Evangelium aber ſind uns die Mittel des Nachweiſes des geſchichtlichen Zuſammenhanges des Lebens Jeſu genügend zum Verſtändniſſe der volksmäßigen Faſſung der Berichte und zum Glauben an eine thatſächliche Wahrheit erhalten. Die Augenzeugen berichten thatſächliche Wahrheit im Gewande und in der Sprache ihrer Zeit; aber dieſes Gewand iſt ſo durchſichtig von argloſer Einfalt und ſo leuchtend vom Glauben an das weſentlich Wahre, daß es gewiſſermaßen gleichgültig heißen kann, inwiefern ſie die Wunder Jeſu mirakulös aufgeführt haben oder nicht. Die Zeugen im zweiten Grade (und tiefer herab geht die evangeliſche Erzählung nicht) berichten ſchon weniger durchſichtig, allein die geſchichtliche Wahrheit wird dadurch ſo wenig verdunkelt, als die Thatſache des Geiſtes, welche der mirakulöſen Auffaſſung zu Grunde liegt. Alles Weitere iſt Werk einer ſpielenden Myſtik oder unklaren Theoſophie, oder einer dogmatiſchen Theologie, welcher die Grundanſchauung verfinſtert war. Eben ſo iſt aber auch alle über die beſonnene Forſchung hinausgehende Kritik dem Hiſtoriker nichts als Unverſtand, Rückſchlag gegen die Verirrungen der Myſtik oder die Machtſprüche und den Despotismus der Dogmatiker.

Es gibt alſo ſo wenig einen Widerſtand zwiſchen Glauben und Wiſſen, als zwiſchen Thatſache und Begriff. Gegenſtand des Glaubens iſt die wahre, geſichtete Thatſache, inſofern ſie im menſchlichen Gemüthe eine Wurzel hat: Gegenſtand des Wiſſens der Begriff. Beide können ſich nicht widerſprechen: aber die Thatſache bleibt unklar ohne den Begriff, dieſer aber unlebendig ohne die geſchichtliche Wirklichkeit. Beider Verbindung iſt die wahre poſitive Philoſophie des Geiſtes.

## Sechster Satz.

**Die Darstellung einer evangelischen Kirchengemeinde ist auf die Dauer nicht haltbar ohne die Bildung eines bürgerlichen Gemeinwesens nach demselben Bilde einer Gottesgemeinde.**

Da das Gottesbewußtsein Eines ist, und der Mensch, wie die Menschheit, eine unzertheilbare Einheit darstellt; so kann kein religiöses Glaubensbekenntniß aufrichtig sein, welches nicht anstrebt, das Gemeindeleben auch in der Wirklichkeit, der Welt gegenüber, so zu gestalten, wie Vernunft und Gewissen es fordern, das Evangelium es verlangt, und der Glaube daran es möglich macht. Der Christ kann Tyrannei ertragen ohne seinen Glauben und seine Würde zu verlieren, ja er kann sich, in dem dadurch hervorgerufenen, unausbleiblichen Kampfe, der göttlichen Kraft des Evangeliums in noch höherm Grade bewußt werden. Aber er kann nie Tyrannei, Gewaltthätigkeit und Gewaltherrschaft gutheißen, billigen, oder gar für gottgefällig erklären; er muß sie vielmehr vor Gottes Angesicht verdammen, und diesen Glauben bekennen, wenn er dazu aufgefordert wird. So wie einmal ausgesprochen und geglaubt wird, daß das Evangelium göttliche Wahrheit sei, und die Bibel die einzige, dem Gewissen und der Vernunft in ihrem Gebiete, ebenbürtige Gewähr derselben, ist alle Ungesetzlichkeit und Willkürherrschaft, alle Vergötterung menschlicher Machtvollkommenheit nichts als Abgötterei und Unglaube. Eben so kann aber auch, gegenständlich betrachtet, das Evangelium in seiner vollen Wahrheit verstanden und geglaubt werden, wenn es die Wirklichkeit nicht umgestaltet. So ist also jede Religion des Geistes, folglich im höchsten Sinne das Christenthum, ein scheinbar das Bestehende Zerstörendes,

in der That aber vielmehr das Erhaltende und Herſtellende. Denn alles Beſtehende hat in ſich einen ſterblichen Faktor, welcher Verjüngung verlangt, und Mängel und Unrecht hängen ſich zu allen Zeiten daran: es lagert ſich gleichſam die Sünde der Einzelnen ſo unabläſſig ab auf die Geſellſchaft und ihre Zuſtände, daß eine Erhaltung des Beſtehenden ohne Verbeſſerung und Herſtellung durchaus unmöglich iſt. Unveränderlichkeit iſt Unverbeſſerlichkeit, und äußerliche Unveränderlichkeit, mit welchen ſchönen Namen ſie ſich auch ſchmücke, iſt nichts als ein unwillkürliches Zeugniß vom Abſterben des innern Lebens, eine täuſchende Verkleidung des Todes.

## Siebenter Satz.

Der Gegenſatz von Kirche und Staat iſt unlösbar: der Gegenſatz von geiſtlicher und bürgerlicher Gemeinde beſteht gar nicht, ſondern beide ergänzen ſich gegenſeitig.

Die mittelalterliche Kirche ſetzt, wie die alten Prieſterverordnungen, die unbeſchränkte Macht einer geiſtlichen Körperſchaft unvermittelt und unbeſchränkt neben (alſo über) die Selbſtregierung eines Volkes oder Staates. Sie eignet ſich das göttliche Recht zu, nimmt gleichſam das Allen Gemeinſame in Beſchlag, und ſpricht die Oberherrſchaft, alſo Tyrannei, von Gotteswegen an, indem ſie den Staat auf das ſogenannte weltliche, d. h. menſchliche, alſo das untergeordnete Recht beſchränkt.

Das Evangelium beginnt nur wo dieſer Anſpruch in Gottes Namen und von Gottes und Rechtswegen verworfen und abgeſchafft wird. Dann tritt naturgemäß die Gemeinde nach beiden Seiten gleichmäßig in ihr Recht ein: die Geſetz-

lichkeit triumphirt, indem das Evangelium auf den Thron geſetzt wird.

Bei dieſer Umwandlung iſt die beſondere Form der Verfaſſung gleichgültig, ſolange die Freiheit des Gewiſſens und die Herrſchaft des Geſetzes anerkannt wird. Denn dieſe ſind die Lebenskraft alles Geiſtigen und Menſchlichen.

## Achter Satz.

In allen kritiſchen Epochen der Weltgeſchichte gibt es ein unfehlbares Zeichen des verhängten nahen Untergangs, nämlich das Uebermaß der Lüge und des Frevels: alſo auf dem religiöſen Gebiete die Aufſtellung der formulirten Lüge als heiliger Wahrheit, und der ſchrankenloſen Tyrannei über den Geiſt als Bedingung des Beſtehens der Religion.

Ohne für den Beweis dieſes Satzes in metaphyſiſche Unterſuchungen einzugehen, genügt das vorgeführte Zeugniß der Weltgeſchichte, daß die prieſterlichen Religionen zu Ende ſind, wenn ſie auf das Hohle und Nichtige in ihnen ſich ſtützen, als wäre es die Wahrheit, und wenn ſie den Glauben an Dasjenige fordern, was weder geſchichtlich wahr iſt, noch philoſophiſch wahr ſein kann. Als der babyloniſche König ſich ſelbſt anbeten ließ, ſtand der Perſer vor der Thür; als Alexander den Gott ſpielte, war ſein Leben und ſein Reich verfallen: als Domitian den Namen Gottes misbrauchte, war die Art an das mächtigſte Weltreich der neuen Geſchichte gelegt. Das Alles muß auf dem religiöſen Gebiete alſo noch mehr der Fall ſein. Denn da handelt es ſich nicht blos um Recht, ſondern um Wahrheit, nicht um den Leib, ſondern um die Seele. Auch ſind die Bedingungen der Fortdauer einer geiſtlichen Tyrannei noch härter und einſchneidender als die der

politiſchen. Da nämlich eine ſolche Religion dem unvertilgbaren Gottesbewußtſein der Menſchheit widerſpricht; ſo folgt aus jenen maßloſen Anſprüchen von ſelbſt, daß die Völker verdummt werden müſſen, daß der Geiſt gekränkt und im Gewiſſen gebrochen, die Wiſſenſchaft, insbeſondere die des Geiſtes und ſeiner Geſchichte, verfolgt und unterdrückt werden muß. Wo dieſes nicht hinreicht, bleibt nichts übrig als die Lüge ſelbſt auf den Thron zu erheben, dem Menſchen eine göttliche Machtvollkommenheit beizulegen.

In ſolchen Zuſtänden wird ſich alſo die allgemeine göttliche Weltordnung ganz beſonders bewähren: denn der Tag des Triumphs ſelbſt wird die Stunde des Unterganges, weil er Empörung gegen Gott iſt. Wäre das nicht, ſo gäbe es weder Gott noch göttliche Weltordnung, und die ganze Geſchichte des Bewußtſeins der Menſchheit von Gottes Gegenwart in dieſen Angelegenheiten wäre Wahnſinn und Lüge: der Teufel regierte die Welt und das Böſe wäre Gott. Mit andern Worten: die entgegengeſetzte Anſicht muß zum völligen Unglauben führen: und das thut ſie auch.

Daß dieſe Anſicht aber eine unſelige Täuſchung ſei, wird die Weltgeſchichte gewiß in jeder ihrer Kriſen beweiſen: die göttliche Weltordnung kann ſich noch weniger verleugnen in ſolcher Dunkelheit, als die Sonne ihr Licht bei der Morgenröthe. Wenn ein Staat, welcher nur egoiſtiſche Zwecke verfolgt, kein göttliches Recht des Beſtehens hat, ſo widerſtreitet die ſelbſtſüchtige Unduldſamkeit der Kirche und alle religiöſe Verfolgung noch mehr dem oberſten Weltgeſetze. Denn die höchſte Gemeinſchaft hat die Pflicht der höchſten Liebe.

# Viertes Hauptstück.

## Das politische Ergebniß.

Die Krisen des Gottesbewußtseins sind politische Krisen.

Wir sahen allenthalben das staatliche Leben gedeihen, wo es sich bildete als That des Gottesbewußtseins, mochte nun dieses in religiöser Form unmittelbar, oder als Gefühl des Rechtes und der Berechtigung erscheinen, oder auch nach beiden Seiten hin sich thatkräftig erweisen. Aus dem Glauben an eine sittliche Weltordnung und dem Berufe ihr zu dienen, sahen wir schon in der Urwelt große Reiche und große Schicksale hervorgehen: so durch Zoroaster erobernd und ausbreitend, und durch Abraham absondernd, heiligend, vorbereitend zum Gesetz und zum Evangelium. Nicht weniger klar bewiesen dieses die Anfänge und Fortschritte der helleniſchen und italiſchen Menschheit in Kleinasien und Europa. Endlich blieb auch die Geschichte des Gottesbewußtseins der christlichen Arier, und insbesondere der germaniſchen Völker, diesen Beweis nicht schuldig.

Nicht minder beweisend aber war das Zeugniß der Weltgeschichte für die ergänzende Thatsache, daß die Fortdauer des Gottesbewußtseins die Fortdauer der Herrschaft und Macht bedingte, und daß der Untergang der Reiche sich durch Gottlosigkeit und Selbstsucht ankündigte. Unter Gottlosigkeit dür-

fen wir nun eben ſo wenig die Gleichgültigkeit gegen die Staatsreligion verſtehen, als die äußere Anhänglichkeit an dieſelbe gleichſtellen mit der Frömmigkeit. Das wirkliche Verhältniß zu einer Staatsreligion iſt nicht etwas, das in des Menſchen freier Macht ſteht: es gehört dazu Glaube an ihre Lehren und Ueberzeugung von ihrer Wahrheit. Das Weſentliche der Gottloſigkeit iſt vollkommen vereinbar mit einer äußerlichen Frömmigkeit, aber nicht mit der Gottſeligkeit der Sittlichkeit, dem perſönlichen thatkräftigen Glauben an die ſittliche Weltordnung als Gottes Werk und Willen. Das Abſterben dieſes Bewußtſeins iſt eben ſo nothwendig ein Grund des Verfalls und des Unterganges des Staates, als das wahre, geſunde, ſtaatliche Leben nur durch die Kraft dieſes Bewußtſeins ſich bilden und erhalten kann. Gott wird nicht weniger verklärt durch einen ſolchen Untergang, als durch das Gedeihen eines rechtlichen und gottesfürchtigen Volkes. Denn wo anders iſt die Kraft, die natürliche Selbſtſucht des Einzelnen zu überwinden und Hingebung für das Gemeinſame zu erregen, als in dem Bewußtſein, daß Gott in dieſem Gemeinſamen gegenwärtig lebe, und wir ſeinen Willen durch das Pflegen dieſes Gemeinſamen erfüllen?

Iſt das Geſagte wahr, ſo muß auf dem politiſchen Gebiete das Zeichen einer Kriſe ſich einerſeits in dem Uebertreiben der Gewalt der Herrſcher und andererſeits in dem Abſterben des Gemeinſinns, und alſo dem Zunehmen der Selbſtſucht der Einzelnen zeigen. Denn in gewöhnlichen Zeiten werden beide im Zaume gehalten durch den verſtändigen Eigennutz. Man regiert erträglich, man fröhnt der Selbſtſucht mit Maß und Anſtand: nicht weil das Gottesbewußtſein dazu treibt, aber es beſteht doch noch eine Achtung vor der Ehre, und vor allem eine, wenn auch kurzſichtige Berechnung des Vortheils.

Die formulirte Lüge der Gottlosigkeit auf diesem Gebiete ist seitens der Herrscher die Vergötterung schrankenloser Gewalt (des Absolutismus) als eines göttlichen Rechtes: als wenn alles Göttliche nicht seiner Natur nach gemeinsam, mittheilend, liebend wäre und als wenn Schrankenlosigkeit menschlicher Gewalt nicht Wahnsinn heißen müßte, deren Vergötterung aber Lästerung! In diesem Wahnsinn sahen wir alle asiatische Reiche und Regenten unfehlbar untergehen: nicht zufällig, sondern vermöge der göttlichen Weltordnung, welche das Uebermaß des Frevels nicht duldet.

Sollte die Vergötterung aristokratischer Macht oder der Volksgewalt, als Ueberhebung über die göttlichen Schranken der Menschheit und über die ewigen Gesetze der göttlichen Weltordnung, weniger gottlos sein? Gewiß nicht! auch sehen wir hier dieselben Zeichen des Untergangs. Der innere Widerspruch ist hier noch größer: beim Absolutismus des Autokraten wird allerdings Freiheit und Recht anerkannt, jedoch ausschließlich für den Einen: bei der Aristokratie schon für eine Gesammtheit, was die Anerkennung der Rechte einer Gemeinde überhaupt voraussetzt: bei der Demokratie endlich wird gleiches Recht als Grund verkündet, und dann die Macht gebraucht, um der schnödesten Selbstsucht zu fröhnen.

So ist denn auch deshalb die politische Verschuldung und das daraus entspringende Verhängniß am entsetzlichsten in der entarteten Demokratie. Hier wird das Kühnste und Seltenste, die gleiche Berechtigung des Einzelnen als höchster Grundsatz aufgestellt, und die Hingebung Aller für das Gemeinsame gefordert. Wenn nun die daraus hervorgehende Freiheit misbraucht wird um der schrankenlosesten Selbstsucht zu fröhnen, wenn das herrschende übermächtige Volk Gewalt und Unterdrückung übt gegen machtlose Stämme und Staaten, weil der

gewaltige Nachbar ihres Landes bedarf; ſo iſt das größte Gericht Gottes vor der Thür, wenn nicht der beſſere Geiſt des Volkes ſich ermannt und erneuert. Das wird aber nie ohne Einkehr ins Ewige, ohne religiöſe Erhebung, ohne perſönlichen ſittlichen Glauben geſchehen.

Faſſen wir das Geſagte zuſammen, ſo dürfen wir ſagen, daß auf dem politiſchen Gebiete als Zeichen des Unterganges die Vergötterung des ſelbſtiſchen Genuſſes erſcheine: ſei es, daß Macht oder Geld, um ihret- oder um des Genuſſes willen, mit ſchnöden Künſten ehrlos erſtrebt werden. Das Recht misbraucht zum Unrecht, die Macht Gutes zu ſchaffen, zur Entſittlichung, die Freiheit ſelbſt zur Knechtung — das ſind die Zeichen der letzten Zeit!

# Fünftes Hauptstück.

## Das Gesittungsergebniß.

**Wahre Gesittung ist Fleisch und Blut gewordenes Gottesbewußtsein im Volke.**

Die Gesittung erweist sich als Kunst, als Poesie, als Wissenschaft und als nationales Schriftthum. Welches Gottesbewußtsein darin sich offenbaren kann, zeigt am gegenständlichsten die Geschichte der griechischen Bildung. Aber auch die neuere Geschichte hat Trophäen genug hier aufzuweisen: sämmtlich Belege dafür, daß nichts in dieser Gesittung wahrhaft groß ist, als das Menschliche, und daß sie mit dem Gottesbewußtsein abstirbt, aus welchem sie hervorging.

Gesittung ohne Gottesbewußtsein ist nichts als civilisirte Barbarei und verkleisterte Roheit. Es hilft nichts, daß man versucht, die Lüge und den Tod zu verstecken. In der Kunst stirbt mit dem Geiste das Gefühl ab für Form und Maß, welche beide aus ihm hervorgingen. Die Wissenschaft sinkt herab auf das Wissen um Kleinigkeiten, während alles Große und Wahre unverständlich wird. Das Schriftthum ist eine Zeit lang geleckt und glatt, obwol ohne wahren Geist und Geschmack: Uebertreibung wird für Kraft, Schwulst für Begeisterung genommen. Es bedarf dann aber nur äußerer Widerwärtigkeiten und einbrechender

öffentlicher Unfälle, damit die Hohlheit aller Zustände sich in ihrer ganzen Entsetzlichkeit offenbare. Doch zeigt sich die Gottlosigkeit einer falschen Gesittung am stärksten in den allgemeinen Verhältnissen, welche von der Sitte beherrscht werden: in der Ehe, in der Häuslichkeit, im Verkehr, in allem, wo Treue und Glauben ursprünglich mit Gesittung gleichbedeutend war, und nun ein vollkommener Widerspruch dem Bewußtsein der Menschen immer klarer und klarer vorliegt.

So gehen die Völker eigentlich unter durch das Verderbniß der socialen Zustände, das heißt der Urbedingungen des gemeinsamen Lebens und der Urschöpfungen des sittlichen Geistes.

Dieses Verderbniß selbst aber hat wiederum seinen ersten Grund in dem Verderben des Einzelnen, und zeigt sich am meisten im Absterben und Untergange des Glaubens an die persönliche sittliche Verantwortlichkeit.

In diesem Sinne also kann man sagen, daß das Verderben der Religion das Verderben der Nationen sei, und dieses Verderben seinen tiefsten Grund habe in der Entartung des ursprünglichen Gottesbewußtseins. Das aber ist der Fluch unsittlicher Regierungen, daß sie einen großen Theil der Sünde des Einzelnen, also überhaupt des Bösen auf der Erde hervorrufen: und das die schwere Verantwortlichkeit der höhern Stände, daß sie durch das Verderben und die Verzweiflung der arbeitenden Klassen sich selbst ein Gift und zuletzt dem Staate den Untergang bereiten.

Hiergegen vermögen alle Künste der civilisirten Tyrannei nichts. Sie gehen immer auf zwei gleich verderbliche Wege hin. Einmal wird versucht, alles Höhere und Edle zu ersticken durch die Begünstigung und Erleichterung der sinnlichen Genüsse des großen Haufens und der höhern Stände. Ver-

ſchwenderiſche Pracht heißt Anſtand, Mode tritt an die Stelle der Sitte: ſittliche Schlaffheit und Gleichgültigkeit heißt Menſchlichkeit, freches Laſter liebenswürdige Schwäche, niedrige Sklaverei ergebene Geſinnung, Loslaſſung des Thieriſchen im Menſchen, innerhalb der polizeilichen Ueberwachung, die wahre Freiheit.

So war es bei den despotiſchen Reichen Aſiens, und ſchwerlich viel beſſer in Tyrus und Sidon: doch das Entſetzlichſte und am geſchichtlichſten aufbewahrte Beiſpiel, ſowol der Sünde als der Strafe, iſt das kaiſerliche Rom. Kann ähnliches Verfahren in chriſtlichen Ländern andere Folgen haben? Ja, nämlich noch viel entſetzlichere!

Der andere Weg iſt die Heuchelei. Man berechnet, daß frommer Sinn ein großes Glück ſei für die Völker, bei welchen ſie ſich findet, und Religion das beſte Mittel Zucht und Sitte herzuſtellen, auch den Gehorſam der Unterthanen zu ſichern. Statt nun auf innerliche, ſittliche Erneuerung hinzuſtreben, und dabei mit gutem Beiſpiele voranzugehen, ſtellt man äußerliche Gebräuche wieder her, ſchmeichelt der Prieſterſchaft, gibt ihr die geiſtige Leitung des Volkes, und ſinkt doch gerade in den Abgrund, wenn man wähnt, ſich die feſteſte Stütze geſichert zu haben. So mehre der römiſchen Kaiſer von Auguſtus an. Früher oder ſpäter kommt die Weltkriſe: es wird Gericht gehalten, und Volk und Regierung gehen unter: dieſe unrettbar, jenes nur rettbar durch erneuertes, innerliches Gottesbewußtſein, und Aufnehmen des im Herzen der Menſchen immer wieder anklingenden, ewig jungen und verjüngenden Wortes der Offenbarungen Gottes.

# Zweiter Abschnitt.

## Die Folgerungen.

---

### Einleitung.

### Die Zeichen der innern und äußern Krise der Gegenwart.

Falls unsere Erforschung und Betrachtung der weltgeschichtlichen Entfaltung des Gottesbewußtseins und des Waltens der ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung nicht ganz der Wahrheit entbehrt, so fließen die voranstehenden Ergebnisse mit solcher Natürlichkeit und Nothwendigkeit aus den Thatsachen, welche wir als die leitenden und in sich zusammenhängenden Erscheinungen des Gottesbewußtseins der Menschheit während der letzten fünf Jahrtausende gefunden haben, daß wir wol annehmen dürfen, es müsse diesen Erscheinungen ein ewiges Gesetz zu Grunde liegen. Auch ohne daß ein speculativer Beweis geführt wird, wie solche Gesetze im Denken als nothwendig erscheinen, genügen Induction und Analogie für die Annahme, daß eine allgemeine Erfahrung auch für uns und unsere Zustände gelte. Auch unser Gottes-

bewußtſein in Religion, im Staat, in Geſittung iſt alſo ein Theil der allgemeinen Entwickelung. Es tritt damit die Frage an uns heran: was denn folgt aus den bisher betrachteten Erſcheinungen und Ergebniſſen für jeden von uns perſönlich, für unſere gemeinſamen Zuſtände, und für die Zukunft der Menſchheit?

Da wird es denn wol unter den Beſonnenen nur Wenige geben, wenn irgend Jemand, der angeſichts jener Thatſachen dieſe Frage, mehr oder weniger anknüpfend an die Schlußbetrachtung jener Ergebniſſe, ſich nicht etwa ſo ſtellte:

> Befinden wir uns nicht mitten in einer jener großen Kriſen, und vielleicht am Vorabende einer Kataſtrophe der europäiſchen Menſchheit?

Wir können, ſcheint es, die Frage nicht abweiſen ohne ſchuldbare Feigheit und ſtrafbare Gleichgültigkeit: ja nicht einmal ohne den Vorwurf innerer Unwahrheit.

Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir damit auf ein ganz neues und ſehr zartes Gebiet treten. Bisher hatten wir vollendete geſchichtliche Thatſachen vor uns, und die Ergebniſſe gingen hervor aus abgeſchloſſenen Zuſtänden: hier finden wir uns in der Strömung werdender Zuſtände, in denen wir alle betheiligt, alſo, nach Art der menſchlichen Natur, mehr oder weniger befangen ſind. Geht jene Strömung abwärts oder aufwärts? Was iſt in unſern Zuſtänden abwärts und aufwärts? Gehet Alles auf Zerſtörung hin oder Alles zum Aufbauen, oder ſind die Zuſtände gemiſcht? geht die Kriſe zur gänzlichen Auflöſung, oder zu neuem, beſſerm Leben auf dieſer Erde? Wir werden mit dieſen Fragen an unſere Gegenwart zunächſt vor die Wiſſenſchaft des Geiſtes treten, und vor deren praktiſche Anwendung, die Nationalerziehung und höhere Bildung. Dabei verſehen wir uns, wenn

auch vielfachen Widerſpruchs, doch eines ruhigen Gehörs. Anders aber iſt es bei den drei folgenden Hauptſtücken: den Folgerungen für das Kirchliche, für das Staatliche und für die ſocialen Zuſtände. Bei der Erörterung ſolcher Fragen iſt es leicht vorherzuſehen, daß nicht wie dort die Gelehrten, die Beſonnenen, die Forſcher und Denker, die Erfahrenen, mitſprechen und das Urtheil zuletzt beherrſchen. Vielmehr pflegen jedesmal, wo es die nächſten, eigenen Belänge gilt, die Leidenſchaften, und hinter ihnen die Selbſtſucht und der irdiſche Vortheil und Beſitz das große Wort zu führen, und ſtatt der oberſten Macht des Gewiſſens und der Vernunft werden von Denen, welche daran nicht glauben, oder ſich vor einem ſolchen Gerichte fürchten, ganz andere Kräfte und Beweisführungen zur Hülfe gerufen. Dieſes gilt namentlich von Allem, was Kirchlichkeit und Confeſſionalismus betrifft; denn hinter dieſe iſt es am leichteſten, ganz andere Belänge zu verſtecken. Damit wir alſo hier nicht unnöthigerweiſe verletzen und aufregen, wollen wir uns alles Eingehens in die Zuſtände und die Zukunft der römiſchen und griechiſchen Kirche gänzlich enthalten. Die Vertheidiger derſelben ſind mit uns darin einig, daß die Chriſtenheit ſich in einer Kriſe befinde. Ihrer nunmehr dreihundertjährigen Behauptung, daß dieſe Kriſe die Schuld der Reformation ſei, welche die Völker zum Untergange führe, ſtellen wir die Thatſache apologetiſch entgegen, daß dieſe Kriſe ſich als ein gedeihliches Aufringen zum Leben erweiſt aus einem tauſendjährigen Tode, oder wenigſtens aus einem langen Verderben und Misverſtande, welche die Gegner doch nicht leugnen.

Das zunächſt gefährliche oder bedenkliche Feld iſt das politiſche. Auch hier überlaſſen wir in einem, der ruhigen und geſchichtlichen Betrachtung geweihten Werke die beſondere An-

wendung dem Gewiſſen der Leſer: was wir zu kennzeichnen ſuchen iſt nicht perſönlich noch vereinzelt.

In beiden Hauptſtücken, dem kirchlichen und dem politiſchen, haben wir uns auf die Formulirung kurzer Sätze beſchränkt. Unſer Werk iſt ein hiſtoriſches: was darüber hinausgeht und in die Gegenwart eingreift, wird nur angedeutet, damit der Leſer ſelbſt finde, ob die Folgerung aus der geſchichtlichen Betrachtung fließe oder nicht.

Der letzte Abſchnitt berührt das was man mit dem allgemeinen Namen Geſittung nennen kann. Denjenigen, welche meinen, daß wir bei der Schilderung des Kritiſchen in den Zuſtänden unſerer Geſittung, Literatur und Kunſt, alſo überhaupt in unſern ſocialen Zuſtänden eine zu trübe oder zu herbe Anſicht verfolgen, wollen wir nur wiederholen, daß unſere Weltanſchauung durchaus keine trübe iſt, und daß, wenn wir Schweres und Betrübendes aufzeigen, wir davon eben ſo viel mindeſtens leiden, als irgend ein Anderer, obwol wir nicht ohne Troſt, ſondern voll Hoffnung ſind.

Alle unſere Beurtheiler aber bitten wir nicht zu vergeſſen, daß wir nur Umriſſe zeichnen mit Rückblick auf das Vorhergehende, obwol das Eingehen in Einzelnes oft ſehr verlockend geweſen ſein würde.

---

# Erſtes Hauptſtück.

## Die wiſſenſchaftliche Folgerung.

Die Aufgabe der Wiſſenſchaft iſt, die Methode der Philoſophie der Menſchheitsgeſchichte zu finden.

### Erſter Satz.

Philologie, Hiſtorie und Speculation vereinigt führen zur poſitiven Philoſophie des Geiſtes.

Die drei Ausgangspunkte ſind die im Erſten Buche näher bezeichneten: der philologiſche, für die Erforſchung und Sichtung des gegebenen Thatſächlichen, als ſolchen; der hiſtoriſche, für die Entdeckung und Darſtellung des urſachlichen Zuſammenhanges und der Entwickelung dieſer Thatſachen; endlich der ſpeculative, für die Auffindung der Geſetze der Entwickelung des alſo geſichteten und in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange nachgewieſenen Thatſächlichen. Wenn wir nun auf jedem Schritte, um an die Wirklichkeit zu gelangen, dieſer drei Ausgangspunkte der Betrachtung bedürfen, ſo kann es ſich gegenwärtig weniger als je um eine „Umkehr der Wiſſenſchaft" handeln, wie Diejenigen geſagt haben, welche Gewiſſen und Vernunft läſtern, oder wenigſtens ihnen mistrauen. Vielmehr müſſen wir aus den Ergebniſſen unſerer Forſchung die Folgerung ziehen, daß umgekehrt eine Vertiefung und Belebung der Wiſſenſchaft des Geiſtes uns Noth thut. Jene

Wiſſenſchaft ſoll nicht getrennt bleiben vom Leben, ſondern mit ihm in innigere Verbindung treten. Der Menſchengeiſt ſoll bei ſeinem Wiſſenstriebe nicht auf Mathematik hingewieſen und darauf beſchränkt werden: es handelt ſich vor allem um eine innigere Verbindung mit der menſchlichen Wirklichkeit und eine fruchtbare Betrachtung ihrer Vergangenheit. Wir kennen unmittelbar nichts als Menſch und Menſchheit, und wir kommen bei ihrer Betrachtung bald dahin, daß beide ihre erſte Urſächlichkeit weder in der Natur noch in ſich ſelbſt haben, ſondern in einem ewigen, wollenden Gedanken, den die Menſchheit in ihrer Entwickelung darſtellt, ohne ihn zu erſchöpfen. Wir müſſen jetzt mehr als je Ernſt machen mit dieſer ſchwer und mühſam errungenen Erkenntniß, und aus der Betrachtung von Gott, Menſch und Menſchheit, als der ewigen und einigen Weſenhaftigkeit, unſer Gottesbewußtſein, und durch daſſelbe alles geiſtige Leben aufbauen, um uns aus der Verwirrung früherer Jahrhunderte und dem Drucke abſoluter Gewalten zur Klarheit des göttlichen Wiſſens und der Freiheit des Reiches Gottes zu erheben. Dazu ruft uns laut die Noth der Zeit und die Stimme der Weltgeſchichte. Die ganze europäiſche Menſchheit aller Welttheile und aller Bekenntniſſe hat hierfür denſelben Beruf.

## Zweiter Satz.

Die Wiſſenſchaft des Gottesbewußtſeins muß jetzt vorzugsweiſe mit der Sichtung und geſchichtlichen Anordnung der Thatſachen vorangehen.

Nachdem es faſt ganz allgemein erkannt iſt, daß die ſpeculative Kritik der Phänomene des Geiſtes, auf dem Wege des reinen Gedankens, ihren Lauf von Kant bis Hegel vollendet hat, ohne ſelbſt in Schellings neuerm Syſtem zu der wirklichen poſitiven Philoſophie geführt zu haben; bleibt uns

bei der anerkannten Untüchtigkeit des aphoristischen Empirismus nichts übrig, als die Phänomene des Geistes in der Zeit gerade so zu betrachten, wie die Erscheinungen der Natur im Raume, namentlich in der Astronomie schon seit mehren Jahrhunderten behandelt worden sind. Wir werden also jene Phänomene hinsichtlich ihrer Wahrheit als Erzeugnisse der Vernunft ansehen, hinsichtlich ihres Wesens als dem Sittengesetz im Menschen entsprechend, und versuchen sowol sie als abgesonderte, vollendete Erscheinungen zu begreifen, als auch die Gesetze dieser Entwickelung zu entdecken und darzustellen.

Wäre nun der geschichtliche Stoff bereits vollständig gesichtet, also nach den Kategorien oder begrifflichen Grundformen des endlichen Seins geordnet und historisch verbunden, also nach den Kategorien des Werdens oder der Entwickelung; so könnte man allerdings am besten ohne weiteres in den speculativen Theil der Untersuchung eingehen, und auf dem Wege des Gedankens jene Gesetze der Entwickelung der Menschheit zu erkennen, und behufs der Stärkung und Läuterung des bildenden Gottesbewußtseins zur Darstellung zu bringen suchen. Das ist aber so wenig geschehen, daß das Meiste hier noch zu thun sein dürfte. Wir müssen also den mühsamen Weg der philologischen und historischen Forschung nicht scheuen, bei dessen Verfolgung uns aber immer das hohe Ziel vor Augen halten — das Verständniß von Gott, Mensch und Menschheit — um uns nicht in Kleinigkeiten auf unfruchtbaren oder jetzt wenigstens nicht anzubahnenden Pfaden zu verlieren.

Gleichzeitig wird aber dabei doch auch der Gedanke sein Recht fordern und erlangen: denn er gewinnt eigentlich jetzt erst seinen höchsten Gegenstand, die Wirklichkeit, das ewige Sein, erkannt in seiner endlichen Entwickelung.

## Zweites Hauptstück.

### Die pädagogische Folgerung.

**Die Aufgabe der Erziehung ist harmonische Entwickelung des Gottesbewußtseins.**

Der Geist wird am meisten durch den Geist gebildet und zur Selbstkenntniß geführt: und deshalb sind für die Erziehung eines Volkes zur Menschheit (Humanität) Sprache und Geschichte, die Denkmäler des Geistes und die Vorbilder der sittlichen Kraft und Reinheit, viel wirksamer als Mathematik und Naturwissenschaft. Also zunächst Muttersprache, biblische und vaterländische Geschichte. Die höhere Bildung aber hat (wie wir gesehen) eine doppelte menschheitliche Wurzel: die biblische und die des klassischen Alterthums. So steht denn auch die höhere Nationalerziehung auf dieser doppelten Basis. Bibel und Alterthum sind die beiden Augen unsers Gottesbewußtseins, unserer Welt- und Nationalbildung: durch sie angeschaut werden unsere eigenen Zustände uns in ihrer göttlichen und menschheitlichen Bedeutung erst recht verständlich.

Also wird bei der allgemeinen Volkserziehung das biblische Element vorherrschen müssen, das heißt, die Weltgeschichte vom Standpunkte des unmittelbaren Gottesbewußtseins mit Christus als Mittelpunkt. Bei der höhern, mehr wissenschaftlichen Bildung wird dagegen das klassische Alter-

thum hervortreten müſſen, das Bibliſche mehr den individuellen Bedürfniſſen überlaſſen bleiben.

Die Bibel als Geſchichte Gottes muß hiernach das allgemeinſte Lehrmittel ſein. Sie iſt es aber nur bei den evangeliſchen oder gemiſchten Völkern: bei den katholiſchen iſt das Bibliſche verpönt, das Geſchichtliche überhaupt als Forſchung ſehr beſchränkt. Der Volksunterricht hat alſo eigentlich bei dieſen gar keine heilige, menſchheitliche Grundlage, ſondern wird ſich mehr auf Einlernen von Bräuchen und auf Dasjenige beſchränken, was dem Kirchlichen neutral iſt. In dieſem Umſtande liegt ein ganz unberechenbarer Unterſchied des Gottesbewußtſeins der evangeliſchen und der katholiſchen Völker. Dort iſt jene älteſte und heiligſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes, das Erſte Buch des Geſetzes, die Nahrung des jugendlichen Geiſtes aller Klaſſen, und eben ſo die Erzählung vom Leben Jeſu, mit allem was an beiden hängt. Weltgeſchichte und menſchliche Perſönlichkeit werden dadurch dem Volksgeiſte, und zwar den künftigen Müttern wie den künftigen Männern, vom Mittelpunkte des Gottesbewußtſeins vorgeführt. Gottes Geſchichte, urkundlich, unmittelbar, iſt vom Schooße der Mutter bis zur Volksſchule der Gegenſtand der Belehrung und Betrachtung des kindlichen Geiſtes aller Stände, wie der Forſchung und des Nachdenkens der erſten Männer und Geiſter der Nation. Wie hingegen ſoll ein lebendiges Gottesbewußtſein unter einem geiſtreichen und altgebildeten Volke (und das ſind alle romaniſchen Völker vorzugsweiſe) da entſtehen, wo die Bibel das unbekannteſte Buch, ihre Verbreitung das verbotenſte Werk iſt, ja als ein verfluchtes geſcholten wird? Gottes Geſchichte in der Erziehung auch nur verdrängen, iſt noch mehr (wegen der Heiligkeit des Geiſtes über die Natur) als Gottes

Sonne auf der Erde verhüllen wollen! Die Folgen liegen am Tage.

Der Gegensatz zeigt sich in Holland, verglichen mit Belgien (dem jetzigen, nicht dem von 1560), und in der protestantischen Schweiz mit den katholischen Cantonen. Die entgegengesetzten Behauptungen, z. B. in Rendu's Bericht über die deutschen Schulen, beruhen theils auf Unkenntniß, theils auf engherziger klerikaler Anschauung. Aber auch die evangelischen Bildungsanstalten sind noch keineswegs zu ihrer vollen Ausbildung gelangt: in England wegen des Mangels aller philosophischen Methode bei dem Sprachunterrichte, und auch bei dem Unterrichte in der Religion; in Deutschland wegen des Verwechselns von Wissen und Können. Jenes ohne dieses hat als Bildungsmittel einen sehr geringen Werth, und einen um so geringern bei der Volkserziehung und der allgemeinen, nationalen Bildung. Das Wissen verschwindet spurlos, das Können gar nicht, oder mindestens nicht ohne dauernde Spur und Wirkung. Man kann nun offenbar viel weniger als man weiß, d. h. nur mit dem Verstande aufgefaßt hat. Aber das Können allein übt die Selbstthätigkeit: das Wissen nur die Empfänglichkeit für Eindrücke. Jenes bringt thätige, entschlossene Charaktere hervor, dieses leicht Bücherwürmer, Träumer oder Schwätzer. Gottesbewußtsein ist Leben, Leben Kraft: die Kraft wird aber nur erworben durch Selbstthätigkeit.

Das Uebermaß der Lehrstunden in unsern Gymnasien ist also nicht blos Folge des Eindringens der sogenannten Realien, das heißt der positiven und technischen Lehrgegenstände, sondern auch des Sinkens jenes Gottesbewußtseins, aus welchem die ältere Studienordnung Preußens hervorging. Man hat vergessen, daß Schulen nicht Gelehrte und Schulmänner, sondern Menschen, Volks- und Staatsmänner bilden sollen.

Die Begeisternng für das Alterthum kann nur durch die Wahl des Besten und Hervorhebung des Menschlichen in ihm geweckt und erhalten werden.

Den höhern Forderungen der Mathematik und den Realien kann man nur in den Progymnasien (bis Ober-Tertia) genügen: alles Weitere gehört in die Realschulen, welche am besten mit den beiden obern Klassen parallel laufen dürften. Das eigentlich Technische erfordert Realuniversitäten und hat sich in einem unserer sogenannten Polytechnischen Institute (in Carlsruhe) diese Form schon fast gefunden.

Auf diese Weise kann auf den Universitäten Zeit und Kraft bleiben zur menschlichen Fortbildung, wofür es kaum einen weniger geeigneten Gegenstand geben dürfte als die gelehrte juristische Bildung für künftige praktische Männer der Verwaltung. Und doch nehmen die Vorlesungen darüber jetzt bei weitem den größten Theil der Zeit und Kraft der künftigen Lenker und Verwalter des Staates weg, während die im Laufe dieses Jahrhunderts positiv ausgebildeten staatswirthschaftlichen Wissenschaften fast allen unsern Staatsmännern, bis auf die neueste Zeit, gänzlich unbekannt geblieben sind.

Wie nun hängt alles dieses zusammen mit dem Gottesbewußtsein? Aufs unmittelbarste und innigste! Das Gottesbewußtsein ist das Bewußtsein um den innern, menschlichen Sinn und Zusammenhang und die Harmonie der einzelnen Zweige des menschenbildenden Wissens, unter einander und mit der Wirklichkeit. Das ist die Basis des Bewußtseins Gottes in der Erziehung!

Nicht weniger ernste Lehren aber scheinen uns die Ergebnisse der Geschichte dieses Bewußtseins auf dem Gebiete der Volksschulen zu geben, namentlich in dem religiösen Unterrichte. Die Unterweisung soll hier vorzugsweise erziehend

ſein. Da iſt es denn ganz in der Ordnung, daß man an die Stelle kraft- und ſalbungsloſer oder verſchraubter „Bibliſcher Geſchichten" in der Schule, und neben oft endloſen (wo nicht geiſtloſen) Predigten in der Kirche, das Leſen der Bibel ſelbſt wieder in beiden einzuführen ſuche. Allein die Auffaſſung der Schulmänner und Kirchenräthe, welche dieſes in den letzten Jahrzehenden betrieben haben, ſcheinen dabei großentheils mehr von einem Eifer für die Maſſe und den Buchſtaben als für den Gehalt und Geiſt der Bibel beſeelt geweſen zu ſein. Man wird dadurch ſo wenig in den Schulen und den Gemeinden, als in den Schullehrerſeminarien den Zweck erreichen, ſondern umgekehrt nur Heuchelei oder Widerwillen hervorrufen. Auch hier dürfte ſich der bedauerliche Umſtand herausſtellen, daß die Männer der Wiſſenſchaft ſich in den letzten vierzig Jahren wenig um die Wiederbelebung des religiös-kirchlichen Sinnes bekümmert, und noch weniger mit der Gemeinde und deren Bedürfniſſen beſchäftigt haben. Die wiſſenſchaftlichen Probleme zur Befriedigung dieſer Bedürfniſſe ſind noch zu löſen, und die Paſtoren werden ſie ſchwerlich löſen.

Endlich gehört zur harmoniſchen Ausbildung des Gottesbewußtſeins im Einzelnen und im Volke auch der gymnaſtiſche Theil, oder die Ausbildung einer geſunden und ſchönen Leiblichkeit. Das Turnen hätte nie beſeitigt werden ſollen, gäbe es auch beſſere Gründe für eine ſolche Beſeitigung als die, welche in der Kampziſchen Zeit vorwalteten. Aber mit Herſtellung des Turnens und Schwimmens allein iſt's nicht gethan. Das phyſiſche Leben wird, bei den jetzigen Einrichtungen der meiſten Schulen, nicht weniger geknickt als das geiſtig-ſittliche, durch die Ueberfüllung der Schulen mit Lehrgegenſtänden. Der Knabe und der heranwachſende

Jüngling hat, und namentlich in den höhern Klaſſen der Schulen, faſt doppelt ſo viel Stunden in doppelt ſo viel Gegenſtänden, als er wirklich verarbeiten kann. Daraus, und in den Anſtalten auch aus dem Mangel hinlänglicher und ſtärkender Koſt, und aus der (für Schüler wie für Lehrer) gewiſſenloſen Beſchränkung der Ferien, und ihrer Verkümmerung durch maßloſe Ferienarbeiten, iſt Vieles zu erklären. Das geſunde Leben der Nation iſt dadurch in jeder Hinſicht geſchwächt, eben ſowol als durch die geiſtloſe Pedanterei, womit in vielen höhern Anſtalten das Studium des Alterthums betrieben wird.

Daß man Wehrhaftigkeit und Schulgymnaſtik getrennt, iſt ebenfalls ein Zeichen des Sinkens jenes Geiſtes, welcher ſich von 1808 an neubelebend geltend machte, ſeit 1820 aber mehr oder weniger ſyſtematiſch niedergedrückt wurde.

Keine Bildung wie keine Religion ohne lebendiges Gottesbewußtſein! keine Erziehung als durch Sprache, Bibel und Alterthum, in ihrer menſchheitlichen Bedeutung! Aber auch keine geſunde nationale Erziehung ohne geſunde und ſchöne Leiblichkeit und volle Freude am Daſein!

# Drittes Hauptstück.

## Die kirchliche Folgerung.

**Die Form der jetzigen kirchlichen Lehre und Gottesverehrung entspricht nicht dem Gottesbewußtsein der Gegenwart.**

Die Thatsache, daß keine der jetzt bestehenden größern Gemeinschaften den Forderungen entspricht, welche sich aus unserer bisherigen Betrachtung ergeben, bedarf keines Beweises. Also auch nicht die Folgerung, daß sie alle sich reformiren oder untergehen müssen. Denn das Eigenthümliche einer kritischen Zeit ist ja eben dieses, daß gewisse krankhafte Zustände, welche sich vielleicht Jahrhunderte hindurchgezogen haben, aufgefordert werden durch die Stimme der Weltgeschichte, das heißt durch die Noth, sich von innen heraus neu zu gestalten, wenn sie nicht hinweggeschwemmt werden sollen von einer neuen Flut.

Natürlich gibt es dagegen auf dem Gebiete der Theologie unwiderlegliche Einwendungen und Gegengründe, und auf dem politischen Gebiete auch Zwangsmittel, dergleichen unbequeme Betrachtungen zu beseitigen. Allein der Historiker des Gottesbewußtseins hat seine Berechtigung bei dem hohen Gegenstande, welchen die Theologen den ihrigen nennen. Es ist seine Pflicht die Wahrheit der Thatsachen zu erforschen und auszusprechen: denn das ist der Beruf des Priesterthums der Menschheit. Inquisition, Verfolgung und Verdächtigung soll

kein Chriſt fürchten: ſie ſind auch Gottlob! den Leſern dieſes Werkes nur durch die Verſuche ſophiſtiſcher Rechtsgelehrten und Theologen und ihrer kurzlebigen Helfershelfer bekannt.

Nach dieſer Erklärung übergeben wir die folgenden Sätze dem Gewiſſen und dem Nachdenken unſerer Leſer.

## Erſter Satz.

Die Gemeinde der Zukunft muß als Trägerin der Grundidee aller Anbetung anerkannt und dargeſtellt werden, nämlich des wahrhaften Opfers.

Die Gemeinde iſt die ſichtbare Darſtellung der Gegenwart Gottes unter den Menſchen, ſein Tempel und Heiligthum: ihre Anbetung das Gelöbniß dieſem Gottesbewußtſein gemäß in Heiligkeit und mit hingebender Liebe zu denken und zu leben. Das iſt das wahre und urſprüngliche Opfer der Gemeinde: das Evangelium fordert dieſes Opfer, und nur dieſes: die Reformation erkennt das Prinzip, aber ihre Formulare ſind nur proviſoriſch und entſprechen jener Forderung nicht. Wiſſen und bedenken das die Biſchöfe, die Kirchenräthe und die kirchlichen Conferenzen?

## Zweiter Satz.

Der Gottesdienſt muß hinſichtlich des Gehalts zugleich bibliſch und geiſtig ſein.

Wie die Form ihren lebendigen Mittelpunkt hat in der Opferidee; ſo der Gehalt des Gottesdienſtes in der Bibel, als weltgeſchichtlicher Offenbarung. Dieſes bringt alſo mit ſich eine vernünftige Verleſung der Bibel: die evangeliſche Geſchichte muß Mittelpunkt ſein, und die rationell-bibliſche Darſtellung der Geſchichte der Offenbarung Gottes in der

Menschheit im Kirchenjahr sich von da aus gestalten. Haben das unsere Consistorien und Kirchenräthe gethan?

### Dritter Satz.

Der Gottesdienst muß freie und feststehende Elemente haben, darf aber nie herausgehen über die Bedeutung eines Sinnbildes, und also darf neben der Anbetung die Predigt nicht fehlen.

Die Predigt ist das im Geiste des Predigers wiedergeborene Wort Gottes: ohne das Wort ist der christliche Gottesdienst ein unvollkommener, und steht immer in Gefahr in ein Zweckwerk oder selbstgültiges Werk auszuarten, das heißt ins Judenthum oder Heidenthum zurückzufallen. Wissen und bedenken das unsere Liturgen?

### Vierter Satz.

Beten kann nicht befohlen werden: aber es kommt von selbst durch den Geist Gottes aus dem durch Verlesung und Predigt des Wortes Gottes gehobenen Gottesbewußtsein der Gemeinde, welche Christus als ihren König weiß, und durch Aelteste und Synoden ihres Vertrauens ihrer Freiheit sich bewußt wird.

Wie soll sich die anbetende Gemeinde freudig erbauen, wenn sie in ihren eigensten Angelegenheiten bevormundet und gemaßregelt, und ihres Lebens nimmer froh wird?

# Viertes Hauptstück.

## Die politische Folgerung.

Nur die Staaten der gesetzlichen Freiheit können die jetzige Krise überleben.

Auch hier stehen die Folgerungen aus unserer Erforschung und Darstellung des Gottesbewußtseins der Menschheit in ihrer geschichtlichen fünftausendjährigen Entwickelung so klar auf jedem Blatte der Weltgeschichte geschrieben, für Jeden, welcher an eine göttliche Weltordnung, also an Gott, glaubt, und die Bedürfnisse seines Gemüthes und der Gegenwart kennt, auch dafür zu leben und zu sterben willig ist, daß es als unnöthig erscheint mehr zu thun als diese Folgerungen in möglichst bündiger Fassung kurz aufzustellen. Nur die gesetzliche Freiheit ist nach dem evangelischen Christenthum wirklich gottgefällig, weil allein sittlich. Ja die bürgerliche Freiheit ist die Gewähr der Aufrichtigkeit des evangelischen Bekenntnisses, und nothwendig zur Bildung gesunder Gemeinden und zur Herstellung der Harmonie des Lebens. Die bürgerliche Freiheit endlich ist nothwendig nach der göttlichen Weltordnung, weil das Reich Gottes durch Völker und Staaten fortschreitet. Jetzt aber thut sich allgemein ein Regen des religiösen Geistes kund als Nationalsache. Die beiden großen Gegensätze der geistigen Strömung der letzten dreihundert Jahre, der Romanismus, welcher die Völker ohne Reformation zur politischen Freiheit führen will, und der

Germanismus, welcher vor allem nach religiöser Freiheit und sittlicher Reform strebt, sind verschwunden.

### Erster Satz.

Die politische Krise ist eine religiös-kirchliche geworden, und die religiös-kirchliche eine politische: die Völker und Staaten bedürfen aber einer innern, sittlichen Erneuerung.

### Zweiter Satz.

Die Völker verlangen von den Regierungen größere Freiheit, die Regierungen größere Opfer von den Völkern, aber wenige ziehen daraus einen richtigen Schluß: ein innerer Widerspruch, welcher eine Weltkrise herbeiführen muß.

Mit diesen beiden Sätzen ist viel mehr ausgesprochen und gefordert, als die meisten Menschen sich bei diesen Worten denken. Freiheit ist Selbstverwaltung und Selbstregierung: diese aber setzen die Kraft sittlicher Willensbestimmung und also Selbstbeherrschung im Einzelnen voraus. Volksfreiheit ohne Revolution setzt voraus das gegenseitige Vertrauen Aller, gegründet auf Vertrauen auf Gott und Glauben an die sittliche Weltordnung.

Deshalb kann jedes Volk wol die Freiheit verkündigen, aber nur ein auf sittlich-religiöser Basis stehendes Volk kann sie wirklich ausüben und erhalten. Und jede Regierung kann am Ende der Nothwendigkeit weichen wollen auf Freiheit einzugehen: aber wenn dann im Volke das innere, sittliche Gottesbewußtsein fehlt, die einzige Quelle aller Erneuerung, wie ist der Revolution dauernd zu steuern?

# Fünftes Hauptstück.

## Die sociale und chiliastische Folgerung.

Die geselligen Zustände und die Zukunft der Menschheit befinden sich in einer Weltkrise.

### Erster Satz.

Der Gegensatz zwischen nationalem Schriftthum und der Gesittung überhaupt einerseits und Religion und Frömmigkeit andererseits, muß eben sowol aufgehoben werden als der Gegensatz von Wissenschaft und Forschung mit Religion und Theologie, oder als der zwischen Freiheit der bürgerlichen Gemeinde und Freiheit der kirchlichen.

Das Leben des neuen Europas ist durch jene Trennung und Scheidung verkümmert worden: und doch ist keine wahre Wissenschaft und Kunst denkbar ohne Gottesbewußtsein, und dieses kann nicht bildend fortschreiten ohne beide. Jene Gegensätze sind im Großen und Ganzen die Gegensätze der romanischen und der germanischen Bildung, und es handelt sich darum, sie so zu begreifen und zu kräftigen, daß sie sich gegenseitig ergänzen. Immer wird dabei das Unterscheidende sich kundgeben, daß nämlich der eine Theil des gebildeten Europas vorzugsweise die eine Seite anstrebt und

ausbildet, der andere dagegen die andere: allein bei vollkommener Durchbildung im Individuum wird sich diese Verschiedenheit wesentlich nur als Gegensatz des Ausgangspunktes darstellen. So ist seit der großen Trennung die Religion der Germanen kunstlos, die der Romanen dagegen strebt nach Schmuck. Bei weiterer Ausbildung aber zeigt sich die germanische Kunst eben so gut wie das nationale Schriftthum religiös, und die Kunst und Literatur der Romanen dagegen strebt nach weltlicher Freilassung. Alle diese Gegensätze sind verschwunden oder verschwindend: ein harmonisches, echt menschliches Leben kann sich gestalten, mit Durchdringung der Stände und der Nationalitäten: es kann aber auch Alles untergehen in Verwirrung.

## Zweiter Satz.

Den socialistischen Umwälzungstrieben kann nur durch die wahre sociale Gesinnung und die daraus hervorgehende Erneuerung der geselligen Zustände mit Erfolg entgegengearbeitet werden.

Auch hier zeigt sich die Rettung nur in einer größern Vertiefung und Ausdehnung des Gottesbewußtseins und seiner Verwirklichung von innen heraus.

Niemand wird in Abrede stellen, daß die vor siebzig Jahren begonnene große politische Umwälzung des romanischen Europas furchtbare sociale Elemente in sich schloß, und daß diese nicht allein dort, sondern auch im Schooße vieler germanischer Nationen, mehr und mehr sich entwickelt haben. Das ist der Fortschritt des Todes, und das herrscht vor allenthalben, wo die Erscheinung nicht als Fingerzeig der ewigen Weltordnung erkannt und benutzt ist, um mit der Besserung der politischen und sittlichen Zustände tiefer zu

gehen. Das Uebel ist nicht mehr ein örtliches im staatlichen Organismus, sondern ein allgemeines. Aber jedem Uebel steht, bei innerlicher Gesundheit, die heilende Kraft des sich verjüngenden Lebens siegreich zur Seite. Und haben nicht in der That auch selbst jene Bewegungen eine neue sittlich-religiöse Kraft hervorgerufen, und zwar nicht allein bei den bedrohten höhern Klassen, sondern auch bei vielen vom Socialismus ergriffenen Seelen? Aber nur das Evangelium vermag dieses Wunder in den Massen zu wirken.

## Dritter Satz.

Der Glaube an ein bevorstehendes Ende der Welt ist zu beachten als ein fortschreitendes Gefühl der Zeit von einer gegenwärtigen Weltkrise und einer drohenden socialen, politischen und religiösen Katastrophe in Europa.

Die beiden Formen des Vorgefühls einer furchtbaren und doch nicht allenthalben abzuwehrenden Katastrophe der europäischen Menschheit sind die von dem Herannahen des tausendjährigen Reiches, als der Wiederbringung aller Dinge, und die von einer unbedingten Zerstörung: sei es, daß das Ende dieser Welt, als Vertilgung des Menschengeschlechtes, oder nur als Vernichtung der gegenwärtigen Verhältnisse gedacht werde. Von diesen beiden Vorstellungen ist die erste, die chiliastische, oder die Theorie vom Millennium, offenbar die gefördertere: ja, wenn sie richtig, also geistig, gefaßt wird, muß sie die evangelisch-apostolische heißen. Nach dem Evangelium, nach den evangelischen Briefen und nach der Offenbarung des Apostels Johannes ist das Ziel und die endliche Wirkung der richterlichen Wiederkehr Christi die Gründung eines allgemeinen Gottesreiches. Wenn aber nun diese Wiederkehr Christi

das Zeichen des Kampfes und Gerichts sein soll (und das steht klar im Evangelium), also des Unterganges der bestehenden ungöttlichen Ordnungen, politischen und kirchlichen, ist dann Christus nicht bereits wiedergekehrt? Leben wir nicht in dieser seiner richterlichen Gegenwart, seiner verheißenen Zukunft? Ohne allen Zweifel: nach dem Zeugnisse des Evangeliums und der Weltgeschichte. Wer betrügt sich mehr, die Juden, welche noch auf ihren Messias warten, oder die Christen, Fürsten wie Völker, welche nicht merken, daß der Messias, an welchen sie glauben, der richtende Geist des Vaters und Sohnes, wiedergekehrt ist, um Gericht zu halten über diese undankbare und übermüthige Welt, und zum Troste Derer, welche nur von Ihm das Heil erwarten? Wir glauben, daß die Verkündigungen der Apokalypse noch eine große Zukünftigkeit einschließen: aber wir bedürfen ihrer nicht um uns berechtigt zu finden, diesen Satz auszusprechen.

## Vierter Satz.

*Die bevorstehende europäische Welt-Katastrophe wird eben wie alle vorhergehenden ein Weltgericht sein, und nur eine größere und herrlichere Entfaltung des Gottesreiches zur Folge haben.*

Dieses ist bis jetzt in jeder großen Weltkrise der Fall gewesen, und das dadurch fortgeschrittene Gotteswerk auf der Erde hat noch, in jedem Zweige, eine kaum übersehbare Aufgabe weiterer Entwickelung vor sich. Einmal hat die Ausbreitung des Glaubens an das Evangelium sich doch bisher nur in einem sehr engen Kreise bewegt, wenn man die Gaukeleien von Bekehrungen von Kindern und Völkern durch Taufbesprengung beseitigt. Zweitens weil dieser Glaube

bisher doch nur in die äußere Rinde des Weltlebens eingedrungen iſt, ſobald man auf die Verwirklichung geht: ſowol das theoretiſche wie das praktiſche Gottesbewußtſein haben noch die größten Probleme der Wiſſenſchaft und des geſelligen Lebens zu löſen. Endlich iſt ſelbſt der individuelle Glaube an Chriſtus bei den Meiſten noch ſehr ungeläutert und ungeiſtlich. Der Autoritätsglaube und das Kleben an Aeußerlichkeiten iſt nicht der Glaube, welchen Chriſtus fordert. Entweder iſt das Chriſtenthum eine Lüge und die Geſchichte des Gottesbewußtſeins die Darſtellung eines Traumes, oder es wird die Zeit kommen, wo jeder religiös geſinnte Menſch, die Frau wie der Mann, „von Gott ſelbſt geleitet ſein", das heißt, die Wahrheit des Chriſtenthums in ſich ſelbſt unmittelbar empfinden wird, und wo dieſes allein Religion heißt. Dann erſt kann die Religion die ſocialen Zuſtände durchdringen.

Eben ſo gewiß muß eine Zeit kommen, wo eine abſolute Herrſchaft im Staate, religiös und ſittlich, wie die Sklavenherrſchaft betrachtet, und von beiden Seiten anerkannt wird, daß ſie, wie dieſe, ein noch größeres Unglück ſei für Diejenigen, welche ſie üben, als für Die, welche ſie leiden. Die letztern können durch ſolche Zuſtände eben ſowol zum Glauben gebracht werden als zur Verzweiflung, die Herrſcher ſelbſt aber nur zum Böſen, zur Lüge, zum Wahnſinn.

Endlich, wenn eine göttliche Weltordnung beſteht und in Jeſu Gottesbewußtſein geſchaut und abgeſpiegelt iſt, muß auch eine Zeit kommen, worin die Kriegführung als ein Reſt der Verwilderung und eben ſo unvernünftig als unſittlich, und alſo die Veranlaſſung deſſelben als ein gemeines Verbrechen angeſehen wird.

Wer will glauben, daß unſere Staatsmänner auf dieſem Wege ſeien, wie Manche behaupten, und wie ſchwärmeri-

ſche Gemüther meinen? Nicht einmal die erſte redliche Anbahnung ſolcher Zuſtände durch eine Friedensverbindung ſittlich frommer Nationen und aufrichtiger Regierungen, verbunden mit einem Schiedsgerichte, den Amphiktyonen der neuen Menſchheit, iſt bis jetzt ernſtlich angeſtrebt von irgend einer Regierung. Aber ſchon daß man die Sache erörtert, und daß die Idee als Mittel politiſcher Bewerbung und diplomatiſcher Täuſchung gebraucht wird, beweiſt, daß ſie eine Macht in den Gemüthern gewonnen hat. Die Thoren und Heuchler, welche glauben, daß ſie dadurch dem herannahenden Gerichte entgehen werden!

## Fünfter Satz.

Die Wiederbringung aller Dinge, alſo der Sieg des Guten auf der Erde, iſt das Ziel der Geſchichte: der Geiſt iſt unſterblich als ſittliche Perſönlichkeit, und ſein Fortſchritt unendlich, denn er iſt urſprünglich Eins mit dem ewigen, bewußten Gedanken des Weltalls, und ſoll dieſen Gedanken auf der Erde verwirklichen in ſchrankenloſer Zeit.

Dieſe letzte Folgerung iſt, vom Standpunkte des rein geſchichtlichen Forſchens nur bedingt zu erweiſen, nämlich nur wenn zugegeben wird, was ſich nicht geſchichtlich, ſondern nur ſpeculativ erweiſen läßt. Die Vernunft hat bewieſen, und kann zu jeder Zeit in neuer Formel beweiſen, daß man endliche Folgerungen auf das Unendliche anwenden kann, inſofern nicht das Unterſcheidende beider in Betracht kommt, ſondern Das, was im Endlichen als unendlich, weil ewig, geſetzt werden muß. Außerdem aber ſtellt das Gewiſſen jene Annahme als Heiſcheſatz auf: wir nennen Gewiſſen, was bei Kant als praktiſche Vernunft aufgeführt und behandelt wird.

# Schluß.

Mit diesem Satze langen wir also bei der äußersten Grenze des uns vorgezeichneten Gebietes an, da wo das Geschichtliche in Poesie oder Speculation, das Schließen nach Analogie und Induction in die Beweisführung durch den reinen Gedanken übergeht. Unterdessen dürfen wir wol annehmen, daß in jenem Heischesatze das dem Menschen eingepflanzte Gottesbewußtsein mit unfehlbarer Wahrheit rede. Wir bedürfen als Philosophen zu dieser Annahme nichts als denselben Glauben der Vernunft, womit die Menschheit an ihr Dasein und ihre Auffassung der sichtbaren Wirklichkeit glaubt. Der denkende Geschichtsforscher nun wird in diesem Glauben an den göttlichen Instinkt mächtig gestärkt durch die Wahrnehmung, daß die edelsten Stämme der Menschheit an demselben festgehalten haben in allen Zeitaltern, und zwar in demselben Grade als sie erleuchtet, tugendhaft und glücklich waren. Der Christ endlich findet diesen Glauben im tiefsten Grunde des Gottesbewußtseins jener einzigen Persönlichkeit, welche nicht allein der Urheber, sondern auch der Gegenstand unsers innersten Gottesbewußtseins ist.

Wenn nun die Entwickelung des menschlichen Geistes als eine Entwickelung des Ewigen, Unendlichen in der Zeit

angeſehen werden muß; ſo wird ſie nicht allein eine fortſchreitende ſein, ſondern als eine, nach menſchlichem Maßſtabe unendliche angenommen werden müſſen: das heißt als ein Fortſchritt, deſſen Ende nicht beſtimmbar iſt nach menſchlichen Zeitverhältniſſen.

Was denn wird dieſe Entwickelung anders ſein als eine immer zunehmende Vereinigung von Erkenntniß und Sittlichkeit, eine immer innigere Durchdringung des Wahren und des Guten, alſo die vollkommenſte Schönheit? Beides, Sein und Erkennen, Wahres und Gutes, ſind ja Eins in Gott. Ja das ſind beide auch, wenngleich in menſchlicher Unvollkommenheit, in der Menſchheit. Wir ſehen ſie, bei richtiger Beobachtung, in der Geſchichte Hand in Hand gehn, obgleich in Knechtsgeſtalt und dem gewöhnlichen Auge verhüllt in den Lumpen der menſchlichen Unvollkommenheit, außer wo ſie in ihren Wirkungen ſich unwiderſtehlich vor der Welt geltend machen. Die, welche dieſe Vereinigung als die wahre Weisheit lehren, ſind die wahren Jünger der Weltweisheit: Diejenigen aber, welche durch ihr Leben und Wirken dieſe Weisheit bethätigen, Frauen wie Männer, ſind die wahren Jünger des als Geiſt zum Gerichte wiederkehrenden Chriſtus, und werden die Welt richten mit Ihm.

So gehe denn glaubensmuthig und in Gott ſelig durch die Jahrtauſende, du zerriſſene Menſchheit, du zertretenes Volk Gottes! Du biſt doch eine größere Verherrlichung des Ewigen als alle Sonnen und Sterne, denn es ſtrahlt aus dir, und von Allem was wir ſehen, aus dir allein, der bewußte Geiſt, nach welchem die ganze Natur ſich ſehnt, und in dir allein offenbart ſich die göttliche Liebe, welche den Gedanken der Schöpfung gedacht und ſich in dieſe Wirklichkeit verſenkt hat! Und du, gottbewußtes Geſchlecht der

nächſten oder einer fernern Zukunft, erſchrick und verzage nicht, wenn das Weltgericht einbricht über das alte Europa: was ſtürzt, ſinkt getroffen vom rächenden Blitze des Himmels, und was in Trümmer fällt, macht nur Platz dem neuen Leben, welches im ſtillen Laufe von Jahrhunderten, unbeachtet und deshalb ungeſtört, unter ihm aufgeſproßt iſt. Es wird Alles reifen zu ſchönerer Frucht. Du aber, einzelner Geiſt, der du mit uns durch die wüſte und verwirrte Gegenwart zieheſt, lebe das Ewige in der Zeit, weide dich an dem herrlichen, glücklichern Weltalter, und ſpiegele dich und deine Zeit in dem großen Weltſpiegel der Menſchheit, der Bibel und ihrem unerſchöpflichen Schatze von Gotteswort. Dann wirſt du ganz verſtehen jenen Spruch des frommen und weiſen Mannes, den wir oben dir vor Augen geſtellt haben:

Wem Zeit iſt wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der iſt befreit
Von allem Streit.

# Ausführungen und Nachweise zum Dritten, Vierten und Fünften Buche.

# Ausführungen zum Dritten Buche.

(Theil II.)

---

## 1.

## Zu S. 47: Die Lieder des Schi-King.

Die älteſten Lieder, welche einen geſchichtlichen Anhaltspunkt haben, beziehen ſich auf die Dynaſtie Schang, welche nach der Staats-Chronologie 1766 Jahre v. Chr. zu regieren begann, nach der einzig richtigen des Bambusbuches aber erſt im Jahre 1559. Nach 28 Regierungen, in 15 Geſchlechtern, folgte das Haus Tſcheû, im Jahre 1050: gewöhnlich wird nach amtlicher Rechnung 1122 angenommen. Von der Herrſchaft dieſes Hauſes dauern die erſten elf Regierungen 269 Jahre: alſo bis zum Jahre 782. Das Jahr 776 (erſte Olympiade) iſt das ſechste Jahr des zwölften Königs: in dieſes fällt die mit aller Genauigkeit beobachtete Sonnenfinſterniß. Das erſte Jahr dieſes Königs, Yeu-Yang, iſt alſo das Jahr 781. Die Lieder aus dieſem Hauſe gehen alſo vor 781 hinauf bis zum Jahre 1050. Hier allein haben wir nachweisliche Verfaſſer: Anſpielungen auf das Haus Schang aber, Erinnerungen aus der Zeit dieſer Dynaſtie (alſo von 1559—1051 v. Chr.), haben auch wol damals erſt ihre dichteriſche Form empfangen. Man ſehe Gaubil, „Observations", II, 151. Bunſen, „Aegyptens Stelle", Buch IV. Der in den Liedern geprieſene Wu-Wang iſt der Gründer der Tſcheû-Dynaſtie, welcher den gottloſen letzten König der Schang ſtürzte. Er iſt, wie wir ſehen werden, der Gründer der ethiſchen Auslegung der Zeichen-Philoſophie der Chineſen. Seines Enkels Lieder ſtehen im „Schi-King", Buch IV, Kap. 1, 2. Die aus der Dynaſtie Schang in Kap. 3. (S. Mohls „Ausgabe der Ueberſ.", S. 192—219. Vgl. Noten zu Kap. 3, S. 319 fg.)

Wir geben bei dieſer Gelegenheit ein ſchönes, altes Lied des Schi-King, welches Herr Johann Cramer in ſeinem „Schi-King oder chineſiſche Lieder", geſammelt von Confucius (ſ. oben im Texte, S. 47), geſchmack-

voll überſetzt hat (S. 156), und in der Vorrede (S. VIII) ſinnig als prophetiſchen Ausſpruch der Ahnung einer erneuernden Zukunft bezeichnet.

### Aeußeres ohne Inneres.

Herrlich iſt es wol zu ſchauen,
Wie wir unſern Ahnen bauen
Schöne Grabdenkmale;
Sorglich auch bewahren wir
Kunſt' und Wiſſenſchaftenzier
Gleich des Himmels Strahle.

Alles haben wir erſpäht,
Auch zur tiefſten Tiefe geht
Unſers Geiſtes Forſchen:
Dennoch iſt uns angeſagt,
Daß dem Reich ein Morgen tagt,
Wo es wird vermorſchen.

Denn an innerem Gehalt,
An des Geiſtes Urgewalt
Fehlt es unſerm Können;
Wie der Haſ' auch zierlich ſpringt,
Endlich es dem Hund gelingt,
Nieder ihn zu rennen.

Ein wunderbar ernſtes Gefühl der völligen Abgeſtorbenheit des innern Lebens des alten Volkes der Menſchheit, aus dem achten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung, wo nicht aus früherer Zeit! Der chineſiſche Weltbaum iſt lange ausgehöhlt, aber er ſteht noch! Und es gibt auch vielleicht Chineſen außerhalb des Reiches der Mitte!

## 2.

## Zu S. 49: Die chineſiſche Bezeichnung des Gottesnamens.

Ueber die Bezeichnung der Gottheit durch Schang-ti, und das Verhältniß dieſes Namens zu Ti, Tien, Schin und andern findet ſich die ehrreichſte Nachweiſung in H. Medhurſt „Reply to the Essay of Dr. Booke" (Kanton 1848), 8. Auch für den Begriff des „Ewigen" als Ueberſetzung von „Jahveh" (Jehovah) gibt es ein chineſiſches Wort, welches ſchon Rémuſat vorgeſchlagen hat.

## 3.

## Zu S. 52: Die Unſterblichkeitslehre der Chineſen.

Wuttke hat darüber das Wichtigſte ſehr zweckmäßig zuſammengeſtellt II, §. 18, S. 48 fg. Die angeführten Ausſprüche des Confucius

und ſeiner Schule ſind aus Gabelentz „Sing-ti-tſchin-thſiuan", in Laſſens „Zeitſchrift", III, S. 275 fg. entnommen. Die Erklärung des Confucius über die Ahnengeiſter ſteht in „Memoires des Chinois", XII, p. 243.

## 4.

## Zu S. 56: Die Acht und die Vier und Sechzig Zeichen des I-King, und ihre Bedeutung.

Was Leibnizens mathematiſch-philoſophiſchen Scharfſinn beſchäftigte, iſt jetzt kein Geheimniß mehr; verdiente aber wol einer eingehendern Behandlung, als es gefunden, ſeitdem (1830) uns die lang verborgen gebliebene Arbeit des Jeſuitenvaters Regis gedruckt vorliegt, durch Julius Mohl. Hier ſollen nur Andeutungen über das Ergebniß einer von mir darüber angeſtellten Forſchung gegeben werden. Die chineſiſchen Commentatoren ſind ſeit Confucius darüber einig, daß drei Perioden in jenem räthſelhaften Buche der Zeichen enthalten ſind. Die jüngſte iſt zugeſtändlich die ethiſche Ausbildung der 64 Zeichen, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dieſe in das Jahrzehend vor der Erhebung der dritten Dynaſtie oder des Hauſes Tſcheû in die Jahre 1060—1051 v. Chr. fallen. Es iſt ein Würfelſpiel mit ethiſch-phyſiſchen Gegenſätzen, mit räthſelhaften Anſpielungen auf die damaligen entſetzlichen politiſchen Verhältniſſe, die man bei Gützlaff gut geſchildert findet. Daneben liegt eine rohe Darſtellung phyſiſcher Gegenſätze. Aelter noch müſſen einige arithmetiſche Kunſtſtücke ſein. So Tafeln, welche das Verhältniß des (ohne Zweifel einſt gebräuchlichen) quinariſchen Syſtems zu dem Decimalſyſtem darzuſtellen ſcheinen: ja auch ſchon das magiſche Viereck (Lo-ſcha) oder die quadratiſche Zuſammenſtellung der Zahlen 1 bis 9, ſo eingerichtet, daß jede Reihe 15 ergibt. Die Tafel iſt folgende:

| | | |
|---|---|---|
| 4 | 9 | 2 |
| 3 | 5 | 7 |
| 8 | 1 | 6 |

Es scheint mir dabei nicht zufällig, daß die äußersten Zahlen der obersten wagerechten Reihe (4 und 2) mit den quer gegenüberstehenden der untersten (6 und 8) verbunden 10 ergeben, eben wie die beiden innern Zahlen der obersten und untersten Reihe (9 und 1). Auch hier also möchte wol die Rücksicht auf die Erfindung des Systems der zwei Hände ($2 \times 5 = 10$) und sein Gebrauch statt des quinarischen nicht zufällig sein. Die Tafel wird dem großen Kaiser Yü zugeschrieben, dem großen Landbaumeister und dem Retter des Landes vor der Ueberschwemmung der beiden Ströme. Als seinen Regierungsanfang nimmt Vater Regis mit der amtlichen Zeitrechnung („I-King", I, p. 60) das Jahr 2207 v. Chr. an: er fällt aber vielmehr in 1991 („Aegyptens Stelle", V, S. 285, vgl. 274). Schon die Ausführung seines unsterblichen Werkes der Flußsicherung des Bettes der beiden großen Ströme beweist, daß er ein guter Mathematiker war, und jene Ueberlieferung ist also in keiner Weise zu bezweifeln. Der gelehrte Jesuit selbst sucht nachzuweisen (I, p. 8), daß die Figuren der berühmten Tafel der aus den acht Zeichen entstandenen 64 Kua (Zeichen), welche bereits in Fo-his Zeit fallen sollen, eine Progression darstellen, und zwar eine binarische:

2 . 4 . 8 . 16 . 32 . 64 .

die Linien dagegen die arithmetische Reihe geben

1 . 2 . 3 . 4 . 5 . 6 .

also die Exponenten der sechs ersten Potenzen von zwei. Indem wir diese Annahme auf sich selbst beruhen lassen, aber so wie das gleich hohe Alter der 8 und der 64 Zeichen, in welchen sich nur eine ideenlose Erweiterung der ursprünglichen 4 oder 8 Gegensätze zeigt, halten wir jedoch die Nachricht fest, daß in dieser Erweiterung bereits gegen das Jahr 1000 v. Chr. durch die Tscheü-Dynastie eine Umstellung vorgenommen wurde: sie selbst muß also jedenfalls älter sein. An die Stelle dieses Spieles mit physischen Gegensätzen tritt dann ganz begreiflich die Vorhaltung politischer Gedanken, durch ein geheimnißvoll scheinendes und doch unschuldiges Spiel mit ethischen Begriffen.

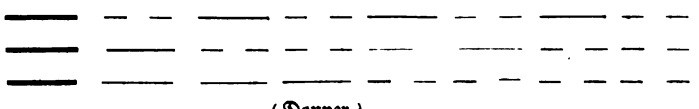
Als ursprünglich können wir also nur die Tafel der acht Zeichen annehmen, welche dem echt historischen Kaiser Pao-hi (Fo-hi) zugeschrieben werden. Dieser Kaiser fällt jedenfalls vor das Jahr 3000 (s. „Aegyptens Stelle", Buch V). Die Tafel der acht Zeichen stellt sich (mit Auslassung der chinesischen Namen) als Permutation der beiden höchsten Prinzipien (Yang, A männliches, und In, B weibliches), als der äußersten Glieder der Reihe, so dar:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | AAA. | Himmel (Aether) | das Feuchte. |
| 8. | BBB. | Erde | das Trockene. |
| 2. | BAA. | Wäſſeriges (Regen, Quellen, Seen ꝛc.) | das Leichte. |
| 7. | ABB. | Berge | das Schwere. |
| 3. | ABA. | Feuer | das Heiße. |
| 6. | BAB. | Waſſer | das Kalte. |
| 4. | BBA. | Donner | das Starre. |
| 5. | ABB. | Winde | das Bewegliche. |

Die bildliche Darſtellung der beiden Grundzeichen bei den Chineſen iſt folgende:

Jang: Die ungebrochene Linie: der Himmel Oben — die gebrochene Linie: In. die Erde Unten

Die Tafel der acht Zeichen aber ſtellen ſie ſo dar:



Himmel Wäſſeriges Feuer {Donner und Blitz} Winde Waſſer Berg Erde.

Das iſt der ganze Text des älteſten I-King. Natürlich muß dieſen Räthſeln eine mündliche Ueberlieferung des phyſiſch-philoſophiſchen Sinnes zur Seite gegangen ſein. Aber die acht Zeichen ſind nicht der Anfang, ſondern das Ende eines uralten Gedankens, der Grundidee, daß das Weltall durch die Wechſelwirkung von zwei oberſten Prinzipien entſtanden ſei und beſtehe. Das eine iſt das Vollkommene, das männliche, der Himmel: das andere das Unvollkommene, das weibliche, die Erde. Aus dem Spiele dieſer beiden Prinzipien nun werden ein paar Gegenſätze gebildet, rein phyſiſch. Damit kann keine Philoſophie anfangen: die Zweiheit, in dem Bilde von Himmel und Erde iſt bereits abgeleitet: der Begriff hat das Bild erzeugt, nicht umgekehrt: wie denn auch der Mond wirklich als In, als das unvollkommene oder empfangende Prinzip dargeſtellt wird. Mit andern Worten, was wir als das Aelteſte im I-King finden, iſt der äußerſte Realismus. Er wird Grund des Materialismus einer einſt als Gedanke beſtandenen Auffaſſung des Gegenſatzes zweier oberſten wirkenden Kräfte. Ein ſolches Beginnen ohne Idee, und mit einem Zahlenbilde, ohne alle Poeſie, iſt das getreue Bild des geſammten Sinismus. Das Gottesbewußtſein der Chineſen iſt der metaphyſiſche Niederſchlag eines

uralten Systems, welches aber in der ersten Entwickelung festgehalten und starr wurde. Das Grundwesen alles Chinesischen, von den ältesten Urkunden an, ist die Unfähigkeit, aus einer Anschauung eine Gedankenreihe zu entwickeln: die Kraft wird todter Stoff, die Gottheit das Firmament, der Organismus ein Mechanismus. Daher die Unfähigkeit der neuern Chinesen, bei der größten Anstelligkeit in einer Maschine etwas Anderes zu verstehen, als eben den äußern Mechanismus. Die chinesische Nachbildung der Uhren ist weltbekannt: ein historischer Ausspruch aus der letzten Zeit, welchen ich der mündlichen Mittheilung des uns zu früh entrissenen Gützlaff verdanke, ist noch bezeichnender. Ki-ing, der Vicekönig, hatte nach dem Frieden von Nanking ein Dampfschiff durch seine Chinesen erbauen lassen, ganz nach dem Vorbilde eines englischen. Es kam der Tag der Probefahrt: beide Dampfschiffe sollten zugleich abfahren: aber das chinesische konnte nicht vom Flecke. Einer der obersten Beamten ward entrüstet, trat zum Dolmetscher (Gützlaff), welcher neben den englischen Behörden stand, und rief aus, in der durch des Grafen Görz geistreiche Darstellung berühmt gewordenen Lingua franca: „Number One the same, but not walkie he", d. h. „das Prinzip (der beiden Schiffe) ist dasselbe: aber das unsrige geht nicht." Natürlich fand sich, daß dieses Nichtgehen die natürliche Folge davon war, daß die Chinesen nie das Prinzip des Dampfschiffes studirt, und also bei der Abfahrt die nothwendigen Klappen nicht geöffnet hatten, dabei aber zu stolz waren, den Beistand der Engländer anzunehmen. Was sie Prinzip nennen (das Erste, Eins, wie principium von primus) ist ihnen nichts als der todte Mechanismus. So ist ihnen, seit sie Philosophen nach Confucius Weise geworden, der Himmel Dasselbe, was er den Ministern der Königin Anna von Großbritannien war, welche (nach einer geschichtlichen Urkunde) aus dem von der Königin gemachten (noch jetzt aufbewahrten) Entwurfe der Thronrede zur Eröffnung des Parlamentes die Worte ausstrichen „als nichtssagend", wodurch die Königin „dem Himmel" Dank aussprach für die glücklichen Ereignisse. Hier verhält sich die Idee der Vorsehung (pronoia, providentia) zu dem Himmel, wie das bewegende Prinzip der Dampfmaschine zu dem Mechanismus.

Es war also doch ein Fortschritt, wenn der chinesische Zeitgenosse Davids oder Salomos jenem Zeichenspiel (welches außerdem mit dem uralten Aberglauben des Weissagens aus den farbigen Flecken der ans Feuer gehaltenen Schildkrötenschale zusammenhing) eine ethische Bedeutung gab. Es konnte aus dem Spiele von Wärme und Kälte, Flüssig und Trocken, nichts Vernünftiges herauskommen: je mehr man die Grundgedanken aus-

Spann, durch mathematische Vermehrung der Gegensätze, denen keine Wirklichkeit entsprach, desto gedankenloser und geistloser mußte das Spiel werden: der metaphysische Gedanke war gänzlich verloren gegangen, und die physische Betrachtung gründete sich weder auf einen wahren Gedanken, noch auf die Wirklichkeit: es war ein inhaltleeres Spiel.

Auf der andern Seite muß man aber allerdings gestehen, wenn man sich durch den zweiten Theil durcharbeitet, daß die ethische Philosophie bei jener Wendung nicht mehr gewann als bei der frühern Betrachtung die speculative Philosophie und Mathematik oder die Naturwissenschaft. Die ethischen Betrachtungen sind aufs willkürlichste und geistlosesteknüpft an die alte Spielerei, und es kommt dabei am Ende nicht einmal die Weisheit der Thierfabel der spätern Volksphilosophie Aegyptens, Indiens und Persiens heraus.

Die größte Wichtigkeit dieser ganzen seltsamen Ausbildung scheint diese. Die Chinesen gingen aus von derselben ursprünglichen Anschauung aller andern denkenden Völker der Alten Welt, von dem Spiele der zwei obersten Gegensätze, über welches auch die neueste Naturphilosophie nicht hinauskommt, so wenig als Platos Timäus. Aber sie verloren bald die Fähigkeit Erscheinung und Geist, Stoff und Kraft zu unterscheiden. So in der Sprache: so in der Anschauung des Verhältnisses Gottes zu der Welt und zu dem Menschen. Aber der Anfang dieser Entwickelung ist doch der Gedanke, und das läßt sich noch jetzt nachweisen.

## 5.

## Zu S. 63: Ueber Lao-zö.

Wenn irgend etwas in dem Leben des Confucius bezeichnend ist für die Stellung, welche er selbst nahm gegenüber einem höhern Gottesbewußtsein, so ist es die Erzählung von seinem Zusammentreffen mit Lao-zö. Es war kurz nach seinem politischen Falle, den er noch nicht verschmerzt hatte, als er sich entschloß, den wunderlichen Weisen zu besuchen, der sich immer entfernt von ihm gehalten hatte. Er begann damit seinerseits dem Eremiten einige scholastisch-theologische Fragen vorzulegen, namentlich was die Reste der Verstorbenen und die ihnen schuldige Verehrung betrifft. Lao-zö gab ihm die (S. 61 angedeutete) Antwort, welche ungefähr darauf hinausgeht: „Lasset die Todten ihre Todten begraben." Er scheint ihm aber offenbar auch die Hohlheit seines theologisch-philosophischen Strebens und Systems vorgehalten, und bei dieser Veranlassung seine eigene Ansicht über das Absolute ausgesprochen

zu haben. Denn so verstehen wir den sehr merkwürdigen Ausspruch des Confucius, den seine Schüler berichtet und der viel zu charakteristisch und tief ist, um von ihnen erfunden zu sein. Die Worte lassen sich ungefähr so wiedergeben: „Das Wild verfolge ich mit meinen Pfeilen, den Fisch „mit dem Hamen, aber diesen Drachen kann ich nicht erreichen, wenn „er sich in die Lüfte erhebt." Der Spruch macht dem redlichen Manne die höchste Ehre. Er hatte in jener Stunde empfunden, daß er vor einem überlegenen Geiste gestanden, den er nicht zu fassen vermochte, dessen Worte aber sehr mächtig waren, obwol er das System ohne Zweifel als eine Schwärmerei betrachtete. Er vergaß den Unglimpf und die persönliche Verletzung, die er erfahren, und welche die ihn begleitenden Jünger gewiß sehr tief empfanden, und gab treu den Eindruck wieder, den er empfangen: ein unwillkürliches Geständniß, daß er sich in einer, wenn auch mehr gesicherten, doch niedern Sphäre bewege.

## 6.

## Zu S. 79: Die Gâthâs oder Lieder Zoroasters.

Hier, wie bei Buddha, gebührt die Palme dem uns so frühzeitig entrissenen, eben so gründlichen und besonnenen als geistreichen französischen Gelehrten, Eugène Burnouf. Die unermüdliche Forschung deutscher und dänischer Gelehrten ist jetzt damit beschäftigt, die Texte des Zendavesta allmälig zu sichten und zugänglich zu machen: und die Bemühungen von Brockhaus, Spiegel und Westergaard sind hier mit Achtung zu nennen. Das Aelteste und Wichtigste von Allem aber, dessen Verständniß bis jetzt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestanden hatten, dürfen wir bald hoffen, befriedigend erklärt zu sehen durch die Vollendung von Haugs Werke über die Gâthâs. Dieser ausgezeichnete Gelehrte hat nämlich unternommen, die ältesten Theile des Zendavesta, die sogenannten Gâthâs, oder Lieder Zarathustras, kritisch berichtigt herauszugeben und befriedigend zu erklären, welche zum Theil ein so starkes Gepräge persönlichen Denkens und Handelns, und persönlicher Geschicke eines Religionsstifters an sich tragen, daß wir schon deswegen kaum umhin können, in diesen Theilen ein Werk Zoroasters selbst zu erkennen. Darauf führt auch die strenge, prophetisch gedrungene Form, und die alterthümliche Herrlichkeit der Sprache. Die Mittheilungen des mir befreundeten ausgezeichneten Gelehrten (wortgetreue lateinische Uebersetzungen und mündliche Erklärungen) haben mich in Stand gesetzt Das, was mir entscheidend vorkam für die Würdigung des Mannes und seiner Lehre für dieses Werk zu benutzen.

In meiner Uebersetzung habe ich das alte Versmaß den uns geläufigen klassischen Formen nachgebildet, dabei aber mich der größten Treue befleißigt.

## 7.

## Zu S. 94: Der Mitra Zoroasters und der Veden.

Die einzige Quelle des altbaktrischen Gottesbewußtseins hinsichtlich des bei den spätern Persern vorkommenden Sonnengottes Mitras sind die alten Vedenlieder. Die Gâthâs Zoroasters kennen ihn nicht. Das zendische Bewußtsein von ihm haben wir neulich durch eine schöne Abhandlung des gelehrten und scharfsinnigen Prälaten Windischmann kennen gelernt. (Abhandlungen der D. M. G. I, 1, 1857.)

Als feststehend dürfen wir annehmen, daß in den Veden Mitra (der Gefährte, Freund, der Freundliche) als die Sonne in ihrer freundlichen Milde angerufen wird. In diesen sehr zahlreichen Anrufungen erscheint er fast nie allein, sondern gewöhnlich in Verbindung mit Váruna, dem Himmelsgewölbe.

Bei der Zusammenstellung mit Váruna allein steht Mitra voran in der Dualverbindung Mitrâ-Varunâ: er steht dem Tage vor, wie Váruna (der Sternenhimmel, eigentlich das ganze Himmelsgewölbe) der Nacht (Rigv. III, 55, 7, S. 97 Wilson). Beides sind Erscheinungen von Agni, der feurigen Lebenskraft. Agni, heißt es vorher, hat zwei Mütter, Himmel und Erde:

> Das Kind der zwei Mütter schlummert im Westen:
> dann tritt es hervor, ohne Widerstand,
> das sind die Thaten Mitras und Várunas,
> groß, unvergleichlich ist der Götter Macht.

Das edle Sonnenroß (Dadhikra) ist den Menschen gegeben von Mitra und Váruna, heißt es in einem andern Liede desselben Buches (39, 5; vgl. 38, 2, Wilson, III, 198). Mitra endlich wird in einem Liede desselben Buches (25, 10, S. 93) der Weichbauchige, Feuerzüngige genannt.

In den spätern Zendbüchern nun findet sich offenbar eine weitere theologische Ausbildung: Mitra ist das göttliche Licht der von Ahuramasda geschaffenen Lichtkörper, also der Sonne, des Mondes und der Sterne. Er geht der Sonne voraus und beleuchtet zuerst die Höhen. Allsichtbar ist er zugleich allsehend, alldurchdringend, also allgegenwärtig, allwissend: Bild und Vertreter der Wahrheit und Treue. Er führt ein

in die unsterbliche Welt, welcher er selbst entgegengeht, und deshalb heißt er Schutz in beiden Welten (XXIII, 93). Mitra steht hiernach als Mittler zwischen dem ewigen Lichte und den himmlischen Lichtkörpern.

Dieser Mitra ist also, durch eine spätere Rückwirkung der alt-iranischen Religion, mit Zoroasters System in der Weise in Verbindung gebracht, daß er dem Ahuramasda untergeordnet ist, als ein den andern Yazatas zur Seite stehender Genius. So betet er selbst in den an ihn gerichteten „Mitra-Gebeten" zu dem obersten Gott also (XIX, 74):

> „Ahuramasda, heiligster Geist, Schöpfer der bekörperten Lebendigen, Reinen! Wenn mir die Menschen mit namenbenanntem Opfer opferten, wie sie den andern Yazatas opfern, fort von dem schnellen, vergänglichen Zeitalter würde ich schreiten: zum eigenen, dauernden, unsterblichen, unbegrenzten Leben hin werde ich gehen."

Er heißt (XXIII, 89) Priester Ahuramasdas, wie von ihm angeordnet, wie Agni Hoherpriester der Himmelsgötter in den Vedaliedern genannt wird. Mitras hervorragendes Beiwort in den Anfängen ist: der Wachsame: die Bedeutung des Namens (der Freundliche) wird noch gefühlt, denn er heißt der Mitra-Herr, wo Mitra Beiwort ist (XXXV, 145).

Herodots weibliche Mitra ist ohne Zweifel das Misverständniß einer persischen Mitrâni (die Freundliche). Der Beiname der Anâhitâ, ja sogar ihre Verehrung sind zwar durchaus unbezeugt vor Artaxerxes (II., 404—359), auf dessen Inschrift in Susa (Norris in „Journal of Asiat. Soc.", XV, 159) sie neben Mitra vorkommt. Ja wir haben bei Clemens von Alexandrien das ausdrückliche Zeugniß des Berosus (aus dem 3. Buche seiner chaldäischen Geschichte (s. Urkundenb. zu „Aegyptens Stelle", S. 112), daß erst dieser Artaxerxes („Sohn des Darius Ochus") das Bild der Anaïtis in allen Hauptstädten seines Reiches aufstellte, und die Perser zur Verehrung der „Aphrodite Anaïtis" anhielt. Daß nun Herodot noch zur Zeit jenes Königs lebte (also nach 404), beweist seine Erwähnung, nicht allein des Amyrtäus, sondern auch seines Sohnes Pausiris, dessen Statthalterschaft nicht vor 400 fallen kann, wie in den Untersuchungen über Aegypten von mir nachgewiesen und in den Zeittafeln anschaulich gemacht ist. Wir haben also in jener Angabe wiederum einen Beweis, daß Herodot an seinem Geschichtswerke noch bis in die spätesten Lebensjahre hinein gearbeitet hat. Aber eben so gewiß ist auch, daß an die Verehrung einer weiblichen Mitragottheit von den Persern vor Artaxerxes nicht zu denken ist. Selbst der Dienst eines persönlichen Mitra ist nicht alt, sicherlich nicht zoroastrisch. Nach dem Abendlande kam er erst im Jahrhunderte vor Christus.

## 8.

## Zu S. 102: Sunahsépa und das angebliche Menschenopfer.

Diese Legende ist zuerst allgemeiner bekannt geworden durch A. W. Schlegels Uebersetzung im „Ramájana", I, 61. Dann hat Roth (1850) sie aus der viel ältern Quelle, dem „Aitareja-Brahmana" gründlich behandelt in zwei Aufsätzen, die in Webers „Indischen Studien" gedruckt sind (I, 2, S. 457 fg. und II, 1, S. 112 fg.). Er kommt zu demselben Ergebnisse wie Wilson in dem gleichzeitig erschienenen ersten Bande der Uebersetzung des „Rigveda" (Anávara VI, S. 59 fg. Anm. zu Sukta I, und L, 78, Anm. zu Schluß von Sukta VII) nämlich, daß die Legendengeschichte dem Veda fremd ist. Es kann aber auch in Abrede gestellt werden, daß der „Rigveda" bereits die Geschichte als bekannt voraussetzt: sie wird gar nicht etwa in jenem Liede des ersten Buches erzählt, noch weniger besingt das Lied dieses Ereigniß. Umgekehrt, es wird darauf nur angespielt. Nun mag es allerdings auch eine Ueberlieferung jenes uralten Ereignisses gegeben haben: allein in jenen Darstellungen sind die einzelnen Züge auf erträumten Auslassungen des Vedaliedes beschränkt. Sie können nicht aus irgend einer andern alten Quelle entstanden sein, sondern müssen als phantastischer Ersatz für die verlorene Geschichte angesehen werden. Ich bemerke noch außerdem, daß dabei überhaupt nur die erste Sukta zur Frage kommen kann, denn in ihr allein kommt Sunahsépas Name vor, in den übrigen sechs dieser Abtheilung sind weder er genannt, noch auch jenes Ereigniß. Die betreffende Stelle sind wiederum nur folgende zwei Verse (12 und 13 nach Roth und Wilson):

12. Das sagt man mir immer, Tag und Nächte,
Das thut mir kund die Einsicht meines Herzens:
Der welchen rief gefesselt Sunahsépa,
Der König Váruna soll uns befreien.

13. Als Sunahsépa ward ergriffen und gebunden
An die drei Pfähle, rief er an Aditja,
Daß ihn befreien möge Váruna der König,
Der Weise, Starke seine Bande lösen.

Die andere von Roth beigebrachte Stelle lautet also (V, 1, 2, 7):

Du haſt ihn losgemacht von tauſend Pforten,
Der dich in Banden anrief, Sunahſépa:
So löſe denn auch unſre Bande, Agni,
Hierher zu uns dich lagernd, kund'ger Opf'rer!

Hier iſt Agni ſelbſt (das Feuer) der Befreier, und der Pflöcke oder Pfähle, an welche Sunahſépa gebunden iſt, ſind zahlloſe. Die Veden behandeln alſo die Geſchichte als eine alte, dunkle Sage mit dichteriſcher Freiheit. Eine Opferungsgeſchichte liegt ohne Zweifel zu Grunde: aber wie und wo? das iſt eine andere Frage. Noch weniger ſind wir berechtigt, die urſprüngliche alte Sage mit dem Mythus von Phrixos oder der Opferung der Iphigenia, oder gar mit Iſaaks Opferung zu vergleichen. Nur Eins dürfte als feſtſtehend angeſehen werden: die Sage iſt nicht im Lande des Indus, ſondern in Mittelaſien, und zwar in Baktrien entſtanden: denn der Name iſt baktriſchen Urſprungs.

## 9.

## Zu S. 103: Die Ribhu.

Die Anſicht der Ribhu als der Urväter des Menſchengeſchlechts hat H. Neve (Löwen 1846) entwickelt in ſeiner Schrift „Essai sur la mythe des Ribhavas". Aber der phyſiſche Charakter der Dichtung, mit kosmogoniſchem Hintergrunde iſt unverkennbar (vgl. Wilſon zu „Rigveda", I, p. 46). Die Vedenlieder, welche hier beſonders Aufſchluß geben, ſind: Rigveda, IV, 4, vgl. I, 110, 5, wo am Schluſſe Meer, Luft, Erde ausdrücklich genannt ſind. So erklären ſich auch ihre in dieſem Liede genannten Namen:

Vadſcha (Raub, Nahrung).
Ribhu (der Starke).
Vibhvan (der überall iſt).

Sie ſind Söhne Angiras, der Sonne: als ihre Mutter muß die Erde gedacht ſein: denn ſie ſtärken ihre niedergebeugten Aeltern, indem ſie Alles mit Leben erfüllen, unter Leitung des Tvaſchri, des Demiurgen. So heißt es von ihnen, daß ſie den beiden Lichtbringern, den Asvinen, ihre Wagen bauten, auf welchen ſie durch die Ober- und Unterwelt ziehen (I, 111, 1, vgl. 117, 118), oder des Sonnengottes Pferde bildeten (vgl. 20, 2). Wenn es hier heißt (V. 1), daß ſie „göttlich geboren" waren, ſo erklärt ſich das eben aus ihrer Verbindung mit dem ſchaffenden Geiſte, als Gehülfen der Weltſchöpfung. Der kosmogoniſche Charakter iſt aber genug ausgeſprochen im zweiten Verſe, wo es heißt:

Geistig (Manasa) behufen sie für Indra die Rosse, welche auf seinen Befehl angeschirrt werden.

Ehe sie ihr segensreiches Werk begannen, schliefen sie zwölf Tage in der Gastfreundschaft des Unverhüllbaren: dann machten sie fruchtbar die Felder, leiteten die Flüsse, und es standen Gewächse in den Ebenen, Gewässer in der Tiefe (V. 7). Es war ein glücklicher Gedanke, die zwölf Nächte mit den „Twelfth night" der Angelsachsen (zwölfte Nacht), d. h. den zwölf Tagen vom 25. December bis 8. Januar zu vergleichen. Nach unserer Ansicht erklärt sich diese Benennung eben so wie die indische höchst einfach aus derselben Anschauung. Die wiederbelebenden Kräfte der Natur (also jene drei, durch ihre zusammenwirkenden Urkräfte oder Elemente) beginnen ihr segensreiches Werk auf dem Erdboden mit der ersten wiedererstehenden Sonne (Sol Victor, 25. December bei den Römern): die Sonne ruht einige Nächte: erst 12 Tage nach der Sonnenwende, vom 6. Januar an (Epiphanias) beginnen Pflanzen und Thiere neuen Lebenstrieb zu spüren. Im folgenden Verse heißt es dann weiter:

Sie machten den schön rollenden Wagen, auf dem die Männer stehen,
sie schufen die überallhin eilende allgestaltige Kuh:
die Ribhu mögen uns Reichthum schaffen,
die hülfreichen, thätigen, schönhandigen.
An ihrem Werk hatten die Götter Gefallen,
es mit Weisheit und Einsicht prüfend:
Vadscha wurde den Göttern, Ribhu dem Indra, Vibhvan dem Váruna zugetheilt.
(Nach Dr. Haugs Uebers.)

Die vielgestaltige, allenthalben hineilende Kuh kann nur die Erde oder der Mond sein: das zweite würde besser passen für die Beiwörter.

## 10.

## Zu S. 103: Jama, der Gott der Unterwelt.

Was den Namen Jama betrifft, so beziehen wir uns auf Roths schöne Darstellungen in „Die Sage von Feridun" und „Die Sage von Dschemschid" (Zeitschr. d. D. M. G. Bd. II [1848], S. 216 fg., und Bd. IV [1850], S. 417 fg.), womit jetzt zu vergleichen ist Max Müllers Ausführung zu seinem Aufsatze über die indische Mythologie.

Die Grundidee aber schließt sich uns vielleicht am leichtesten auf, wenn wir die vedische Darstellung (welche ich auch hier in manchen Punkten für älter halte als die von Jima) in den zoroastrischen Büchern an das im Texte Angedeutete anknüpfen, und an das eben von den Ribhu

Gesagte. Nach dem Veda (Roth, S. 424) ist Jama der Sohn Vivasvats, „des Leuchtenden". Dieser hatte zur Gemahlin die göttliche Tochter des Gottbildners Tvaschtar. Die Mutter ist Saranju, das Wolkendunkel. Sie verschwindet, nachdem sie dem Vivasvat die zwei Zwillingspaare geboren. Von diesen beiden Paaren werden, als das jüngere, die beiden Asvin genannt (die beiden Lichtbringer): von dem andern Paar ist Jama (der Zwilling, gemellus) bekannt: allein daraus möchten wir doch nicht ohne weiteres auf eine Schwester Jami schließen, welche Roth hier hinzudenkt, als Mutter der Menschen. Nach jener Erzählung tritt an die Stelle der göttlichen Tochter eine „Aehnliche", welche die Himmlischen dem Vivasvat bilden und antrauen. Spätere nennen sie Tschaja, Schattenbild. Jama ist auch hier die elementarische Sonne, welche mit der Erde die Schöpfung vollbringt, in Wechselwirkung: aber im Kampfe mit widerstrebenden, dunkeln Kräften, den Stürmen. Jama ist ein Zwilling: natürlich als Morgensonne und Abendsonne, als aufgehende und untergehende. Die zweite ist, nach sehr allgemeiner Auffassung, die Sonne der Welt der Todten. So ist denn Jama schon in den Veden der Fürst der Seligen. In der von Roth angeführten Stelle des „Rigveda" (X, 1, 14, 1, 2) heißt es von ihm:

> Der den Weg aus der Tiefe zu den Höhen für Viele aufschloß,
> den Sohn Vivasvats, den Versammler der Menschen,
> Jama den König feire mit Gabe.

Die Fortbildung dieses Königs der Unterwelt finden wir im Jama der zoroastrischen Bücher, dem Dschem oder Dschemschid der Parsen entspricht. Bei Ferdusi ist er schon ganz und gar ein menschlicher Herrscher, der vierte König Irans. Aber in den ältern Zendbüchern ist er eine kosmogonische Gottheit, und verbunden mit der Unterwelt. Er richtet als Diener Ahuramasdas die Welt ein, und herrscht in dem Lande der Seligen.

Setzen wir also die Züge zusammen, so haben wir ein Seitenstück zu der Geschichte des Mythus der Astarte, eben wie des Osiris.

1. Jama, der weltschaffende Gott (Tvaschtar).
2. Jama, die Sonne, als erzeugende Lebenskraft (Sohn des Bildners).
3. Jama, die Sonnenscheibe, als Zwillingspaar, die aufgehende und untergehende.
4. Jama, der Herrscher der Seligen.
5. Dschem, Dschemschid, der uralte iranische König und Held.

So tief als der heidnische Semite war aber doch der vorchristliche Arier nicht gesunken, in Asien so wenig als in Hellas! Dort schon zeigt sich

der Unterschied des Aramäischen und Chamitischen gegenüber dem Arischen. Dort werden aus Astarte und Osiris Götzen, im Volksglauben ein reiner Fetischdienst. So schon zu Salomos Zeiten in Phönizien — und bei den götzendienerischen Israeliten selbst.

## 11.

## Zu S. 115: Das Verbrennen der Witwen, ein erst jetzt enthüllter Priesterbetrug: eben so ist das Verbot ihres Wiederverheirathens den Veden zuwider.

Dieser Vers ist an die nicht verwitweten Frauen gerichtet, denen geboten wird:

„Geht hin in die Wohnung zuerst" (agre):

dieses letzte Wort verfälschend (in agne) erhielt man den (übrigens für jene Frauen, als nicht Witwen, doppelt unsinnigen) Spruch:

Geht hin in die Wohnung (Platz) des Feuers.

Dieses ist eine wahrhaft großartige Weise, die heilige Schrift etwas Ungereimtes sagen zu lassen, um einen gottlosen Gebrauch zum Glaubenspunkt zu erheben! Wilson hat dieses zuerst nachgewiesen. „Journal of Asiatic Society", 1856, p. 201 sq. Colebrooke hatte sich durch jene Verfälschung irre machen lassen.

Ein frommer Vischnupriester hat im März 1858 nach den neuesten englischen Blättern („Saturday Review" im Galignani vom 24. April 1858) seinem Herzen Luft gemacht über den häufigen Kindermord, in einem merkwürdigen Briefe an den Herausgeber einer indischen Zeitung, die zu Madras erscheint. Es heißt darin, nach einem Gebete an Vischnu, und vielen Anführungen aus indischen Dichtern: „Wenn, in Uebereinstimmung mit den Veden, und mit den heiligen Gesetzbüchern welche darauf gebaut sind, es den Frauen erlaubt wäre wieder zu heirathen, so würde große Versuchung und Schande vermieden werden . . . Lesen wir nicht in den Veden, daß wie ein Mann bis viermal heirathen kann, so eine Frau mindestens zweimal. Ist's nicht genug, daß in diesem Lande viele Leute sich nicht scheuen Kühe zu morden? Müssen auch neugeborene Kinder gemordet werden?" Der Herausgeber hat den Muth, die Wahrheit dieser Betrachtung anzuerkennen: „Es ist wirklich so", sagt er, und neulich noch erkannte es ein gelehrter Brahmin an, daß die Veden jene Wiederverheirathung junger Witwen gestatten: „aber", fügt er hinzu: „Bücher liest man, der Sitte folgt man. Wer wagt es, sich der Sitte

zu widersetzen?" Natürlich Niemand, in keiner Religion, wo die geschichtliche Wahrheit des Ueberlieferten nichts ist, der Ausspruch der Priesterschaft Alles! Arme Menschheit!

## 12.

## Zu S. 118: Das Erbrecht und die Todtenopfer.

Ich habe diese Idee zuerst ausgesprochen, und soweit es die Grenzen einer akademischen Preisschrift und das Maß jugendlichen Wissens erlaubte, dargelegt in meiner Abhandlung: „De jure haereditario Atheniensium", gedruckt in Göttingen 1813. Gans eignete sich diesen Gedanken an in seinem gelehrten und geistreichen Werke über das Erbrecht, bestritt aber meine Zurückführung der sechs erbenden Glieder und Opfergenossen auf zunächst drei nach oben und drei nach unten. Klenze hat darauf genügend geantwortet. Ich halte noch jetzt die eben angedeutete ursprüngliche Beschränkung fest, und eben so die Behauptung, daß sie den uralten, den arischen Stämmen gemeinsamen Grund, wie des Gesetzes der Verpflichtung zum Darbringen der Todtenspenden, so der Berechtigung zum Erben an Sohnes Statt bilde. Der Sohn opfert dem Vater, und mit ihm dessen Vater, und dem Großvater von väterlicher Seite. Drei Geschlechter bilden die nächste Einheit des Hauses: deshalb erben auch in allen Linien, in gerader Linie und in Seitenverwandtschaft, die Nachkommen nur bis zum dritten Gliede. Daher also beim Mangel von Erben in gerader Linie, vom Stamme des Vaters des Erblassers nur der Sohn (des Verstorbenen Bruder), dessen Sohn oder Tochter (also Brudersſohn, Schwesterſohn, ἀνέψιος) und zuletzt des Brudersſkindes Sohn (ἀνεψιοῦ παῖς). Dann aber wird die Linie des Großvaters berufen, bis ins dritte Glied, also bis zu des Oheims Sohn (ἀνεψιαδῆς) und dessen Sohn (ἀνεψιαδοῦ παῖς). Eine ganze Rede des Isäus und die siegreiche Rede des Demosthenes (wider den Demaratus) drehen sich um diesen Punkt. Daher auch die übereinstimmende Definition von Aeltern, im solonischen und im Zwölftafelrechte:

> „Aeltern sind Vater und Mutter, Großvater und Großmutter und deren Vater und Mutter."

Die Grundidee ist gewiß nicht metaphysisch, sondern aus der Bedeutung der Wirklichkeit genommen. Hier findet sich, der Regel nach, die ursprüngliche Lebensgemeinschaft dreier Geschlechter: ihre Einheit bildet die Einheit des Hauses.

## 13.

## Zu S. 126: Die Erwähnung Brahmas und Vischnus in den Vedenliedern.

Brahma kommt in einem Liede des „Rigveda" (IV, 22, 7, Wilson III, S. 462) als Name Indras vor:

> „Mit Liedern rufe ich an Indra, unsern Freund, welcher Brahma ist: Gebet zieht ihn herbei, als den Anbetungswürdigen, ihn zu melken wie eine Kuh."

Auch Vischnu wird in vielen Vedenliedern angerufen, als Beiname Indras (der Schreitende, Gradivus): als Indra werden ihm deshalb auch (IV, 7, 13, Wilson 484), als dem Weltschöpfer die drei Schritte zugeschrieben, mit welchen er die drei Welten (Himmel, Luft, Erde) durchschritt (I, 6, 16, 17, Wilson I, S. 53).

Aber das Lied, auf welches der Text sich bezieht (II, 164, Wilson II, S. 125—144), ist ein ganz später Erguß der sich bildenden brahmanischen Mystik, ein pantheistisches Räthsellied. Dieses längste aller Lieder besteht aus zwei Theilen: ursprünglich hatte es 41 Strophen, dann wurden Strophe 42—52 in einem andern Versmaße hinzugesetzt. Schon in jenem ersten Theile nun wird „der unvergängliche Veda" als ein bestehendes heiliges Buch genannt (Str. 39). Im zweiten wird die Göttin Saráswati (Str. 49) angeführt, also der heilige, klassische Brahmanenfluß im Gangesland: das alte Indien der Sieben (fünf) Ströme des Induslandes ist verlassen. Das Lied ist folglich entschieden jung und pantheistisch. So heißt es Str. 32 (in Str. 31 ist von der Sonne, der Beschützerin des Weltalls die Rede):

> Der Werkmeister (Bildner des Weltalls) weiß es nicht:
> der es geschaut hat begreift es nicht:
> noch eingeschlossen im Mutterleibe ist er bereits vielen Geburten unterworfen,
> und ist eingetreten in eine böse Bahn (des werdenden Daseins).

Die letzte Antwort jenes ersten Theils des Liedes auf die Fragen nach der Lösung der Räthselworte ist diese (Str. 35—37):

> 35. Dieser Altar ist das äußerste Ende der Erde:
> dieses Opfer der Nabel der Welt:
> dieser Somatrank die befruchtende Kraft der regenergießenden Rosse:
> dieses Brahma (diese Opferstreu) ist der oberste Himmel der Rede (Veda).
>
> 36. Die Sieben, der Keim, das Weltbefruchtende für ein halbes Jahr,
> [d. h. die Sonnenstrahlen, der Regen, die befruchtende Kraft]
> ruhen, nach Vorherbestimmung, in Vischnus mancherlei Thätigkeiten:

durch ihre Einsicht durchdringen sie Alles umher,
denn einsichtig und sich ausbreitend sind sie.

37. Ich durchschaue nicht, ob ich dieses Alles bin:
verwirrt und gebundenen Sinnes geh ich einher,
so wie die Erstgebornen des Gedankens mich erreichen,
wird ein Theil des Wortes mir aufgeschlossen.

Doch ist auch noch hier Brahma ein Neutrum, ein Ding, etwas äußerlich Gegenständliches, die Opferstreu: Vischnu ist die metaphysische Einheit schaffender Urkräfte, welche in Indra verehrt wird.

Je mehr wir von dem Texte des Rigveda vor uns haben, desto mehr gewinnen wir die Ueberzeugung, daß in ihm sehr viele, durch lange Zeiträume getrennte Schichten zu unterscheiden sind. Die Kritik beginnt erst: aber jetzt auf sicherer, fester Grundlage.

## 14.

## Zu S. 139: Die ethisch-metaphysischen Lehrsätze der Sankhja-Karika, oder der Zusammenfassung der Lehre Kapilas, des Büßers, von Entstehen, Fortdauern und Zerstörung der Wesen.

§. 1, 2. Das Leiden des Daseins ist dreifach (es geht entweder aus von uns oder von der Außenwelt oder von den Göttern oder Geistern, dem Schicksal, vgl. §. 51). Weder das Sichtbare (die Wahrnehmung, §. 5) noch auch die Ueberlieferung (die von den heiligen Büchern vorgeschriebenen Bräuche und Werke) vermögen dieses dreifache Leiden des Daseins aufzuheben. Denn auch die Ueberlieferung ist behaftet mit Unreinem (dem von Gedanken nicht Durchdrungenen), mit Vergänglichem (allem außer dem Geiste Gesuchten), und mit Uebermaß (der äußerlichen Bräuche und dergleichen). Die wahrhaft rettende Erkenntniß ist die dreifache Erkenntniß des Entfalteten, des Nicht-Entfalteten und des Erkennenden. (Das Entfaltete ist die bestehende Welt der Erscheinungen: das Nicht-Entfaltete ist die Urnatur, die Wurzel der Prakriti, die unendliche Urkraft der Dinge als solcher: das Erkennende ist der Geist, Purusch a, der reine Geist, der im Manne [Purusch a] sich darstellt).

§. 3. Die Urnatur (Mula-Prakriti) ist nicht erzeugt, aber sie erzeugt die seelischen Kräfte: diese sind (wahrnehmende) Vernunft, leidenschaftlicher (natürlicher) Wille, und die Phantasie oder Kraft der Vorstellung: der (im Einzelwesen lebende) Geist erzeugt nicht (die Dinge) und ist selbst nicht Erzeugniß (der Urnatur).

§. 4—7. Nur die wahre Erkenntniß hat Beweiskraft. Der Beweis wird in drei Stufen angestrebt (er wird gewünscht, nicht bewirkt): einmal durch das Sichtbare, zweitens durch das aus demselben Abgeleitete (das empirische Wissen, die aus der sinnlichen Wahrnehmung gezogene Erfahrung) und endlich (höchste Stufe des unvollkommenen Beweises) durch die Offenbarung (die Ueberlieferung, oder die geschichtliche Darstellung in den heiligen Büchern und Bräuchen). Alles was mit der sinnlichen Wahrnehmung und dem Aeußerlichen zusammenhängt, hat nur unvollkommene Beweiskraft.

§. 8. Die Mula-Prakriti (Urnatur) wird nur wahrgenommen aus ihrer Wirkung. Die Erscheinungen, anzufangen mit der das Sinnliche wahrnehmenden Vernunft, sind ihre Wirkung, aber nicht sie selbst.

§. 9. Die wahrnehmende Vernunft und die übrigen natürlichen Erscheinungen sind nothwendig die Wirkung eines Seienden (Sat), als der Ursache. Die Wirkung hat ihr Sein in der Ursache. Das Nichtsein (Asat) hat keine wirkende Kraft: die einzelne Erscheinung (wie Luft, Wind) kann nicht Ursache des Entstehens der Dinge sein: das Mögliche wird nur durch das Vermögende hervorgebracht.

§. 10—16. Die Erscheinung ist die entfaltete Natur: ihre Wurzel ist die nichtentfaltete. Das Entfaltete und das Nichtentfaltete haben Einiges gemeinsam, in Anderm bilden sie einen entschiedenen Gegensatz. Das Entfaltete ist verursacht, nicht ewig, nicht durchdringend: es ist geschäftig, vielfach, sich anlehnend, umfangen, gegliedert, abhängig (bedingt). Das Nichtentfaltete ist von allem Diesen das Gegentheil (§. 10). Aber beide haben mit einander gemein, daß sie die Dreiheit der Eigenschaften (Gunas) besitzen (§. 18), ferner, daß sie nicht unterscheidend (also daß sie bewußtlos), daß sie (dem Geiste) Gegenstand sind, daß sie gemeinschaftlich sind (allen einzelnen Geistern), unlebendig, hervorbringend (zeugend und gebärend). Der Geist bildet einen Gegensatz gegen beide, insofern er allein Leben ist und hat: einen besondern Gegensatz gegen die unentfaltete Natur bildet er dadurch, daß er, der Zahl nach, ein Vielfaches ist (wie die entfaltete Natur §. 18). Jeder Geist (Mana) hat seine Eigenthümlichkeit, aber jedem ist die Natur gemeinschaftlich. Er geht nicht aus dem Unentfalteten hervor, aber er nimmt aus ihm, dem Ungeschiedenen, Das heraus, was nun seine erscheinende Persönlichkeit bildet: und zwar mit dem Zwecke die Natur (das Endliche) zu schauen, zu genießen, zu erkennen.

§. 17. Der Geist allein ist: die Gesammtheit der Dinge dient einem Andern als ihrem Zwecke (hat also nicht ihren Zweck in sich selbst).

Folglich kann der Ursprung, die Ursache, des Seins nicht in den erscheinenden Dingen sein.

§. 18. Die Vielheit (der Geister) wird bewiesen dadurch, daß Geburt, Tod und Organ verschieden sind im Einzelwesen: daß diese Wesen nicht zugleich thätig sind, und endlich daß sich in ihnen der dreifache Gegensatz der Eigenschaften kund gibt. Dieser Gegensatz wird als Sattvam, Rajschas (§. 13), Tamas (vgl. §. 54) bezeichnet. Sattvam ist das Seiende, οὐσία, daher physisch das Leichte, Erleuchtende: das Rajschas, das Leidenschaftliche (θύμος), buchstäblich das im Kreis Bewegende; daher der Dunstkreis Rajschas heißt: endlich das Tamas, das Finstere (τὸ ἄλογον), daher physisch das Schwere, ethisch das Hemmende, das Starre.

§. 19, 20. Aus diesem Gegensatze folgt auch, daß der Geist als nichthandelnder Zuschauer dem Leben beiwohnt, und das Fürsichsein anstrebt: die Entfaltung ist nur das Spiel der Eigenschaften der Natur. Durch die Verbindung mit ihm wird der feine Keim des Leibes, welchen der Geist annimmt (Lingam), und der an sich unlebendig ist, gleichsam lebendig, als Erscheinung (Prakriti). So nun ist auch der theilnahmlose Geist gleichsam ein Handelnder bei dem Handeln der Eigenschaften.

§. 21. Die Verbindung beider, einmal des Geistes zum Schauen (zur Erkenntniß des Nichtseins der Natur) und zum Wiederfürsichsein, und dann der Natur, ist die Verbindung eines Lahmen und eines Blinden: durch ihre Verbindung wird jedoch die Schöpfung.

§. 22 — 42. Aus der Natur wird zuerst das Große: dieses ist Buddhi (Vernunft, Wahrnehmung), welche sich gegensätzlich nach beiden Seiten hinwendet: einmal nach Gerechtigkeit, Erkenntniß, Leidenschaftlosigkeit und Herrschaft (also die vier Tugenden der griechischen Philosophie) das Sattvische, Seiende (§. 23): anderntheils nach dem Gegentheile das Tamasartige (§. 18). Aus der Buddhi wird der Ahankâra: er ist der Stolz: wörtlich die Ichheit, der Selbstwille. Auch dieser hat eine zweifache Richtung, je nachdem er lichterer oder dunklerer Art ist: und daraus gehen denn weitere gegensätzliche Entwickelungen hervor. Der Dritte ist Manas, die Einbildungskraft, welche die Sinne vermittelt mit der Buddhi, durch die Vorstellung (Sankalpa, die Zusammenfassung des Sinnlichen). Hierzu kommen die zehn Sinne, die fünf Vernehmungssinne (unsere fünf Sinne) und die fünf Handlungssinne (Reden, Greifen, Gehen, Vonsichlassen, Zeugen). Diese dreizehn bilden das Organon; jene drei das innere, diese zehn das äußere (§. 28—34): die Vernunft (die Buddhi) vermittelt Alles, zum Zwecke des Puruscha (§. 35—37). Der Urleib (Lingam), (die feine Leiblichkeit vor dem er-

zeugten Leibe) dient dem Zwecke des Puruscha, nach den Gesetzen der Prakriti (§. 38—42).

§. 43. Die der Natur angehörigen Zustände sind nothwendig die der Entfaltung angehörigen, wie Gerechtigkeit und dergleichen. Diese werden wahrgenommen als befindlich in der Gesammtheit der organischen Kräfte, so wie die physischen Zustände (wie z. B. die Empfängniß, die Zustände des Embryo) wahrgenommen werden als befindlich in dem was die organischen Kräfte wirken.

§. 44. Durch Gerechtigkeit geht (das Leben) aufwärts, es geht abwärts durch Ungerechtigkeit: durch Erkenntniß wird Lösung (Befreiung) bewirkt, durch ihr Gegentheil Fesselung.

§. 45. Aus der Leidenschaftlosigkeit entsteht das Aufhören der Natur (das Aufhören des Uebergewichts der Prakriti und ihrer Entfaltungen), aus der anregenden Leidenschaft (dem Θύμος des Plato) entsteht der Weltumtrieb. Eben so entsteht aus der Herrschaft (über leidenschaftliche Erregung) die Unbehindertheit (Freiheit), aus deren Gegentheil das Gegentheil.

§. 46—50. Die geistige Schöpfung besteht zunächst in drei Dingen: in Widerstand, in Schwäche und in Befriedigung (des sinnlichen Begehrens): dann aber in der Vollendung (zur Freiheit des Geistes), welche jenen dreien gegenüber fortschreitet. Jene sind alle vielfach: so ist der Widerstand (der Außenwelt) fünffach getheilt: dann ist die Finsterniß achtfach, eben so die Bethörung: die große Bethörung zehnfach: die Verfinsterung ist achtzehnfach, die dichte Verfinsterung eben so. Die Schwächen sind die Mängel der Sinne und der Buddhi: die Befriedigung ist neunfach.

§. 51. Die acht Vollendungen sind:

vernunftgemäßes Verfahren:
Offenbarung:
Forschung:
die drei Abwehren des Schmerzes, (des dreifachen Leidens, des Leidens des Daseins):
die Erlangung eines Freundes:
die Freigebigkeit (Mildthätigkeit).

Jene drei: Widerstand, Schwäche und Finsterniß, sind die drei Arten der Hinderniſſe der Vollendung.

§. 52—54. Der Urleib kann nicht sein ohne Zustände, Zustände können nicht hervortreten ohne den Urleib: daher gibt es eine doppelte Schöpfung, nach dem Urleibe und nach den Zuständen. Die Schöpfung

ist nach den Elementen dreifach: die göttliche, die thierische, die menschliche: sie ist auf der höchsten Stufe überwiegend sattvisch (§. 18), unten überwiegend tamasartig, in der Mitte radschasartig (ebend.), beginnend mit Brahma, endigend mit dem Starren. Die thierische Schöpfung ist fünffach, von den vierfüßigen Thieren bis zu den Pflanzen und den unorganischen Körpern. Die menschliche Schöpfung ist einfach. Die göttliche ist achtfach:

1. Brahma (Prabschapati).
2. die Devas: Indra und die andern Götter des brahmanischen Pantheons.
3. die Pitris, die Väter der Sterne.
4. die Ghandarven (Jakschas): die tönenden Geister in der Atmosphäre, welche Brahma loben.
5. die Apsarasen: die Luftgeister.
6. die Genien des Kuvera: die Liebesgötter.
7. die Rakschas: böse Geister.
8. die Pisatschas: desgleichen.

§. 55. Schmerz ist für den Puruscha vom Dasein unzertrennlich bis zum Aufhören des Urleibes.

§. 56—61. Die Natur ohne es zu wissen, wirkt die Lebenszustände, scheinbar um ihrer selbst willen, in der That aber um eines Andern willen, nämlich damit der einzelne Geist befreit werde. Sie dient mit mannichfachen Diensten dem Puruscha, der ihr nicht dient, sie weicht von ihm, sobald der Geist sie gesehen (ihre Nichtigkeit erkannt) hat.

§. 62, 63. Der Geist an sich wird weder befreit noch entfesselt, noch geht er ein in den Weltumtrieb; es ist die an das Mannichfaltige sich anlehnende Natur, welche in den Weltumtrieb eingeht, welche gefesselt und welche befreit wird. Sie fesselt sich durch sieben Gestalten um ihr selbst willen: sie befreit sich um des Geistes willen durch Eine Gestalt.

§. 64. Durch Erforschung der Wesenheit entsteht die wahre Erkenntniß: sie ist vollständig, enthält in sich keinen Widerspruch und ist auf das Unbedingte gerichtet. Sie läßt sich in die Worte fassen: Kein Sein, kein Mein, kein Ich (kein Etwas, keine Meinheit, keine Ichheit):

*Na asmi, na me, na aham.*
(nicht bin ich, nicht ist Mein, nicht Ich bin.)

§. 65. Der Geist sieht kraft dieser Erkenntniß als ruhiger Zuschauer der Entfaltung der Natur zu, wie sie aufhört zu gebären, und wie sie um des Zweckes (des Geistes) willen aus den sieben Formen zurücktritt.

§. 66. Die Beruhigung des Geiſtes ſpricht ſich aus in den Worten:

„ſie iſt geſehen worden von mir“:

die Beruhigung der Natur in dem Worte:

„ich bin geſehen worden“.

Die Verbindung beider in dieſem Zuſtande geht fort, aber es beſteht nicht mehr ein Zweck der Schöpfung, das heißt des Fortbildens von Natur: alſo auch nicht mehr die Nothwendigkeit der Wiedergeburt.

§. 67. Nachdem der Geiſt durch Erlangung richtiger Erkenntniß erkannt hat, daß die Zuſtände des Einzelweſens, auch die Gerechtigkeit (die guten Werke), keinen Selbſtzweck haben, bleibt er bei dem Leibe nur wie das Umſchwingen des Rades nach dem Stoße anhält, kraft des gegebenen Antriebes.

§. 68. Das vollſtändige und unendliche Fürſichſein erlangt der Geiſt aber erſt, wenn er die Trennung vom Leib erreicht, und die Natur ihr Geſchäft vollendet hat.

---

Der Schluß (§. 69—77) bezeugt, daß dieſe Schrift kurz in Sanskritverſen zuſammengeſtellt worden, von Iwara-Kriſchna, dem Ehrwürdigen, frei vom Mythus und frei von den Lehrſätzen anderer Schulen: das Ganze nach der Lehre des großen Weiſen (Kapila) und getreu der echten Ueberlieferung.

Dieſer Schluß lautet wörtlich ſo:

„Für den Zweck des Puruſcha wurde dieſe geheime Erkenntniß vom „großen Weiſen aus einander geſetzt, in welcher Entſtehen, Fortdauer und „Untergang der Weſen erörtert werden. Dieſes vorzügliche Reinigungs„mittel gab der Muni (Büßer, nämlich Kapila) aus Mitleid dem „Aſuri, und Aſuri dem Pantſchaſikha, von ihm ward die Lehre aus„gebreitet. Durch eine Reihe von Schulen überliefert, iſt ſie in Arja„verſen (Sanskritverſen) kurz dargeſtellt worden von Iwara-Kriſchna, „dem Ehrwürdiggeſinnten, nachdem er richtig erkannt hatte den Lehrſatz. „Die Gegenſtände, welche in den ſiebzig (68) Verſen behandelt wer„den, ſind die Gegenſtände von der ganzen Lehre der Sechzig (der Pu„ruſcha, die Prakriti, die Buddhi, die drei Gunas, der Ahankara, der „Sinn, das feine Element, das gröbere Element und die 50 Zuſtände), „abgeſondert von Mythen und frei von den Anſichten anderer Schulen.“

## 15.

## Zu S. 163: Der Sutra der 42 Sprüche Buddhas.

(Auszug, nach Schiefners Ueberſetzung, in den „Mem. de l'Academie de St. Pétersbourg", T. IX, 1852, p. 67 sq.)

2. Schramana (Büßer) heißt Derjenige, der, nachdem er ſeine Verwandten verlaſſen, von Haus gezogen, in der Lehre geweilt, die Natur des Geiſtes erſchaut und das Geſetz des Nichtzuſammengeſetzten begriffen hat.

5. Die Menſchen können auf zehnfache Weiſe Tugend und auf zehnfache Weiſe Untugend üben. Von dieſen zehn Untugenden beziehen ſich drei auf den Leib, vier auf die Rede, drei auf das Gemüth. Die drei Untugenden, die ſich auf den Leib beziehen, ſind: tödten, Nichtgegebenes nehmen und der Leibesluſt fröhnen. Auf die Rede beziehen ſich: lügen, Unſinn ſchwatzen, harte Worte reden, verleumden; auf das Gemüth: Habſucht, Luſt zu ſchaden, aus Dummheit an die drei Koſtbarkeiten nicht glauben, und falſchen Anſichten huldigen.

6. Wenn Menſchen viel Unrecht gethan, ohne Reue zu empfinden, ſo wird die Frucht des nach und nach aufgehäuften Böſen an ihnen ſelbſt zur Reife kommen, gleich wie die Flüſſe, die ſich in den großen Ocean ergießen und ohnehin ſchon tief ſind, breit werden, ſo daß man nur mit Mühe über ſie ſetzen kann. Bei Menſchen, die das Unrecht einſehen und ſich dann beſſern, nehmen die Geſetze der Tugend zu, und das Böſe kommt nach und nach zur Ruhe, ſo daß der Weg vollendet werden kann.

8. Wenn ſchlechte Menſchen den guten ſchaden wollen, ſo iſt es als wenn ſie ihren Speichel gegen den Himmel auswerfen. Der Himmel kann nicht durch den Speichel befleckt werden, ſondern nur ſie ſelbſt. Eben ſo wie wenn man gegen den Wind Aſche auf einen Andern werfen will und der Staub den Andern nicht treffen kann, ſondern auf den Werfenden zurückfällt; ſo wird Der, welcher den Guten keine Ehre erweiſt, ſelbſt beeinträchtigt dadurch, daß er den Guten ſchaden wollte.

11. In der Welt gibt es zwanzig Dinge, die ſchwer ſind, nämlich: ſchwer iſt es eine Gabe austheilen, wenn man arm iſt; ſchwer den Weg (die wahre Religion Buddhas) lernen, wenn man reich iſt; ſchwer durch die Kraft des Geiſtes das Leben aufgeben; ſchwer das Geſetz der trefflichen Lehre erblicken; ſchwer geboren werden in der Region, wo die Buddhas entſtehen; ſchwer kein Verlangen haben, wenn man etwas Angenehmes erblickt hat; ſchwer iſt es dem Kraftreichen, ſeine Kraft nicht

anwenden; schwer ist es, dem Schmähenden nicht zürnen; schwer ist es, wenn man sich an seine Arbeit begibt, keinen Begriff davon haben; schwer ist es zur Vollendung kommen, wenn man auch viel gelernt hat; schwer ist es Diejenigen nicht verachten, die nichts gelernt haben; schwer ist es den selbstsüchtigen Stolz überwinden; schwer ist es auf einen Freund der Tugend stoßen; schwer ist es den Weg erlernen, wenn man die Eigenheit des Gemüths kennt; schwer ist es bei einem Zusammentreffen nicht bewegt werden; schwer ist es der Klugheit entsprechende Mittel anwenden; schwer ist es in Uebereinstimmung mit der Natur verkehren; schwer ist es Gemüthsruhe erlangen; schwer ist es von dem zu Thuenden und zu Unterlassenden nicht sprechen.

13. Was ist die höchste Tugend? Auf dem Wege wandeln ist die höchste Tugend. Was ist die höchste Größe? Dem Gesetze der Einsicht gemäß handeln ist die höchste Größe. Wer ist der Vorzüglichste der Machtbegabten? Derjenige, der, während er selbst voll Duldung ist, keine sündhafte That begeht, wird sicherlich von den Menschen geehrt werden. Wer ist vorzüglich erleuchtet? Derjenige, der ohne Flecken und makellos, ohne ungerechten Wandel, gänzlich rein ist, und der alle von Uranfang bis jetzt in der Welt der zehn Gegenden Befindlichen, mögen sie ungekannt, unsichtbar, gänzlich unbemerkt und ungehört sein, ohne das Geringste für sich zu haben, auf jegliche Weise kennt, der ist erleuchtet zu nennen.

14. Ein Wesen, dessen Seele mit Leidenschaft behaftet ist, kann den Weg mit seinem verblendeten Gemüth nicht sehen. Schüttet man in trübes Wasser fünferlei Farbe und rührt es dann mit aller Kraft durch einander, so werden die Menschen, die hineinsehen, das Bild ihres Körpers nicht sehen können. Eben so können Diejenigen, deren Gemüth durch die Leidenschaft aufgeregt und getrübt ist, den Weg nicht sehen. Diejenigen Menschen dagegen, die voll Glauben ihre Fehler der Reihe nach eingestehen, sich bessern und den Freund der Tugend begütigen, werden den Weg sehen, so wie das Abbild im Wasser sichtbar wird, sobald es vom Schmuz gereinigt ist . . . . . Wenn die Flecken der Seele gänzlich geschwunden sind, erfährt die Erkenntniß, woher sie gekommen und entstanden, und nach welchen Buddhagefilden sie nach dem Dahinscheiden gelangen wird, und zu gleicher Zeit sieht sie die Tugenden des Weges ein.

17. Wenn man Himmel und Erde sieht, so soll man denken, daß sie nicht ewig sind. Wenn man Berg und Thal sieht, so soll man denken, daß sie nicht ewig sind. Wenn man Form und Gestalt der Dinge zunehmen und sich erweitern sieht, soll man denken, daß sie

nicht ewig sind. Wenn man also denkt, wird man sehr bald den Weg erreichen.

19. Wenn man auch den Urbestandtheilen des Körpers Sein beilegt, so sind sie dennoch wesenlos. Denn da ihr Sein nach einer kurzen Zeit aufhört und nicht immer dauert, so sind sie wie die Trugbilder.

20. Mit den Wesen, die von Leidenschaft ergriffen nach Ruhm streben, geht es wie mit dem Duft des Räucherwerks. Wenn der Duft des Räucherwerks wahrgenommen wird und sich verbreitet hat, so kann er doch nicht, nachdem das Räucherwerk verzehrt ist, weiter fortbestehen. So werden die Thoren, welche dem eitlen Ruhm der Welt nachstreben und sich nicht des wahren Ruhms befleißigen, wenn sie ihren Ruhm erlangt, arm sein und Reue empfinden.

21. Schönheit und Reichthum sind wie Honig auf einer Messerschneide. Wenn kleine Knaben ihn kosten, so verwunden sie sofort ihre Zunge und empfinden Schmerz.

22. Größer ist die Gefahr des durch Kind und Weib und Reichthum und Haus Gebundenen als die Gefahr eines im Gefängniß in Ketten und Fesseln befindlichen Mannes. Während man nämlich durch einen glücklichen Zufall aus der Gefängnißgefahr befreit werden kann, sind die an Kind und Weib und dergleichen Hängenden wie im Rachen des Tigers und können, da sie sich unvorsichtigerweise hineinbegeben, nicht befreit werden.

24. Wer sich der Leidenschaft hingibt, ist wie ein Thor, der eine Leuchte in die Hand nimmt und gegen den Wind gehen will. Wirft er die Leuchte nicht fort, so wird ihm sicherlich durch Verbrennen der Hand Leid entstehen. Wer sich von der Begierde, dem Zorn und der Verblendung fortreißen läßt, ist, weil er nicht zuvor durch den Weg erleuchtet worden, wie die Thoren, welche die Leuchte nicht fortwerfen und sich die Hand verbrennen, großem Leid ausgesetzt.

26. Wie ein ins Wasser gefallener Baum, wenn er von der Strömung weiter getrieben die beiden Ufer nicht berührt, nicht von Menschen aufgefangen und auch nicht von den Göttern und Unholden aufgehalten wird, auch nicht im Flusse liegen bleibt und nicht verfault, in der That in den Ocean gelangen kann; eben so sage ich, daß die Menschen, welche, wenn sie den Weg lernen, nicht von Leidenschaft bethört, noch von Verkehrtheit ergriffen werden, welche nicht der Unbeständigkeit verfallen, sondern sich ernstlich bemühen, in der That den Weg erreichen können.

27. O Schramanas, eurem Gemüthe müßt ihr nicht trauen. Dem Gemüthe darf man durchaus nicht trauen. Uebet Behutsamkeit: hänget

nicht an der Schönheit, sonst erwächst daraus Schmerz ..... Eine alte Frau müßt ihr als eine Mutter, eine auch nur wenig an Alter euch überlegene als ältere Schwester, eine jüngere als jüngere Schwester betrachten.

28. Wie man auf das eiligste davon laufen muß, wenn Feuer sich über dürres Gras verbreitet, so müssen die Menschen, die den Weg erlernen, auch alle Gegenstände der Leidenschaft weit von sich werfen.

31. Gibt sich ein Mensch der Leidenschaft hin, so entsteht Schmerz, aus dem Schmerz Angst. Bleibt die Leidenschaft fern, so entsteht kein Schmerz; ist kein Schmerz, so entsteht keine Angst.

34. Wie Eisen, wenn es geschmolzen und geläutert, nach und nach gehämmert und gereinigt ist, zu allerhand Gefäßen verarbeitet werden kann, so werden auch Diejenigen, die den Weg lernen, wenn ihr Geist nach und nach von aller Unlauterkeit befreit ist und sie sich befleißigen, ohne Zweifel die vollendete Einsicht erreichen. Im entgegengesetzten Falle erwächst ihnen Gram, aus dem Gram Mühsal und bei starker Mühsal kehren sie von dem Wege zurück; so häufen sie sündhafte Handlungen auf einander.

35. Sowol die Menschen die auf dem Wege wandeln, als auch diejenigen, die es nicht thun, erfahren Leiden. Schwer ist es zu ermessen, was für Leiden ein Wesen von seiner Geburt bis zu seinem Alter und seit dem Altern durch Krankheit bis an den Tod zu erdulden hat: wenn der Sinn aber durch Mühsal verwirrt ist und sündhafte Handlungen sich aufgehäuft haben, so läßt sich das Leid wegen des seit der Geburt bis zum Tode Geschehenen in keine Worte fassen.

43. O Schramanas, wie ein beladenes Rind, in einen Sumpf gerathen, trotz aller Müdigkeit an eins der beiden Ufer kommt, ohne auch nur an Erholung zu denken, so muß, o Schramanas, da die Gefahr in dem Pfuhl der Leidenschaft bedeutend größer ist, ein gerader Sinn sich einzig des Weges befleißigen und sich vor dem Schmerze des Kreislaufes schützen (der also in diesem Leben ist!).

## 16.

## Zu S. 163 vgl. S. 188: Der sogenannte Jubelhymnus Buddhas und Aschokas Inschriften.

### a. Buddhas letzte Worte.

(Nach Hardy, II, 180.)

Dieser kurze, ewig denkwürdige Spruch ist sehr verschieden übersetzt, nach den verschiedenen Texten, die man zu Grunde gelegt hat. Als einzig

urkundlicher ist gewiß die Anführung im Dhammapadam anzusehen (Lied XII, V. 153, 154), wo er ursprünglich als Erklärung beigeschrieben ward. Nur durch Misverständniß ist er dann mitten in den Text aufgenommen, welchen er sinnlos unterbricht. Man sehe das Nähere bei Fausböll, S. 319 fg., wo die Erklärung des alten Commentators, und dann die verschiedenen Uebersetzungen von Turnour, Gogerley und Hardy und (S. 323) die Auslegung gegeben wird, welche Fausböll als sein letztes Wort gibt, und welcher wir gefolgt sind.

## b. Aschokas (Pijadasis) Sendschreiben und seine Inschriften.

### A. Das Sendschreiben Aschokas an das Concil der Tausend vom Jahre 246 v. Chr.

(Nach Burnouf, „Le Lotus de la bonne loi", p. 725, vgl. p. 862 sq.)

Daß König Pijadasi (der Liebevollgesinnte) nichts als Ehrenname des berühmten Königs Aschoka sei, des Aschoka des Gesetzes, hat Burnouf mit unwiderleglichen Gründen gegen Wilson dargethan, und insbesondere auch auf das ausdrückliche Zeugniß der Chronik von Ceylon begründet, (Burnouf, p. 648—781, Appendix. Vgl. Koeppen, S. 174 fg.) Er heißt Enkel des Tschandragypta (Sandrokottos der Griechen) und Sohn Bindasaras. Auch die Sprache selbst ist ganz das Maghadi der Säuleninschriften Aschokas. Ueber diesen Punkt vergleiche man noch Lassen, II, 488 fg. und Weber, „Akad. Vorles." 256 fg. und dessen „Neueste Forschungen auf dem Gebiete des Buddhismus", S. 59 fg.

Ueber die Zeit dieses Königs, die Jahrbücher Buddhas selbst, und die ganze buddhistische Zeitrechnung verweisen wir auf das darüber im fünften Buche von „Aegyptens Stelle" Gesagte (S. 208 fg.). Koeppen nennt mit Unrecht Buddha einen Zeitgenossen des Darius und Xerxes (also gegen 480). Nach dem Mahavansa, dem heiligen Buche Ceylons, saß dieses Concil, zur Schlichtung der Spaltungen, in Pataliputra (Palimbothra), im 17. Jahre der Regierung Aschokas.

---

„Der König Pijadasi, der Versammlung von Maghada Gruß und „Wunsch, sie möge wenig Leiden haben und ein angenehmes Dasein!

„Es ist wohlbekannt, meine würdigen Herren, wie weit meine Ver„ehrung und mein Glaube geht, für den Buddha, für das Gesetz und „für die Versammlung. Alles, meine würdigen Herren, was von dem „Buddha, gesegneten Andenkens, gesagt worden, alles dieses, und dieses „allein, ist wohl gesagt. Man muß also zeigen, meine würdigen Herren,

„was die Gewähren sind (für das vom Buddha Gesagte): auf diese Weise „wird das gute Gesetz von langer Dauer sein. Das ist's, was mir von „nöthen scheint. Unterdessen, meine würdigen Herren, die Gegenstände, „(heiligen Urkunden), welche das Gesetz umfaßt:

„Die von der Vinaja (Disciplin) bezeichneten Schranken:
„Die übernatürlichen Kräfte der Arja (der Ehrwürdigen):
„Die Gefahren der Zukunft:
„Die Lieder (Gâthâs) des Einsiedlers:
„Der Suta (Sutra, Spruchsammlung) des Einsiedlers:
„Die Metaphysik von Upatisa (Schariputtra) und sie allein:
„Die Weisung des Laghula (Ragula), mit Verwerfung der (in ihr enthaltenen) falschen Lehre.

„Dieses ist (diese Bücher enthalten) was der Buddha, gesegneten „Andenkens, gesagt hat.

„Ich wünsche nun, und das ist der höchste Ruhm, den ich anstrebe, „daß die frommen Männer und die frommen Frauen diese Gegenstände, „welche das Gesetz umfaßt, beständig hören und darüber nachdenken „mögen, eben wie die Gläubigen beider Geschlechter.

„Das ist der Grund, weshalb ich dieses an Euch schreiben lasse: „das ist mein Wille und meine Erklärung."

Die heiligen Urkunden der Buddhareligion zerfielen also schon damals in die disciplinarischen Verfassungen (Vinaja) und in Spruchsammlungen. Die prosaischen Sprüche waren in einem einzigen Sutra, Einer Sammlung enthalten: daneben aber werden „Lieder" (Gâthâs) genannt, in der Mehrzahl. Eine solche Spruchsammlung in Liedern ist nun Dhammapadam. Noch jetzt findet man in den buddhistischen Sutras einzelne metrische Strophen verwebt. Die Uebereinstimmung beider Darstellungen, der prosaisch erzählenden und der Lieder, zeigt sich am besten durch Vergleichung des „Sutra der 42 Sprüche" mit dem Dhammapadam.

„Die übernatürlichen Kräfte der Arja" kennen wir zwar nicht als Buch: aber sie werden nicht allein in Inschriften Aschokas erwähnt, der betheuert, er glaube daran; sondern es wird auch von ihnen oft geredet, als aus der Kraft der tiefsten Betrachtung hervorgehend und sich durch magische Wirkungen offenbarend. So z. B. bei Burnouf, „Le Lotus etc.", p. 818 sq.

Was „die Gefahren der Zukunft" betrifft, so haben wir zwar kein besonderes Buch dieser Art, allein das Bild der Gefahren der Seele kommt oft vor. So beginnt der singalesische Mahavansa mit einer Schil-

derung des zukünftigen Schickſals der Menſchen und der Strafen, welche den Sünder erwarten.

Sehr merkwürdig iſt die Anführung eines gewiſſermaßen kanoniſchen, metaphyſiſchen Werkes, welches hier als zuläſſige Gewähr des Glaubens angeführt wird. Burnouf hat gefunden, daß der Verfaſſer, Upatiſſa, auch Schariputtra genannt, bei den Buddhiſten für einen ſehr gelehrten metaphyſiſchen Schriftſteller gilt.

Das letzte Werk iſt offenbar auch metaphyſiſch, wird aber hier als ein ſolches genannt, welches nur mit Vorſicht gebraucht werden könne, da es falſche Lehren enthalte: ein dogmatiſches Werk des indiſchen Konſtantin für die Verſammlung!

Nach der Analogie der Paliſchreibung kann dieſer Laghula kaum ein anderer ſein als Ragula, der Sohn Buddhas: und dieſem werden wirklich ketzeriſche Lehren zugeſchrieben.

Aus dieſem Allen ergibt ſich, wie ſehr das ſpätere, zu vielen Hunderten von Bänden angeſchwollene buddhiſtiſche Schriftthum die urkundlich älteſten Werke überwuchert hat: wahrſcheinlich deswegen, weil dieſe den Spätern für die immer höher geſchraubten bildlichen Erdichtungen und daraus gewobenen Erzählungen, und für die maßloſen pantheiſtiſch ausſchweifenden Speculationen zu hausbacken und gewöhnlich erſchienen.

Dieſe Umſtände müſſen die große Bedeutung des Dhammapadam noch erhöhen.

## B. Aus der vierten Verordnung von Girnar: 12. Jahr nach der Weihe (17. der Regierung).

(Burnouf, „Lotus", p. 730.)

„In der vergangenen Zeit ſah man, während vieler hundert Jahre einzig gedeihen den Mord der lebenden Weſen und die Mishandlung der Geſchöpfe, den Mangel an Ehrerbietung gegen die Aeltern und gegen die Bamhanen (Brahmanen) und Samanen. So ertönt denn heut der Schall der Trommel, denn die Stimme des Geſetzes wird gehört, Prachtzüge von Wagen und Elefanten und Feuerwerke werden dem Volke gezeigt ... Das Aufhören des Mordes der lebenden Weſen, und der Mishandlung der Geſchöpfe, die Ehrerbietung gegen die Aeltern, der Gehorſam gegen Vater und Mutter, der Gehorſam gegen die Aelteſten (Theras), dieſe und manche andere Uebungen des Geſetzes haben zugenommen. Pijadaſi .....

### C. Aus der elften Verordnung von Girnar.

(Burnouf, a. a. O. p. 736.)

Nach ähnlicher Anpreiſung und Empfehlung des Geſetzes fährt der König fort:

„Das Wohlwollen für Sklaven und Diener, und der Gehorſam gegen Vater und Mutter ſind eine gute Sache: ſo iſt die Freigebigkeit gegen Freunde, Verwandte, Aeltern, gegen Brahmanen und Samanen: eben ſo die Achtung für das Leben der Geſchöpfe: das ſoll thun und üben und empfehlen ein Vater, ein Sohn, ein Bruder, ein Freund, ein Bekannter, ein Verwandter und ſelbſt ein einfacher Nachbar. Wer alſo thut, der wird geehrt in dieſer Welt, und für die andere Welt entſpringt ein unendliches Verdienſt aus dieſem Geſchenke des Geſetzes.“

Wiederum Konſtantins würdig — und nicht mehr! Das berühmte Toleranzedikt, Verordnung XII. Burnouf, a. a. O. p. 761, geht aber über Konſtantin und Theodoſius hinaus, und verdient dem Toleranzedikte Joſephs II. gleichgeſtellt zu werden. Wichtig bleibt in unſerer Verordnung aber die Erwähnung des künftigen Lebens am Schluſſe: alſo eine Fortdauer des Geiſtes.

## 17.

## Zu S. 175: Die Nidânas oder die gegenſeitige Verkettung der Urſachen: die zwölf Urſachen des kreatürlichen Seins, nach den Buddhiſten.

(Aus der „Lalita Vistara“ bei Burnouf, Introd. p. 485 sq.; „Lotus“ p. 530—544.)

Die Reihe der zwölf Urſachen des Seins, vom Ende anhebend, iſt folgende:

I. Dſcharamârana, Hinfälligkeit = Sterben = Hinſterben.

Der Tod nun, des leiblichen Abſterbens Ende, iſt bedingt, als Wirkung von der Urſache, durch

II. Dſchâti, Geburt.

Die nächſten drei bedingenden Stufen ſind:

III. Bhava, Daſein.

IV. Upâdâna, Annehmen (des Daſeins in der Empfängniß).

V. Triſchna, Verlangen.

Von dieſen iſt die vierte Stufe unleugbar das was wir Empfängniß nennen, als eben ſo nothwendige Bedingung der Geburt, als dieſe Bedingung des Sterbens des wirklichen Menſchen iſt. Zugeſtändlich fehlt

nun die Empfängniß, oder sie ist in dieser Stufe gesetzt. Nun ist aber, wie Burnouf nachweist, die Grundbedeutung jenes Wortes das Ansichnehmen, also etwas Thätiges, und er faßt den Ausdruck deshalb als „prise, caption", was unser deutsches Wort Annehmen, nach der gewöhnlichen und nach der philosophischen Bedeutung, am passendsten auszudrücken scheint. Denn es kann in der ganzen Reihe doch nur Ein Träger (Subjekt) sein, nämlich der individuelle, in diese Welt geborene Mensch. Ja, die ganze Anschauung Buddhas geht dahin, daß die also in die Menschheit eingetretene Seele das Thätige, und daher Verantwortliche sei. Wir bedürfen also gerade ein Thätigkeitswort, das Einwilligen der Seele in den Mutterschooß einzugehen.

So wie dieses feststeht, so kann die nächste Stufe, die dritte, Bhava, eben nichts Anderes sein, als was das Wort unleugbar bedeutet, das Dasein, des Embryo nämlich, das angeborene Dasein, das neumenschliche Gestalten zum geburts- und lebensfähigen Menschen. Um so mehr müssen wir uns wundern, daß Burnouf sich durch die unsinnige Erklärung der Brahmanen hat irre machen lassen, es sei hier das Dasein mit Verdienst oder Schuld, das moralische, durch finstere Daseinsperioden bedingte Dasein zu verstehen. Eben so wenig vermögen wir Goldstücker zu folgen, der hier schon in der metaphysischen Existenz ist, und unter Bhava das mögliche Dasein (virtuelle Dasein, Dynamis des Aristoteles) verstanden wissen will, wie unter Dschâti das wirkliche Dasein (die Energeia des Daseins). Wir sind hier, auf unserm Wege rückwärts zu der ersten Ursache des Todes, noch ganz auf dem physischen Gebiete.

Erst die dem Eingehen in den Mutterschooß vorhergehende Stufe führt uns in das ideale Dasein der irdisch werdenden, endlichen Seele. Die Seele mußte ein Verlangen nach diesem Irdischwerden haben, um zu jenem Entschlusse zu kommen, in jenen Zustand einzutreten, der in Geburt und Tod endigt. Das Wort Trischna aber bedeutet gerade Verlangen: und so faßt es auch, nach dem Vorgange eines nepalesischen Erklärers, der treffliche Hodgson, indem er es als Dasein im Urtypus (Archtype) nimmt. Darauf kommt doch auch wol Goldstückers Erklärung des Trisna als Appetitus zurück, welches er, in Beziehung auf die eben vorher besprochenen Stufen als dynamisches Sein des Upadâna nennt.

Hier konnte nun allerdings ein nur auf das Praktische gerichteter Denker still stehen. Die Seele ist dem Tode unterworfen, in Folge ihres Verlangens irdisch zu werden. Aber wir können auch gar wol uns anschaulich machen, daß ein indischer Denker sich hierbei nicht beruhigen

konnte, wenn auch damals die beiden oben gezeichneten brahmaniſchen Syſteme der Metaphyſik noch nicht bereits beſtanden, oder ihre Vollendung gewonnen hätten.

Und ſo können wird uns die nächſten drei Vorſtufen, welche ein innerlich unter einander zuſammenhängendes Ganze bilden, gar wol als das mit dem Verlangen der Menſchwerdung vorhergehend Gedachte anſchaulich machen. Sie ſind:

VI. Vedâna „Empfindung" (Goldſtückers organiſche Erregbarkeit).

VII. Sparſcha „Berührung" (Goldſtückers organiſche Empfindungsfähigkeit).

VIII. Schadâjatana „die ſechs Sitze" (Sinne).

Daß dem irdiſchen Verlangen der Seele eine Empfindung der irdiſchen Dinge vorhergehen müſſe, iſt von ſelbſt klar. Darin liegt ja auch ſchon, wenn man will, der Urſprung des Begehrens, der Luſt, alſo des Schmerzes des irdiſchen Daſeins. Die Fähigkeit der Empfindung, oder die That des Empfindens, ſetzt nun wieder eine Berührung des Willens oder Begehrens mit der Endlichkeit voraus, und dieſes die Geſtaltung des Urbegehrens oder Urwillens der Seele zu den ſechs Sinnen, welche der Inder annimmt: nämlich unſere fünf Sinne, und dazu Manas, oder der innere Sinn. Dieſer innere Sinn iſt ſicherlich nur was wir Inſtinkt oder Urtrieb nennen. Einen ſolchen nun hat der Menſch allerdings mit den Thieren gemein: allein als Mikrokosmus, nicht als peripheriſches Einzelthier. Da nun überhaupt in dieſer ganzen Darſtellung nur vom Menſchlichen die Rede iſt, ſo kann man in jenen Ausdrücken (VI, VII) nicht wol mit Goldſtücker die allgemeine thieriſche Irritabilität und Senſibilität, alſo Prinzip des Muskel- und Nervenſyſtems finden. Der Inſtinkt, ſogar der thieriſche, iſt weit darüber hinaus.

Hier angelangt ſehen wir aber auch, daß wer ſo weit gegangen, wenigſtens noch Einen Schritt im idealen Sein zurückmachen muß. Als ein ſolcher Schritt gibt ſich wirklich:

IX. Nâmarûpa „Namensform",

d. h. das Eintreten in die Individualität, das perſönliche, gleichſam das namhafte Daſein.

Bei weiterm Nachdenken aber kann dieſe Annahme nicht genügen. Die Annahme einer Individualität als Vorſtufe der Annahme des Daſeins, mit der Vermittelung des ſinnlichen Empfindungsprinzips dazwiſchen, kann doch nicht der Urgrund ſein. Erſt vermittelſt dreier Schritte weiter rückwärts kann der indiſche Denker dahin gelangen, wovon er nothwendig

in einer von zwei Denkweisen gelangen mußte: verkehrter Wille oder Unwissenheit, Verletzung des Gewissens oder der Vernunft.

Goldstückers Auffassung als „Substantialität" scheint mir dem Worte, und jedenfalls der buddhistischen Grundanschauung fern zu liegen. Die philosophische Erklärung der noch übrigen drei ersten Ursachen gibt der scharfsinnige Mann auf. Wir wollen sehen, ob sie von unserer bisherigen Ansicht aus uns ihren Sinn nicht ungezwungen offenbaren. Die Reihenfolge der drei letzten Vorstufen ist nun folgende:

X. Vidschnâna „Bewußtsein".

XI. Samskara „Einbilden" (Vorstellung).

XII. Avidja „Unwissenheit" (Nichtwissen).

Wir waren bis zum (idealen) Eingehen der Seele in die Individualität, also das selbstische Dasein gelangt. Dieses setzt, nach unserer Reihe, ein Bewußtsein der Endlichkeit voraus, in welche die Seele sich dadurch stürzt, so wie dieses wieder ein Eingehen in das täuschende Bild des Daseins, welches wir Leben nennen. Worauf endlich kann dieses anders beruhen als auf Nichtwissen, also Unwissenheit? In dieser ersten Ursache ist nun, den ewigen und göttlichen Bestand der Seele vorausgesetzt, offenbar ein doppeltes Unheil gesetzt: ein Fall, sowol des Denkvermögens (der Vernunft) als des sittlichen Bewußtseins (des Gewissens): das Nichtwissen des Wahren und des Guten. Da nun aber, und zwar namentlich von Buddha, die Einheit des Guten und Wahren wenigstens als möglich angenommen wird, so genügt der Ausdruck „Nichtwissen". Uns aber erscheint hier nur jener durch die ganze Weltgeschichte durchgehende Gegensatz, auf den wir im Zweiten Buche aufmerksam gemacht, und mit dessen Hervorhebung wir die Darstellung des semitischen Bewußtseins von Gott in der Geschichte geschlossen haben. *) Wir begegnen hier unmisverständlich dem arischen Ausdruck jener Einheit, in seinem scheinbaren Gegensatze mit dem eben so durchgehenden semitischen Typus. Der Arier gewahrt die Einheit auf dem Gebiete des Denkens, der Semite auf dem des sittlichen Lebens und der innern Erfahrung. Dieser Gegensatz geht durch die ganze vorchristliche Welt.

Den Begriff des Nichtseins können wir nicht, mit Burnouf, in das indische Wort hineinlegen: auch möchten wir es philosophisch nicht thun, denn das Nichtsein des wahren Seins ist zwar insofern ein Nichtsein, als es dem Nichtigen (irrthümlich oder sündlich) ein Sein beilegt, aber wir haben in der ganzen Reihe Zustände von Seelen, die anfangslos als

*) Erster Band, S. 318.

eine Vielheit beſtehen, alſo ein Prinzip des Seins in ſich haben. Dagegen führt uns die allein dem Worte lexikaliſch zukommende Bedeutung des Nichtwiſſens umgekehrt von ſelbſt auf die Nothwendigkeit der buddhiſtiſchen Annahme eines abſoluten Seins: denn wie hätte Buddha ſonſt den erſten zum Tode führenden Schritt das Nichtwiſſen nennen können?

Damit haben wir eigentlich auch ſchon bewieſen, daß ſpeculativ eben ſowol als ethiſch und praktiſch, das Nirvâna dem Sankhja nichts Anderes ſein konnte als das Aufhören des begehrenden Zuſtandes der Seele in dieſem Leben, worin er die Urſache alles Leidens iſt. Dem Abſoluten, dem Urſein gegenübergeſtellt, iſt alſo Nirvâna eben das Vollendetwerden des ägyptiſchen und altſemitiſchen (kanaanitiſchen) Bewußtſeins. Dem orthodoxen Brahmanenſyſtem gegenüber wird dabei nicht allein der keinen innern Beſtand habende, Brahma der nationalen Religion beſeitigt, ſondern auch das in dem Verſinken in Brahma liegende Pantheiſtiſche abgewehrt. Denn wer, wie Buddha zugeſtändlich that, von der Vielfältigkeit der Seelen ausgeht, verliert mit dem ſelbſtiſchen Daſein die Perſönlichkeit nicht, ſondern gewinnt ſie wieder, d. h. das volle Gottesbewußtſein im wahren Sein: und zwar in dieſem Leben.

Daß dieſes der Sinn der eben betrachteten mehr ſpeculativen als dialektiſchen Reihe ſei, wird uns noch klarer werden, wenn wir dieſelbe von ihrem erſten Anfange, als von der Grundurſache der Tragödie des Daſeins betrachten.

### Der Seele

Nichtwiſſen (I) iſt die Urſache (Bewußtwerden)
von dem Einbilden der Endlichkeit (II): dieſe
von dem Bewußtſein der Endlichkeit (III): dieſes
von dem Annehmen der (idealen) Individualität (IV): dieſe
von den ſechs Sinnen, einſchließlich der Endlichkeit-Geſammtheit als Gemeinſinnes (V): dieſe
von der Berührung mit den Dingen (VI): dieſe
von der Empfindung der Dinge (VII): dieſe
von dem Verlangen nach dem endlichen Daſein (VIII): dieſes
von dem Annehmen des Embryolebens (IX): dieſes
von dem embryoniſchen Daſein (X): dieſes
von der Geburt (XI): dieſe
von dem Hinſterben, deſſen Ende der Tod des Leibes (XII).

Die ganze ſpitzfindige Kettenreihe iſt nach allen Zeugniſſen Buddha perſönlich fremd: auf ihn können wir etwa nur einen Spruch zurück-

führen, der in Abhidarma-koſcha ihm zugeeignet wird (Burnouf, Introd. p. 492):

„Hinfälligkeit und Tod ſind Folge der Geburt, ihrer Urſache, und in dieſe gehen wir über."

Die Idee aber iſt gewiß ſehr früh — und zwar vor Aſchoka — aus der Schule hervorgegangen, als Begründung der vier Wahrheiten und ähnliche ethiſch-metaphyſiſche Ausſprüche des Gautamiden, in Proſa und in Verſen. Er war in ſeinen Lehrjahren mit der Sankhja-Philoſophie vertraut geworden, und hatte auch als Lehrer und Bekehrer des Volkes die Betrachtung des Unterganges alles Irdiſchen und einer Verdunkelung des urſprünglichen göttlichen Bewußtſeins durch das Werden und ſeinen Kreislauf gelehrt: das Ziel war ihm das Erlöſchen alles Begehrens in dieſem Leben. Wie weit iſt davon jenes logiſche Kunſtſtück, und die Anſicht vom Nirvâṇa, als der Vernichtung des Geiſtes entfernt!| Umgekehrt, es war nach Buddhas vier Wahrheiten die Vernichtung der Hinderniſſe des wahren Lebens nothwendig, als Bedingung die Herſtellung ſeliger Ruhe im irdiſchen Leben. Wie das irdiſche Leben eigentlich Tod, ſo iſt der Tod dem Erleuchteten, Heiligen, der Eingang in das Leben: aber dieſes Leben ſoll hier auf der Erde angeſtrebt, und kann hier erlangt werden. Das iſt auch nach uns, das letzte Wort dieſes zwölffachen Kettenſatzes.

Aber wenn nun in dieſem Leben, in dieſer Wirklichkeit, kein Gottesbewußtſein ſich entwickelt im gemeinſamen Leben: wenn das Individuum ermattet, verzweifelt, was kann da anders geſchehn, als daß man das Ziel des Weiſen nicht in dieſes Leben, ſondern in den Untergang alles Bewußtſeins ſetzt!

# Ausführungen zum Vierten Buche.

(Theil II.)

---

## 1ª.

## Zu S. 223: Das fünfte Weltalter.

Die drei vielbesprochenen Verse (180—182), welche wir ausgelassen, von den Flachshaarigen, nach dem Verse (3. 21):

„es verleih'n stets nagende Sorgen die Götter",

sind offenbar eine Einfälschung aus der Zeit des Einfalls der Kelten, jedoch nicht wie von Einigen angenommen ist, veranlaßt durch ihre Plünderung und Verbrennung des delphischen Tempels im Jahre 548 (Olymp. 55, 1). In einer so späten Zeit ist es nicht denkbar, daß der ungeschickt eingeschobene Satz in die Handschriften noch eingedrungen sei. Bedenken wir, daß der Sitz der Dichtung von den Weltaltern Kleinasien ist. Nun paßt schon ganz gut der erste geschichtliche Einfall dieses Volkes in das hellenische Kleinasien, gegen das Jahr 730 (s. Anm. 9, Kallinus Zeitalter). Er erregte allgemeines Entsetzen, und damals war die Textanordnung (Diaskeuase) ja noch nicht ganz abgeschlossen. Der sich offenbarende tapfere Muth der ionischen Hellenen schien doch eine Beschränkung des verwerfenden Urtheils über das jüngste Geschlecht zu fordern. Noch besser würden die Verse für eine solche tapfere Abwehr der Kelten funfzig Jahre früher passen: wir haben auch Spuren, jedoch keine ganz sichere Kunde, von einem solchen Einfall um 780 (s. Ausf. 9).

## 1ᵇ.

## Zu S. 250: Japetos und Ptah-Hephästos.

Man kann hier das Wurzelbewußtsein sehr verschiedener Zeitalter urkundlich nachweisen. Von dem Standpunkte des hebräischen Sprach-

bewußtſeins iſt Japhet der Glänzende, Weiße: und dazu würde der Gegenſatz von Kham (der Dunkle, Schwarze) ſehr gut paſſen. Und doch iſt dieſer Schein täuſchend. Die Geneſis (IX, 27) führt bereits auf die wahre Wurzel Patah zurück, ausdehnen, erweitern. Dieſe Wurzel verſtärkt ſich in Patakh, eröffnen: und von dieſer Bildung ſtammt der phöniziſche Name der Kabiren (Gewaltigen): Patäken, die Eröffnenden, die weltſchöpferiſchen Kräfte. Aber die hebräiſche Wurzel iſt die ältere, wie Japhet beweiſt. In ihr iſt der Zweibuchſtabenſtamm PT nur erſt in der leiſeſten Form der Erweiterung durch einen ſanft auslautenden Hauch fortgebildet zur Dreibuchſtabenwurzel. PTH iſt der Name des Vaters der Kabiren, des Ptah bei den Aegyptern, den Urſemiten. Und hier iſt es wirklich ſchwer der Annahme einer Entſtehung des griechiſchen Namens aus dem Phöniziſchen zu entgehen, obwol das Wort uns bis jetzt nur erſt durch Forſchung, nicht durch unmittelbare Anführung oder Inſchriften bekannt iſt. Von Aegypten aber braucht deshalb dieſer Name nicht gekommen zu ſein. Ptah iſt uraſiatiſch: und gehört in den altſemitiſchen (chamitiſchen) Sprachſchatz. Die Phönizier hatten die ausgebildetere Form für den großen Demiurgen nachweislich, Sanchuniathon nennt ihn den Eröffner.

## 2. 3.

## Nemeſis.

a. Zu S. 258 fg. Tochter der Nacht iſt Nemeſis nach Heſiod (Theog. 211—225), mit dem Truge, dem leidensvollen Alter (im Gegenſatze Deſſen, was man glückliches Alter nennt), und dem Streite. Nach dem einſtimmig überlieferten Texte iſt die vierte Tochter die nächtliche Liebeshuld, als Liebestäuſchung gedacht, und deshalb unmittelbar neben den Trug geſtellt; man darf alſo nichts ändern. Der Text lautet:

Τίκτε δὲ καὶ Νέμεσιν, πῆμα θνητοῖσι βρότοισι
Νὺξ ὀλοή: μετὰ τὴν δ' Ἀπάτην τέκε καὶ Φιλότητα,
Γῆράς τ' οὐλόμενον καὶ Ἔριν τέκε καρτερόθυμον.

Die Verſe von den Mören und Kêren (217—223) halte ich dagegen mit Göttling für eingeſchoben: Kêr war ſchon 211 erwähnt: die zwei Hauptverſe von den drei Mören finden ſich als V. 905 und 906, und ſtehn dort an ihrer Stelle.

b. Zu S. 260. Der homeriſche Sinn von Nemeſis als unperſönliches Wort, in der Bedeutung von Vermeſſenheit, Sünde, das

was der Götter Zorn hervorruft, findet sich auch später, als Zeuge des volksmäßigen Sprachgebrauchs. So wenn es beim Sophokles heißt:

„das wäre Nemesis"

ist dieses zu übersetzen: „das wäre eine Versündigung, welche die göttliche Strafe, die Nemesis, herausforderte. Bei Sophokles wird auch einer persönlichen Nemesis gedacht, welche persönlich den Seelen der Todten beigelegt wird: sie ist der Dämon der Todten, ihr Rachegeist. So ruft Elektra die Nemesis des Agamemnon an. Die greuliche Mutter verhehlt ihr nicht die Freude, welche sie über die Kunde von Orestes Tode empfindet, wodurch also die gänzliche Beseitigung Elektras möglich werde: ja auf der Tochter Frage: „Ist's so recht geschehen?" scheut sie sich nicht zu antworten („Elektra", 174):

„Dir nicht, dem Andern (Agamemnon), wie's geschah, ist's recht geschehn."

Da nun sagt Elektra auch ihr letztes Wort:

„O höre, du des kaum Gestorbenen Nemesis!"

## 4.

## Zu S. 280: Die Sibylle und Heraklit.

Plutarchs Angabe steht in der vielfach anziehenden Abhandlung: „Warum die Pythia nicht mehr in Versen spreche?" p. 627 ed. Wyttenb. Herr Lasalle in seinem anerkennenswerthen, ausführlichen Werke „Ueber Heraklit" (welches 1858 erschienen ist, und wobei man mit dem Verfasser bedauert, daß er die Forschung von Bernays erst nach gemachter Arbeit kennen gelernt), will auch noch eine Stelle aus dem dritten Buche von Jamblichs Schrift „Ueber die Mysterien", heranziehen (I, 29). Allein die Worte „mit rasendem Munde", welche man mit Sicherheit allein als heraklitisch in Anspruch nehmen kann, werden angeführt als allgemein üblicher Ausdruck: „man sagt", nicht „Heraklit sagt". Ueber Heraklits Aeußerung bei Plutarch hat, glaube ich, zuerst gesprochen Creuzer zu Cic. „De nat. Deorum", II, 3.

## 5.

## Zu S. 283: Orakel.

Herr Professor Julius Kaiser „Ueber das Delphische Orakel", S. 56 sagt: „Die Pythia wurde aus der Mitte der edeln delphischen

Geſchlechter genommen: der prophetiſche Geiſt wohnte ihr alſo nicht individuell inne." Ich habe mich vergebens nach dem Belege für eine dem Begriffe des prophetiſchen Geiſtes ſo ſchnurſtracks zuwider laufende Behauptung jenes gelehrten Mannes umgeſehen. Die angezogene Stelle (Plut. „De orac. defectu", cap. 9, p. 698 ed. Wyttenb.) ſagt nichts dergleichen. Selbſt die Wahl aus beſtimmten edeln Geſchlechtern ſteht im Widerſpruch mit Plutarchs Angabe in der Schrift „Περὶ τοῦ μὴ χρᾶν" etc., cap. 22, wo es von einer ſolchen Pythia heißt, ſie ſei im Hauſe armer Landleute groß gewachſen: und mit andern Berichten. Aber angenommen, daß die Wahl aus einem engern Kreiſe vorgeſchrieben geweſen, ſo folgt daraus nichts gegen die Rückſicht auf perſönliche Befähigung.

## 6.

## Zu S. 286: Die Reinigung Apollos von der Tödtung des Python nach neun Jahren.

Die aſtronomiſche Grundlage iſt bei den griechiſchen Mythen ſo künſtlich verdeckt, das einfache Räthſel iſt ſo überwuchert durch die Mythe der Perſönlichkeit, daß es eine undankbare Mühe ſcheint, dieſen Spuren nachzugehn. Man verdirbt ſich was man hat, ohne etwas Sicheres zu gewinnen. Hier jedoch iſt in der heiligen Tempelſage der Schleier noch dünn genug gewoben, daß man verſuchen kann, ihn zu lüften. Die von ſelbſt ſich darbietende Löſung durch die Annahme einer Anſpielung auf die Oktaëteren iſt allerdings ſchwierig, ja unmöglich, wenn man dieſe auf die Wahrnehmung gründet, daß das reine Mondenjahr von acht Jahren um drei Monate von je 30 Tagen zu kurz kommt (8 mal $11\frac{1}{4}$ Tage). Man ſchaltete hiernach einen Monat ein je nach 32 Mondungen, $2\frac{1}{2}$ Jahr (Ideler, I, 266—305, vgl. I, 47). Erſtlich erfolgt die Reinigung nicht nach acht Jahren (wie die Oktaëteris), ſondern nach neun Jahren. Jene Reinigung trat alſo jedes zehnte Jahr ein, nicht jedes neunte. Zweitens fällt die wiſſenſchaftliche Begründung der Oktaëteris früheſtens gegen die 60. Olympiade, alſo in die Mitte des ſechsten Jahrhunderts, etwa 50 Jahre nach Solon, welcher in Athen den Wechſel von vollen und hohlen Monden einführte, d. h. eine regelmäßige Abwechſelung der Monate von 30 und von 29 Tagen. Die Oktaëteris dagegen war uralt in Delphi, denn die pythiſchen Spiele wurden in der älteſten Zeit nicht nach vier, ſondern erſt nach acht Jahren gefeiert (Cenſorinus bei Ideler, I, 300). Man muß ſie alſo auf dem einfachſten Wege ableiten aus der Triëteris oder dreijährigen Periode.

Diese wiederum ist nur zu erklären aus der Abwechselung von vollen und hohlen Monaten, verbunden mit der Abwechselung von 12 und 13 Monaten für das Jahr. Man erhält alsdann 738 Tage (354 + 384) also 7½ Tag mehr als zwei Sonnenjahre (zu 365¼ = 730½). Läßt man nach vier solchen Perioden (acht Jahren) einen Schaltmonat aus, so kommt für das Sonnenjahr eine sehr gute Ausgleichung hervor. Aus dieser einfachen Wahrnehmung erklärt sich also die Entstehung der Oktaëteris aus der Triëteris aufs befriedigendste. Und warum sollten die Priester in Delphi die vernünftige Einrichtung des Abwechselns mit Monaten von 29 und 30 Tagen nicht früher gehabt haben als die Athener? Daß nun der delphische Mythus gerade jenes Geheimniß verhüllte, läßt sich aus Plutarch vielleicht noch besser nachweisen als bisher geschehen.

Die Beurkundung einer astronomischen Erklärung jenes delphischen Mythus liegt nämlich in einer Stelle seiner Schrift „De def. orac." (cap. 21, p. 723 ed. Wyttenb). Die gewöhnliche Auffassung, daß Apollo neun Jahre habe Buße thun und Verbannung leiden müssen, weil er den Python getödtet, ist allerdings zu ungereimt für einen ursprünglichen Mythus. Denn die Tödtung des Python, oder der verderblichen dunkeln Erdschlange, konnte doch nicht als ein todeswürdiges Verbrechen angesehen werden. Die Ermordung eines Ungeheuers war ja verdienstlich. Es ist also von einem astronomischen Ungeheuer die Rede, welches durch das Sonnenjahr weggeschafft werden soll. Der gewöhnlichen geschichtlichen Auffassung wird nur bei Plutarch folgende entgegen gestellt. „Pythons Tödter sei weder neun Jahre noch nach Tempe verbannt gewesen: er sei vielmehr als Flüchtling in eine andere Welt (Kosmos) gekommen, und von da sei er zurückgekehrt, nach dem Umlauf von neun großen Jahren (Sonnenjahren) rein und wahrhaft phöbisch (glänzend, daher Apollos ältester Name Phöbus) und habe bei seiner Ankunft das bisher von der Themis (Erde) verwaltete Orakel übernommen." Man hat hierbei nur anzunehmen, daß die Triëteris nicht mit 12 Monaten begann, sondern mit einem Jahr von 13 Monaten, sodaß das neunte Jahr, das Jahr der Spiele, von selbst das Jahr der Lösung wurde, wenn man ihm nur 12 Monate gab. Also der Sinn ist: nach neun Jahren ist das Sonnenjahr wieder in Ordnung: die Verwickelung mit dem Mondenjahre hört auf. Die Verbindung mit Python mag symbolisch sein, oder eine Legende, welche mit dem astronomischen Räthsel zusammenfloß. Wir bemerken hierbei, daß ἐνιαυτός recht eigentlich das phöbische oder Sonnenjahr ist; der erste Theil dürfte wol ἑνος sein: alt, ion. statt ἑνος = h e n hymr. für alt, lat. sen-ex: daher ἔνη καὶ νέα für den letzten Tag des Monats. Das Wort wäre folglich eine Zusam-

menziehung (ἦλτος) ἔνος αὐτός, die alte Sonne selbst, die Sonne, welche wieder an ihre alte Stelle eintritt. Die gewöhnlichen Erklärungen sind sicherlich falsch. Ἔτος hängt nicht stammartig zusammen mit ἔνος, hat aber denselben Sinn = vetus.

## 7.

## Zu S. 286: Lobeck über die Reinigungen.

Daß dem Homer priesterliche Reinigungen unbekannt seien, folgt eigentlich nicht zwingend aus der allerdings von Lobeck (I, 300) erwiesenen Thatsache, daß bei Homer der Todtschläger entweder Buße zahlen oder flüchten muß, daß aber eine Reinigung nicht erwähnt wird. Denn man kann sagen, daß diese nur dann stattfand, wenn der Verbrecher das Sühngeld gezahlt hatte. Doch wenn man dieses auch annimmt, so kann man die heiligen Läuterungen oder Lustrationen nicht deshalb leugnen, weil Ulysses, der sie nach dem Erschlagen der Freier vornimmt, dieses als Hausvater und Fürst gethan, und nicht als Priester vom Handwerk: denn der Hausvater war ja eben Priester und Opferer im eigenen Hause. Lobeck hat auch die Schwierigkeit gefühlt, der einstimmigen Ueberlieferung des Alterthums von der Sitte der Reinigungen im heroischen Zeitalter entgegen zu treten, und ist auf die Widerlegung der Stelle von Ovid (Fast. II, 33) über die Reinigung der Medea durch Aegeus in einem eigenen Epimetrum eingegangen (II, 968 fg.).

## 8.

## Zu S. 294: Das EI (Buchstabe E) in Delphi.

Ich halte die Stellen, welche dem Pythagoras das Hervorheben der göttlichen Einheit gegenüber der Welt zuschreiben, insbesondere die des Philolaus bei Stobäus, Jamblichus und Philo (Ritter und Preller, §. 107. 108) schon deshalb fest, weil mir die ganze Zahlenphilosophie des Denkens und die Auffassung derselben bei Plato, Aristoteles und Theophrast sonst unbegreiflich bleibt. Darin habe ich, in Beziehung auf die angefochtene Stelle des Philolaus bei Stobäus, Böckh und Brandis auf meiner Seite: im Wesentlichen auch Schleiermacher und Ritter. Zellers in der zweiten Auflage seiner „Geschichte der Philosophie" scharfsinnig und gelehrt durchgeführte entgegengesetzte Ansicht (S. 257—275) hat offenbar schon dieses gegen sich, daß er die vielen unleugbaren Zeugnisse dafür, daß Pythagoras Gott von der Welt geschieden, und das Viele aus dem Einen, als der Ursache, habe hervorgehen lassen, nicht anders beseitigen kann, als daß er sie für theologische Sätze des Pythagoras erklärt, welche er philosophisch

gar nicht zu begründen versucht habe. Endlich gestehe ich aber auch, daß ich nicht wohl eine genügende Erklärung der unbestrittenen Aussagen über die Einheit und ihren Gegensatz zur Vielheit darin zu sehen vermag, daß die Einheit die Versöhnung der Gegensätze sei, diese aber in der Harmonie bestehe, und zwar in der Form der musikalischen Verhältnisse in der Tonleiter: denn die Harmonie ist ja gerade das Gegentheil von der Einheit. Wer jedoch der Ansicht Zellers beipflichtet, würde das E in Delphi einfach zu erklären haben als den Gegensatz der Einheit zu der Vielheit: allerdings nicht der absoluten, aber doch der gegensätzlichen Einheit.

## 9.

## Zu S. 322: Das Zeitalter der Kallinus.

Ich schließe mich Denen an, welche nur Einen geschichtlichen Unfall der Magneten (Magnesia am Mäander, der blühendsten Stadt Vorderasiens mit Ephesus) annehmen. Dieser aber muß, scheint mir, spätestens in die Regierung des Kandaules gesetzt werden, den Gyges um Thron und Leben brachte. Denn Plinius erwähnt zweimal (XXXV, 55 vgl. mit VII, 126) die merkwürdige Thatsache, daß jener König ein geschichtliches Gemälde des Bularchus (eine Tafel von ansehnlicher Größe) für ihr Gewicht in Gold erworben habe. Kandaules aber, fügt er hinzu, starb in der 18. Olympiade. Dieses entspricht als Mittelzahl unserm Jahre 706 v. Chr.: die gewöhnliche Annahme aber ist Olymp. 16, 1 = 716. Die Ansiedelung auf Thasos, an welcher Archilochus Theil nahm, wird in Olymp. 15 oder Olymp. 18 gesetzt: er spricht bekanntlich von dem beklagenswerthen Unfall der Magneten. Kallinus aber erwähnte nicht allein dieses Unglück, sondern auch den frühern blühenden Zustand der Stadt. Wir werden also den Einfall der kimmerischen Trêrer (oder Trêreer (Trevirer?), in welchem jene Stadt unterging, gegen 730 zu setzen haben, oder in die 11. oder 12. Olympiade. Strabos Text in der Hauptstelle ist entschieden verdorben. — Der Kampf, zu welchem Kallinus auffordert, ist ein großer: „der Krieg (sagt er), geht durch das ganze Land."

Wir haben oben (Ausf. 1[a]) angedeutet, wie die unzweifelhafte Anspielung auf einen keltischen Einfall in Hesiod — obwol in einer eingeschalteten Stelle — darauf hinführt, daß man den ersten dieser Raubzüge so früh als möglich im achten Jahrhunderte annehmen muß.

## 10.

## Zu S. 336: Solon und Krösus.

Die Zweifel an der Geſchichtlichkeit der ſchönen Erzählung Herodots (I, 29 fg.) gründeten ſich nur auf kleinere chronologiſche Ungenauigkeiten und Bedenken, welche ſich jedoch befriedigend haben löſen laſſen. Duncker hat auch dieſen Punkt der alten Geſchichte lichtvoll und abſchließend behandelt. Die kritiſche Schule war hier offenbar einſeitig, und bedurfte einer Ergänzung. Daſſelbe gilt von den Zweifeln gegen die Geſchichtlichkeit des Verbrennens des Krösus: man wird als Thatſache nur eine Selbſtweihung des Krösus zum Opfertode nach lydiſcher Sitte anzunehmen haben.

## 11.

## Zu S. 339: Pindars zweite olympiſche Ode.

Da ich mir hier erlauben muß von der Anſicht des allverehrten Meiſters der Philologie und von der eines unvergeßlichen Lehrers und Freundes, Diſſen, abzuweichen, ſo wird es mir vergönnt ſein, ausnahmsweiſe meine Ueberſetzung ausführlich zu rechtfertigen.

Ich finde an dieſer allerdings ſchwierigen Stelle (Antiſtr. und Epod. 3) keine Textveränderung nöthig oder zuläſſig, als die ganz geringe, von Böckh geforderte und von Diſſen und Bergk angenommene Verbeſſerung des εἰ δέ in εἴ γε, was eine in der alten Schrift kaum merkliche Aenderung vorausſetzt. Der Text ſteht nun alſo folgendermaßen:

ὁ μὰν πλοῦτος ἀρεταῖς δεδαιδαλμένος φέρει τῶν τε καὶ τῶν
καιρὸν, βαθεῖαν ὑπέχων· μέριμναν ἀγροτέραν,
(Epodos) ἀστὴρ ἀρίζηλος· εἴ γε μιν ἔχων τις οἶδεν τὸ μέλλον,
ὅτι θανόντων μὲν ἐνθάδ' αὐτίκ' ἀπάλαμνοι φρένες
ποιναὶς ἔτισαν, τὰ δ' ἐν Διὸς ἀρχᾷ
ἀλιτρὰ κατὰ γᾶς δικάζει τις ἐχθρᾷ
λόγον φράσαις ἀνάγκᾳ.

Ohne eine ſtark beſchränkende Klauſel (wie ſie nur εἴ γε) gibt, iſt ein ſolcher Preis des Reichthums bei Pindar ganz unglaublich. Das haben auch Die gefühlt, welche (was jedoch nicht zuläſſig iſt) überſetzen, als wenn die Tugenden das Subjekt wären.

Hinſichtlich der Auslegung nun kann ich weder Böckhs und Diſſens Ueberſetzung, noch die verſchiedene Auslegung des trefflichen Gothaer Herausgebers genügend finden. Jener überſetzte den Anfang:

Atqui opulentia virtutibus ornata harum atque illarum rerum fert opportunitatem, profundam suppeditans curam venatricem: sidus insigne, verum homini lumen, quam si quis tenet, norit futurum quod mortuorum impiae hic mentes poenas statim luunt, quodque facta in hoc Jovis imperio delicta sub terra judicat aliquis infesta sententiam dicens necessitate.

Im Commentar wird die ganze Stelle ſo erklärt (von Diſſen):

Aenesidami filium illa ex gente oriundum (Theronem) decet nunc praedicare, qui et ipse vicit et fratrem victorem habet. Tales victoriae certaminibus partae curis liberant: ejusmodi autem ausis opportunitatem praebent opes virtutibus ornatae.

Die letzten Worte werden ſo überſetzt:

Studium et curam profundam subjiciens menti quasi venatricem pulchrarum rerum.

Daß μέριμναν als „Studium gloriae" gefaßt werden könne, möchte ich nicht geradezu beſtreiten: wol aber ob dieſes möglich ſei in der Verbindung mit ἀγροτέραν, was nach gewöhnlichem Gebrauche doch heißt: acriorem, nimis feram, acrem, und ohne alle weitere Andeutung. Βοθεῖα als Beiwort von μέριμνα im Sinne von Sorge, Beſorgniß iſt häufigen Gebrauchs: doch nicht ſo im Sinne vom Streben. Und dann ὑπέχων, subjiciens, würde doch verlangen verſtanden zu werden, wie man ſagt subdere facem, zum Anzünden; und davon iſt hier nicht die Rede. Nicht daß irgend Jemand dieſes ὑπέχων befriedigend erklären könnte: aber es handelt ſich nur um die Bedenken gegen die Diſſenſche Auslegung.

Lieſt man ſtatt ὑπέχων dagegen ΕΠΕΧΩΝ (mit höchſt unbedeutender Aenderung), ſo gewinnt man den in unſerm Texte ausgedrückten Sinn: daß Reichthum und Macht, mit Tüchtigkeit der Geſinnung gepaart, dem Manne die gar zu ſchwere Lebensſorge abwehre, alſo ihn befähige, ſich edeln Bemühungen und koſtbaren Unternehmungen (wie die Wettkämpfe beides waren) frei hinzugeben.

Den zweiten Theil erklärt Diſſen nicht ganz wie Böckh, nämlich ſo:

Ita vero virtutibus junctas divitias qui habet, non ignorat neque obliviscitur, apud inferos futuras malefıciorum poenas.

Was der Sinn des philoſophiſchen Dichters fordert, iſt was die Worte ganz genau gefaßt ſagen:

si quidem qui eas habet non ignorat etc.

Aber wie konnte Pindar es als Ueberzeugung und Lehre ausſprechen, daß die Gottloſen unter den Menſchen „ſogleich" für ihre Verbrechen

büßen? Das macht ja eben die Schwierigkeit, daß sogar viele es nicht thun, da sie in Glück und Wohlstand sterben. Oder sollte Pindar das „sogleich" verstanden haben von der alsbald nach dem Tode erfolgenden Strafe in der Unterwelt? Was wird dann aus der Doppelgliederung des Gedankens? Diese Gliederung ist doch sehr entschieden da:

θανόντων μὲν ἐνθάδ' ... αὐτίκ' ἔτισαν, und
τὰ δὲ ... ἀλιτρὰ ... δικάζει τις ...

Es muß ein Gegensatz hier ausgedrückt sein, und das ist gerade der, welchen die Worte unschwer zulassen, und des Dichters Theologie fordert. Der wahrhaft weise Fürst weiß, daß einige der gestorbenen Frevler hier sogleich Strafe erlitten haben (d. h. im leiblichen Leben) was ἔτισαν doch ohne Zweifel aussagt, daß andere Frevler aber jedenfalls für ihre auf der Erde begangenen Verbrechen dort einen unerbittlichen Richter finden. Die kühnere Wendung, im zweiten Gliede nicht mehr die Frevler zum Subjekt, dagegen die Frevel zum Objekt des Richtens zu machen, kann bei Pindar schwerlich auffallend genannt werden.

Einige haben hier eine Anspielung auf die Seelenwanderung finden wollen: nämlich so, daß die Manen dort nicht allein büßen, was hier gefrevelt, sondern dann auch wieder die zur Erde zurückgekehrten Seelen das dort unten (wo sie doch nur Selige und Unselige sind) Verübte büßen sollen. Schwerlich dürfte sich dieses als religiöse Ansicht irgendwo nachweisen lassen: bei den Orphikern und bei den Griechen überhaupt aber sicherlich nicht.

## 12.

## Zu S. 406: Schneidewins Lösung des Räthsels von der Anordnung der Thebais des Aeschylus.

Schneidewin hat sich von den thörichten Zweifeln einiger deutschen Philologen an der Echtheit der 1848 von Franz veröffentlichten Didaskalia der mediceischen Handschrift freigehalten: der durchaus redliche Mann und ernste Forscher hatte einen solchen Verdacht nicht verdient, wie Jeder bezeugen wird, der ihn gekannt hat. Jener, ebenfalls durch vorzeitigen Tod uns entrissene, gründliche Gelehrte und geistreiche Erklärer der Tragiker hat noch in demselben Jahre den Knoten zu lösen gesucht im „Philologus" (1848, S. 348—365). So viel ich weiß, hat sich seitdem Niemand an dieser Aufgabe versucht.

Schneidewin geht von folgenden Punkten aus:

1. Zwischen den beiden ersten Stücken liegt ein Zwischenraum von wenigstens vier Jahren, da Jokaste dem Oedipus die zwei Geschwisterpaare geboren: doch seien nach des Aeschylus Annahme, die Söhne noch unmündig gewesen, als der Vater sie bei der gräßlichen Enthüllung augenblicklich verflucht (Chor, V. 812 fg.), so daß sie fluchbeladen aufgewachsen. In dieser Auffassung stimmen wir ihm bei, doch nicht seiner Uebersetzung der betreffenden Stelle: „er bot seinen Kindern Flüche, die ihre Erziehung (τροφᾶς) trafen": ich übersetze, mich an Schütz und Hermann anschließend: die zorngetroffenen Sprossen (τροφάς, mit den Handschriften).

2. Die Frevelschuld hat (nach demselben Chor) fortgewährt ins „dritte Glied". Hieraus glaubt Schneidewin schließen zu dürfen, daß die Verwickelung mit Laius Ungehorsam beginne, da er, Apollos Warnung zuwider, einen Sohn gezeugt: er habe also nicht, wie Euripides, die Schuld hergeleitet von der Entführung und dem Misbrauche des Chrysippus, weshalb dessen Vater Pelops ihn mit schwerem Fluche belegt. Dieser Annahme Schneidewins können wir nicht beipflichten, vielmehr sehen wir als Grund der Verwickelung eben diesen Frevel gegen den Sohn des Pelops an. Allerdings können wir den Beweis jetzt nicht mehr führen, da in den „Sieben gegen Theben" dieses nicht ausdrücklich gesagt wird. Allein Schneidewin hat eben so wenig einen Beweis für seine Annahme; die ganze tragische Anschauung des Aeschylus spricht dagegen: ein bloßer Ungehorsam gegen ein dem Gesetze Gottes und der Natur widersprechendes Verbot wäre wahrlich keine sittliche Befriedigung für den Untergang dreier Geschlechter. Aber auch jene Worte des Chors sprechen eher für als gegen unsere Annahme:

Der Frevelschuld alter Zeiten
Denk' ich, der rastlos gestraften,
Die fortgewährt ins dritte Glied,
Da trotz Phöbus Willen Laius,
Obschon ihn dreimal gewarnt
Der pythischen Weltmitte Spruch,
Daß, wenn er stürbe kinderlos, seine Stadt er rettete —

Bethört dann durch der Freunde bösen Rath,
Den Tod erzeugte, den Sohn Vatermörder, den Oedipus sich,
Der drauf das heilige Saatfeld
Des Mutterschooßes, der ihn gebar,
Mit blutschuldigem Samen
Besä't: — die verworfene Brautnacht
Weihte wilder Wahnsinn.

Die erste Frevelschuld trieb den Laius zur Misachtung des warnenden Verbotes. Warum sollte nicht schon die älteste Tragödie „den großen

büßen? Das macht ja eben die Schwierigkeit, daß sogar viele es nicht thun, da sie in Glück und Wohlstand sterben. Oder sollte Pindar das „sogleich" verstanden haben von der alsbald nach dem Tode erfolgenden Strafe in der Unterwelt? Was wird dann aus der Doppelgliederung des Gedankens? Diese Gliederung ist doch sehr entschieden da:

θανόντων μὲν ἐνθάδ' ... αὐτίκ' ἔτισαν, und
τὰ δὲ ... ἀλιτρὰ ... δικάζει τις ...

Es muß ein Gegensatz hier ausgedrückt sein, und das ist gerade der, welchen die Worte unschwer zulassen, und des Dichters Theologie fordert. Der wahrhaft weise Fürst weiß, daß einige der gestorbenen Frevler hier sogleich Strafe erlitten haben (d. h. im leiblichen Leben) was ἔτισαν doch ohne Zweifel aussagt, daß andere Frevler aber jedenfalls für ihre auf der Erde begangenen Verbrechen dort einen unerbittlichen Richter finden. Die kühnere Wendung, im zweiten Gliede nicht mehr die Frevler zum Subjekt, dagegen die Frevel zum Objekt des Richtens zu machen, kann bei Pindar schwerlich auffallend genannt werden.

Einige haben hier eine Anspielung auf die Seelenwanderung finden wollen: nämlich so, daß die Manen dort nicht allein büßen, was hier gefrevelt, sondern dann auch wieder die zur Erde zurückgekehrten Seelen das dort unten (wo sie doch nur Selige und Unselige sind) Verübte büßen sollen. Schwerlich dürfte sich dieses als religiöse Ansicht irgendwo nachweisen lassen: bei den Orphikern und bei den Griechen überhaupt aber sicherlich nicht.

## 12.

## Zu S. 406: Schneidewins Lösung des Räthsels von der Anordnung der Thebais des Aeschylus.

Schneidewin hat sich von den thörichten Zweifeln einiger deutschen Philologen an der Echtheit der 1848 von Franz veröffentlichten Didaskalia der mediceischen Handschrift freigehalten: der durchaus redliche Mann und ernste Forscher hatte einen solchen Verdacht nicht verdient, wie Jeder bezeugen wird, der ihn gekannt hat. Jener, ebenfalls durch vorzeitigen Tod uns entrissene, gründliche Gelehrte und geistreiche Erklärer der Tragiker hat noch in demselben Jahre den Knoten zu lösen gesucht im „Philologus" (1848, S. 348—365). So viel ich weiß, hat sich seitdem Niemand an dieser Aufgabe versucht.

Schneidewin geht von folgenden Punkten aus:

1. Zwischen den beiden ersten Stücken liegt ein Zwischenraum von wenigstens vier Jahren, da Jokaste dem Oedipus die zwei Geschwisterpaare geboren: doch seien nach des Aeschylus Annahme, die Söhne noch unmündig gewesen, als der Vater sie bei der gräßlichen Enthüllung augenblicklich verflucht (Chor, V. 812 fg.), so daß sie fluchbeladen aufgewachsen. In dieser Auffassung stimmen wir ihm bei, doch nicht seiner Uebersetzung der betreffenden Stelle: „er bot seinen Kindern Flüche, die ihre Erziehung (τροφᾶς) trafen": ich übersetze, mich an Schütz und Hermann anschließend: die zorngetroffenen Sprossen (τροφάς, mit den Handschriften).

2. Die Frevelschuld hat (nach demselben Chor) fortgewährt ins „dritte Glied". Hieraus glaubt Schneidewin schließen zu dürfen, daß die Verwickelung mit Laius Ungehorsam beginne, da er, Apollos Warnung zuwider, einen Sohn gezeugt: er habe also nicht, wie Euripides, die Schuld hergeleitet von der Entführung und dem Misbrauche des Chrysippus, weshalb dessen Vater Pelops ihn mit schwerem Fluche belegt. Dieser Annahme Schneidewins können wir nicht beipflichten, vielmehr sehen wir als Grund der Verwickelung eben diesen Frevel gegen den Sohn des Pelops an. Allerdings können wir den Beweis jetzt nicht mehr führen, da in den „Sieben gegen Theben" dieses nicht ausdrücklich gesagt wird. Allein Schneidewin hat eben so wenig einen Beweis für seine Annahme; die ganze tragische Anschauung des Aeschylus spricht dagegen: ein bloßer Ungehorsam gegen ein dem Gesetze Gottes und der Natur widersprechendes Verbot wäre wahrlich keine sittliche Befriedigung für den Untergang dreier Geschlechter. Aber auch jene Worte des Chors sprechen eher für als gegen unsere Annahme:

Der Frevelschuld alter Zeiten
Denk' ich, der rastlos gestraften,
Die fortgewährt ins dritte Glied,
Da trotz Phöbus Willen Laius,
Obschon ihn dreimal gewarnt
Der pythischen Weltmitte Spruch,
Daß, wenn er stürbe kinderlos, seine Stadt er rettete —

Bethört dann durch der Freunde bösen Rath,
Den Tod erzeugte, den Sohn Vatermörder, den Oedipus sich,
Der drauf das heilige Saatfeld
Des Mutterschooßes, der ihn gebar,
Mit blutschuldigem Samen
Besä't: — die verworfene Brautnacht
Weihte wilder Wahnsinn.

Die erste Frevelschuld trieb den Laius zur Misachtung des warnenden Verbotes. Warum sollte nicht schon die älteste Tragödie „den großen

Frevel" als des ganzen Unheils Quelle, hervorgehoben und gebrandmarkt haben? Ja wie konnte sie diesen Frevel übergehen, mag nun Pelops Fluch auf alter oder neuer Urkunde beruhn?

3. Eteokles soll nach Aeschylus als ein frommer Mann dargestellt sein, der nur durch das Verhängniß in den persönlich unverschuldeten Fluch verflochten war (S. 359). Allein dieses ist nicht allein gegen die Aussage der Antigone in unserm Stücke (V. 1040), sondern auch gegen die ganze Darstellung des Königssohns: er ist muthig, aber voll maßlosen Zornes: trotz aller Warnungen geht er hin, den Bruder zu tödten im Kampfe, statt sich einen andern Feind aus den sieben Helden zu wählen. Des Vaters Fluch erfaßt ihn, weil er die warnende Stimme nicht hören will, als die Chorführerin ruft (V. 724 fg.):

(Ch.) Nicht, theurer König, Sohn des Oedipus, im Zorn
Nicht werde Dem gleich, der das Aergste arg gewagt.
Nein, schon genügt's, daß Kadmos Bürger aus zum Kampfe
Mit Argos Volk ziehn, sühnen läßt sich deren Blut;
Allein von Bruderhänden blut'ger Wechselmord, —
Die eigne Blutschuld läßt ihn nun und nimmermehr.

(Et.) Wenn irgend schmachvoll alle Schuld zu tragen ist,
So sei's; denn einzig bleibt im Tode noch Gewinn:
Wer aber feig und schuldig, dem gib keinen Ruhm!

(Ch.) Und du beharrst noch, Kind!
Laß dich von Ates kampfwildem Gelüst nicht hinreißen im Zorn.
Den Keim böser Begier, erstick' ihn!

(Et.) Weil doch den Ausgang sehr der Gott beschleuniget,
So fahr' zum Strom Kokytos, seinem Theil, der Stamm
Des Laios ganz hin, den Apollos Haß verfolgt.

(Ch.) Wildes Verlangen reizt
Blutig dich auf, den Mord zu begehn, die fruchtbittre Schale
Nimmer gesühnten Blutes!

(Et.) Es steht ja meines lieben Vaters arger Fluch
Mit trocknem, thränenlosem Auge neben mir,
Und zeigt und nennt mir letzte Lust vor letztem Schmerz ...
Längst schon vergessen haben auch die Götter mein;
Nur unsers Todes Opferblut erfreut sie!
Warum denn jetzt uns flehend weigern noch den Tod?

(Ch.) Uns Mädchen folge, wenn auch ungern, thue es doch ...
Du willst vergießen deines eignen Bruders Blut?

(Et.) Mit Gottes Willen seinem Tod entflieht er nicht.

So stürmt er in den Kampf: der grausame Stahl erweist sich als der geweissagte Theiler des Reichs: beide Brüder theilen einige Spannen Erde im Tod! Unterdessen stimmt der Chor den erhabenen Wechselgesang an, aus welchem wir oben einige Strophen angeführt. In ihm, dem Mädchenchor, ist Frömmigkeit und Weisheit: keine in den Söhnen des Oedipus.

4. Schneidewin findet die tragische Versöhnung, welche Süvern vermißte, in der Brüder Tode (S. 362 fg.): beide will der Chor gleichmäßig bestatten. Gewiß kann sie nicht in einer Fortsetzung, etwa den Epigonen, gesucht werden, wie Böckh vermuthet hatte. Die Epigonen brachten ja keine Lösung: erst durch Theseus ward, nach Apollodors Berichte, Theben gesühnt. Wenn nun aber Schneidewin seine eigene Lösung so faßt:

„die Erfüllung des Familienfluchs der Labdakiden war Ziel der Trilogie, und die Belagerung der Stadt, in Folge des Angriffs des Polynikes gegen Vaterstadt und Bruder, gibt nur den äußern Rahmen der innern Handlung, der Erfüllung des Orakels und des dadurch geförderten Vaterfluchs —"

so können wir darin doch wol, nach allem was wir gefunden, nur eine unvollkommene Auffassung der äschyliſchen Theologie sehen. Es ist nicht das Verhängniß, nicht das Orakel: es ist die eigene sittliche Verschuldung in jedem der drei Geschlechter, welche dargestellt werden soll. So nur wird das Schlußstück, das man früher nicht rechtfertigen zu können glaubte, vielmehr nothwendig, und der glänzendste Theil der ganzen großartigen Dichtung.

## 13.

## Zu S. 535: Die Keime einer Begründung der sittlichen Weltordnung bei Aristoteles im zehnten Hauptstücke des zwölften Buches der Metaphysik.

Die von uns gegebene Uebersetzung des Anfanges des Schlußkapitels bedarf keiner nähern Rechtfertigung, seitdem Bonitz (zu der Stelle S. 518) nachgewiesen hat, daß, wie schon der alte Erklärer Alexander gesehen, zuerst nur eine Doppelfrage gestellt wird (πoτέρως) und die folgenden drei Worte:

„oder in beiden Weisen zugleich?"

die Antwort, in Form einer neuen Frage geben. Statt dessen faßt noch Hengstenberg die Frage sprachwidrig als dreitheilig, indem er übersetzt:

„oder beides zusammen wie ein Heer?"

Unsere Uebersetzung ist etwas ausführlicher, um alles Misverständniß unmöglich zu machen. Ohne solche Nachhülfe ist das Buch überhaupt gar nicht zu übersetzen.

Mit dem folgenden „Aber" beginnt, nach uns, ein durchaus neuer Satz: es setzt sich hier nicht, wie Bonitz will, der bisherige Satzbau fort. Vielmehr schließt die Anknüpfung des folgenden Satzes.

„Aber wie zum Beispiel in einem Hause",

gemäß dem nur angedeuteten Style dieses Kapitels, eine Gedanken-Ellipse ein, welche wir durch die Klammer ausgefüllt haben. Aehnlich ist es beim Schlusse dieses nur andeutenden Gleichnisses: auch hier ist das im Gedanken zu Ergänzende durch die Klammer angedeutet. Das Einlenken in den eigentlichen Gegenstand, die Betrachtung der Weltordnung, ist eben so schroff, wie das Abbiegen von demselben war.

Eine gewisse Dunkelheit scheint in der Auffassung des Wortes διακριθῆναι zu herrschen. Brandis übersetzt die Stelle:

„Es muß Alles zum Prozeß der Aussonderung (und des Wechsels) beitragen, und noch Andres gibt es, rücksichtlich dessen Jegliches zum Ganzen mitwirkt." (Arist. S. 541.)

Bonitz (S. 519) bezieht das Wort auf das Erzeugen des Einen im Weltall aus dem Untergange des Andern, und fügt als Erklärung des Folgenden hinzu:

„aliaque quae communiter omnia conferunt ad servandum universum mundi ordinem."

Bei dem Vergleiche mit dem Hauswesen, denkt er übrigens wol nicht mit Unrecht an die nach festen Gesetzen wandelnden und in demselben beharrenden Gestirne, aber er läßt die Beziehung auf den Geist im Menschen aus, welcher dem Aristoteles doch keine geringe Stelle im Weltall einnimmt.

Ueber die Auslegung des Wortes διακριθῆναι fügt er noch hinzu:

„quid significet dubium est, neque contenderim vere me h. v. interpretatum esse."

Aber sollte der stehende platonisch-aristotelische Gebrauch von διάκρισις als Auflösung, Verwesung im Gegensatze von σύγκρισις, Vereinigung, Neubildung, nicht hinlänglicher Beweis sein, daß wir jenes Wort hier in demselben Sinne erklären müssen?

Bei solchen Untersuchungen wird Jedem der Mangel eines gründlich gearbeiteten Aristotelischen Lexikons schmerzlich fühlbar. Das vor wenigen Jahren in England von einem gründlichen Philologen angekündigte Werk dieses Titels, von einem sehr empfehlenden Probeblatte begleitet, scheint leider nicht zur Ausführung gediehen zu sein.

## 14.

## Zu S. 557: Grabschrift auf die bei Chäronea Gefallenen (Demosthenes, pro corona, p. 322).

Die Leser werden es mir Dank wissen, wenn ich ihnen hier eine mir freundlichst von Dr. Bernays gemachte Mittheilung über das chäronensische Epigramm vorlege.

„In dem letzten Diſtichon hat ſchon Bergk in der zweiten Ausgabe der Poetae Lyrici, p. 504 allen Anſtoß entfernt durch folgende Interpunction: Μηδὲν ἁμαρτεῖν ἐστι θεῶν καὶ πάντα κατορθοῦν, Ἐν βιοτῇ μοῖραν δ' οὔτι φυγεῖν ἔπορεν. „Nie zu fehlen und Alles zu glücklichem Ende zu führen ſteht den Göttern zu; im Menſchenleben aber dem Geſchick zu entrinnen, kann Nichts (keinerlei Macht) gewähren." Dem Wort βιοτή inhärirt die Bedeutung Menſchenleben ſo weſentlich, daß es, auch ohne μερόπων (welches keine Conſtruction ergibt) jedem griechiſchen Ohr in ſeinem Gegenſatze zu θεῶν vollkommen deutlich, dagegen in Beziehung auf θεῶν, in welcher es ja nach der gewöhnlichen Interpunction ſtände, ganz unerträglich ſein müßte.

„Das zweite Diſtichon jedoch iſt zu Anfang arg zerrüttet: daß man hier mit kleinen Mittelchen nicht auskommt, haben alle die tüchtigen Männer gefühlt, deren Vorſchläge bei Bergk zu finden ſind. Bergk ſelbſt erklärt die Stelle für locum nondum persanatum und bietet, zweifelnd und verzweifelnd, Folgendes an: μαιόμενοι δ' ἀρετῆς ἰσοδαίμονος. Etwas Kühnheit muß ich mir alſo auch erlauben. Ich alſo ſchreibe: ἀρνύμενοι δ' ἀρετὴν δίχα δαίμονος, und überſetze:

Götterverlaſſene Tugend erwählten ſie, mochten ihr Leben
Retten nicht; Hades' Recht ſollt' ihnen reichen den Preis.

„Der Gedanke würde an den Vers des Lucan erinnern: Victrix causa Diis placuit sed victa Catoni: Σὺν δαίμονι heißt cum Dis «unter göttlicher Gunſt». Homer, Il. XI. 742: δίχα δαίμονος, oder (wie es bei jambiſchen Dichtern ſtehen würde) δαίμονος δίχα iſt sine Dis, — Nun bekommt auch κοινὸν βραβῆ ſeine ſcharfe Bedeutung. Von einem δικαστής, und βραβεύς geſagt, zeigt nämlich κοινός im Griechiſchen, wie aequus im Lateiniſchen, die Unparteilichkeit an, wie die Wörterbücher nachweiſen. Die Götter in der Schlacht waren für Philipp parteiiſch; die Athener wählen alſo den Hades als unparteiiſchen Richter.

„Daß καὶ mit δίχα, hier wie ſo oft, zu vertauſchen ſei, hat ſchon Jacobs geſehen. Die homeriſche Wendung ἀρνύμενος ἦν τε ψυχήν u. ſ. w. hat Jeder aus dem Anfange der Odyſſee im Gedächtniß."

Das Epigramm würde alſo hiernach folgendermaßen zu leſen ſein, und iſt im Texte demgemäß überſetzt.

Οἵδε πάτρας ἕνεκα σφετέρας εἰς δῆριν ἔθεντο
ὅπλα, καὶ ἀντιπάλων ὕβριν ἀπεσκέδασαν·
ἀρνύμενοι δ' ἀρετὴν δίχα δαίμονος οὐκ ἐσάωσαν
ψυχάς, ἀλλ' Ἀΐδην κοινὸν ἔθεντο βραβῆ,

οὕνεκεν Ἑλλήνων, ὡς μὴ ζύγον αὐχένι θέντες
δουλοσύνης στυγερὰν ἀμφὶς ἔχωσιν ὕβριν·
γαῖα δὲ πατρὶς ἔχει κόλποις τῶν πλεῖστα καμόντων
σῶμα, ἐπεὶ θνητοῖς ἐκ Διὸς ἥδε κρίσις.
μηδὲν ἁμαρτεῖν ἐστὶ θεῶν καὶ πάντα κατορθοῦν,
ἐν βιοτῇ μοῖραν δ'οὔτι φυγεῖν ἔπορεν.

Unſere Handſchriften geben folgende Lesarten:

Diſtichon 2:

μαρνάμενοι δ'ἀρετῆς καὶ δείματος οὐκ ἐσάωσαν
(δείματος nach V. Dagegen haben D. und Z. λήματος).

Schlußdiſtichon: ſtatt οὔτι φυγεῖν ἔπορεν lieſt V. φυγεῖν μερόπων. B, b. haben das Komma nach βιοτῇ.

## 15.

## Zu S. 596: Ein Bericht des Tacitus über den Grund der Zerſtörung des Tempels von Jeruſalem, aufbewahrt durch Sulpicius Severus.

Zu der Darſtellung im Texte über dieſen Punkt bin ich veranlaßt durch eine Mittheilung meines gelehrten Freundes Dr. Jakob Bernays. Er hat nämlich bemerkt, daß in der „Heiligen Geſchichte" des berühmten galliſchen Rhetors und chriſtlichen Forſchers Sulpicius Severus (ums Jahr 420) mehre Angaben über jüdiſche und chriſtliche Thatſachen und Verhältniſſe vorkommen, welche eine gute Quelle verrathen, und von den Angaben des Joſephus oder anderer uns zugänglichen Schriftſteller durchaus abweichen. Und zwar tragen einige davon auch in der Ausdrucksweiſe einen entſchieden taciteiſchen Charakter. So die Beſchreibung der grauſamen Hinrichtung der Chriſten unter Nero (II, 29). Unſere Stelle aber lautet folgendermaßen (II, 30):

„Fertur Titus adhibito consilio prius deliberasse, an templum tanti operis everteret. Etenim nonnullis videbatur, aedem sacratam, ultra omnia mortalia illustrem, non deberi deleri: quae servata modestiae romanae testimonium, diruta perennem crudelitatis notam praeberet. At contra alii, et Titus ipse, evertendum templum in primis censebant, quo plenius Judaeorum et Christianorum religio tolleretur. Quippe has religiones, licet contrarias sibi, iisdem tamen auctoribus profectas, Christianos ex Judaeis extitisse: radice sublata, stirpem facile perituram."

Nun hatte Tacitus in dem verlorenen Theile des fünften Buches der Hiſtorien die Zerſtörung Jeruſalems erzählt: wie ſollte jener beleſene und

geistreiche Redner und Forscher das Hauptwerk nicht gelesen haben, den Bericht des Tacitus, dessen Styl er offenbar studirt hat? Er führt zwei Ansichten an: die erste ist die uns aus dem Berichte des Josephus geläufige; die zweite wird die von Tacitus gewesen sein. Von ungeschichtlichen Angaben, wo Sulpicius Severus römische Quellen vor sich hatte, dürfte sich in jener merkwürdigen und jetzt unterschätzten Schrift nicht leicht ein Beispiel finden. Es ist auch nicht leicht zu sagen, aus welchem andern Geschichtschreiber jene Angabe geschöpft sein sollte. Dazu kommt endlich die Uebereinstimmung ganzer Redensarten in einer andern Stelle.

Dr. Bernays denkt den Gegenstand bald in einem umfassendern Aufsatz über Sulpicius Severus und den Text seiner Werke zur gelehrten Besprechung zu bringen.

Hinsichtlich unserer Stelle ist es gar wol erklärlich, wie Josephus auch bei dieser Gelegenheit Alles vermieden und beseitigt habe, was den Charakter der Flavier, und des Titus insbesondere, den Juden hätte gehässig machen können. Daß er zu dem Zwecke auch die Thatsache gerade umkehrte, darf man ihm wol zutrauen, nach andern Beispielen. Tacitus nun hatte offenbar über diese ganze Periode urkundliche Nachrichten: ein Gerücht würde er nicht aufgenommen haben, am wenigsten den Juden oder Christen zu Gefallen.

Diese Betrachtungen führen ganz natürlich zu der Schlußfolge, welche ich im Texte ausgesprochen habe. Die von den Proselyten der Juden dem römischen Reiche drohende Gefahr ist nachweislich des Tacitus vorherrschende politische Idee bei diesem Gegenstande, und sie ist echt römisch. Mag er sie nun an jener Stelle ausgesprochen haben oder nicht, sicherlich hat sie ihm dabei vorgeschwebt. Die Entscheidung des Titus hatte ihren tiefsten politischen Grund in eben jenem Hasse der Proselyten: schon bei Cicero zeigt sich diese Ansicht in der geistreichen und boshaften Vertheidigung des Flaccus. Es waren nicht blos die nach Jerusalem in den Tempelschatz fließenden jährlichen Didrachmen jedes Bekehrten wie jedes geborenen Juden, welche jenen Statthalter zu dem Verbote der Ausführung des Silbers aus seiner Provinz (Kleinasien) bestimmten, sondern es war der Argwohn, daß jene Abgabe doch am Ende dazu dienen solle, eine der größten Festungen im Reiche noch uneinnehmbarer und eins der hartnäckigsten Völker noch widerstrebender zu machen. Dazu kam denn noch, was Tacitus „den Haß des Menschengeschlechts gegen die Juden" nennt: Christen waren Juden: ja viel gefährlicher als die in Palästina, meint Tacitus.

## 16.

## Zu S. 600: Der Name der Germanen.

Ich schließe mich bei dieser Stelle des Tacitus zuvörderst der Verbesserung Jakob Grimms an, deren Nothwendigkeit er so gründlich in der „Geschichte der deutschen Sprache" (II, 785 fg.) nachgewiesen hat:

„primum a victo ob metum":

statt:

„primum a victore ob metum".

Der Name ist keltisch, die Kelten gaben ihn, also die Besiegten, und zwar als Ausdruck ihrer Furcht. Die Stelle bedarf aber noch weiterer Verbesserung. Sie lautet bei Bekker so:

„Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint. Ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox a se ipsis invento nomine Germani vocarentur."

Nach diesem Texte müßte gens die einzelne Völkerschaft bezeichnen, natio das ganze germanische Volk. Aber Tacitus sagt: gens Germanorum, und braucht nationes von den Unterabtheilungen eines ganzen Volkes oder Stammes. Entscheidend ist dafür (Germ. 38) von den Sueven:

„propriis adhuc nationibus nominibusque discreti, quamquam in commune Suevi vocentur."

Man muß also mit Acidalius und Ernesti lesen:

„nationis nomen in nomen gentis evaluisse."

Hierdurch wird auch evaluisse gerechtfertigt.

## 17. 18.

## Zum zweiten Abschnitt von Buch IV, Abtheilung II.

(S. 614 und 618.)

### Das Gottesbewußtsein der Germanen nach ihren heiligen Ueberlieferungen.

Das Beweiskräftige der gedrängten Darstellung dieses Abschnittes für den Hauptzweck des Werkes liegt in zwei großen Punkten. Es muß nachgewiesen werden:

Erstlich: daß das arische Gottesbewußtsein auch hier einen gegenständlichen Gehalt hatte: und zwar zuerst als Naturreligion nach denselben Schichten, welche wir bei den Indern wie bei den Hellenen vorgefunden. Wenn dieses wirklich der Fall ist, so werden als Erstes sich kosmogonische Ideen zeigen: dann das Bewußtsein vereinzelter, freund-

licher und feindlicher Naturkräfte, welche am Himmel, in der Luft, im Wasser, auf der Erde erscheinen: endlich persönliche Darstellungen dieser Kräfte als Gottheiten der bestehenden Weltordnung. Diesen persönlichen Göttern wird also auch mehr oder weniger der elementarische Charakter noch ankleben. Dabei ist es denn natürlich, daß das Sonnenjahr, mit seinem wunderbaren Verjüngungsprozeß nach anscheinendem Erlöschen des Erdenlebens, mehr oder weniger hervortritt: es wird nicht als Grund, sondern als Bild, des gegenständlichen Gottesbewußtseins zu fassen sein.

Zweitens: daß die Heroenbildung nicht eine Zurückbildung von geschichtlichen Menschen sei, sondern eine Menschenwerdung der Götter, im Stadium des Bewußtseins Gottes als des Menschengeistes.

Was nun über diese zwei Punkte beim jetzigen Stande der Wissenschaft nöthig oder zweckmäßig scheint zur Rechtfertigung der Darstellung jenes Abschnittes zu sagen, haben wir in zwei Ausführungen zusammen zu drängen gesucht.

Hiernach zerfällt also die gegenwärtige Ausführung in eine kritische Einleitung und drei Hauptstücke.

Die Einleitung wird die Grundsätze für die Feststellung des Textes der Edda und der Wöluspa insbesondere erörtern.

Das erste Hauptstück wird den Beweis zu führen suchen, daß die beiden ältesten großen Heroensagen der Edda, die Helgilieder und die Sigurdlieder ursprünglich aus einer und derselben Dichtung hervorgegangen sind, nämlich aus einer kosmogonisch-mythologischen: zweitens aber daß die Sigurdlieder der Edda im sechsten oder siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, aus der deutschen epischen Dichtung das frei behandelte geschichtliche Element des fünften Jahrhunderts in sich aufgenommen haben, dem Grunde nach rein geschichtlich in Helden und Ereignissen. Da nun das Nibelungenlied, „die Noth der Nibelungen", auf jener vor-karolingischen, nationalen, epischen Dichtung ruht, welche von Karl dem Großen bis zum elften Jahrhundert weiter ausgebildet wurde, und am Ende des zwölften ihren Abschluß erhalten hat; so ist mit jenem Nachweise die Genealogie nicht allein des nationalen Epos, sondern auch des germanischen Gottbewußtseins gegeben. Endlich wird dadurch ein neues weltgeschichtliches Beispiel des organischen Bildungsprozesses alles echt Epischen geliefert, und ein Beitrag zu den Thatsachen, welche wesentlich dazu dienen, die Gesetze der Entwickelung des Bewußtseins von Gott in der Welt und der sittlichen Weltordnung selbst aufzufinden.

Das zweite und dritte Hauptstück wird sich mit der Wöluspa beschäftigen; ihrem Gottesbewußtsein und ihrem Texte. Der Text wird zweimal gegeben. Einmal die Uebersetzung des handschriftlichen Textes mit kritischen Erläuterungen: in diesem Texte sind die Stellen, deren Echtheit zweifelhaft oder deren Unechtheit erweisbar ist, durch kleinere Schrift unterschieden. Zweitens eine darauf gegründete Darstellung des echten ältern Textes mit erklärenden Anmerkungen. Wir stellen diesen Text voran, damit der Leser sich sogleich den Zusammenhang des erhabenen Gedichtes anschaulich machen könne.

## Einleitung.

### A.

### Die Entstehung der Wöluspa, und der Eddalieder überhaupt.

Die Götter- und Heldenlieder und Geschichten, welche die freiheitliebenden norwegischen Geschlechter mit sich nahmen, als sie im letzten Viertel des neunten Jahrhunderts auswanderten, um der Tyrannei von Harald Schönhaar zu entgehen, ward erst 1643 in der Haupthandschrift entdeckt, und zwar von einem isländischen Bischof. Der Titel „Edda Sämunds des Gelehrten" hat keine andere urkundliche Gewähr als ihn. Aber gewiß sind beide Namen überlieferte und bewährte. Sämund war der gelehrteste Isländer seiner Zeit, ein vielgereister Mann, später hochangesehener Priester. Seine Blüte fällt gegen 1100. Edda bedeutet Urgroßmutter (Aeltermutter; vgl. atavus). Der Altmutter werden also jene Geschichten in den Mund gelegt. Man könnte diesen mährchenartigen Namen erklären wollen, aus der Scheu des christlichen Sammlers oder Herausgebers, einen mythologischen Namen an die Spitze zu stellen. Vergleichen wir jedoch die Ueberschrift des ältesten und bedeutendsten Gedichtes der Edda, der Wöluspa; so finden wir hier die weissagende Erzählerin „die Alte", Wala oder Wöla genannt, und erinnern uns an die Verehrung der germanischen Frauen als Sibyllen. Edda selbst kommt in einem alten Liede der Sammlung bereits in jenem Sinne vor. Es wäre nicht unmöglich, daß die Benennung der berühmten Weissagerin, welche im ersten christlichen Jahrhundert eines fast göttlichen Ansehens genoß in ganz Nieder-Deutschland, und welche Vespasian in seinem Triumphe aufführte, Veleda (Dio schreibt Velêda) jene Priesterin als „weissagende Aeltermutter" (Wöla-edda) bezeichnete. So ist ja der Name der andern Sibylle bei Tacitus, Aurinia, nichts anderes als „die Runenkundige", Weissagende, woher unser Alraune.

Was nun das Alter der Sammlung betrifft; so hat man aus dem Schweigen, welches der gelehrte isländische Geschichtschreiber, Snorri Sturleson (der angenommene Verfasser der jüngern Edda, einer zusammenhängenden prosaischen Erzählung mit eingelegten Anführungen aus alten Liedern, gegen 1220) über dieselbe beobachtet, den Schluß ziehen wollen, daß die Sämundische oder poetische Edda am Ende sogar jünger sei als die prosaische, also vielleicht nicht älter als jene pergamentene Haupthandschrift, welche in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gesetzt wird. Aber zuerst ist eine solche Beweisführung aus dem Stillschweigen eine sehr unvollkommene. Die prosaische Edda beruft sich außerdem regelmäßig auf unsere Eddalieder, und alle ihre namentlichen Anführungen, insbesondere der Wöluspa, stimmen (außer einigen Wortabweichungen) ganz mit dem Texte unserer Sammlung, was doch wol nicht zufällig sein kann: abgesehen von dem unverkennbaren innern Zusammenhange der Lieder unserer Sammlung, welche nur eine vollkommene Unkunde als lose Bruchstücke bezeichnen kann. Mit Ausnahme der Wöluspa sind die Eddalieder einfache Dichtungen, die ein kunstgerechtes Ganzes bilden. Aber bei tieferm Eindringen findet sich ein genauerer innerer Zusammenhang auch bei der Wöluspa. Umgekehrt, jene Anführungen sind zusammenhängende Ausführungen jener zum Theil schon misverstandenen Bruchstücke. Die Sprache der Lieder endlich ist um Jahrhunderte älter als die der prosaischen Erzählungen: namentlich finden sich sehr alte grammatische Formen nur in der Wöluspa und einigen andern ältesten Stücken.

Jene älteste Handschrift nun ist der sogenannte Codex Regius auf der königlichen Bibliothek von Kopenhagen. Sie ist keineswegs treu wiedergegeben in der großen kopenhagener Ausgabe. Der Text dieser Ausgabe ist gemischt: die Handschrift ist weder besonders abgedruckt, noch sind ihre Lesarten vollständig verzeichnet. Das ganze Werk ruht auf einer mit Dank anzuerkennenden Sorgfalt gelehrter Männer: die erste Anlage entspricht jedoch nicht den Anforderungen der jetzigen Textkritik. Namentlich gilt dieses von dem ersten Theile, der bereits 1787 erschien. Daß die Lesarten der Handschrift keineswegs genau und vollständig angegeben sind, beweist die 1847 in Christiania erschienene schwedische Ausgabe von Munch jedenfalls. Dann aber wird der Text jener einzig sichern Handschrift oft durch die Aenderungen und Zusätze der Papierhandschriften getrübt, welche (wie Munch richtig bemerkt) offenbar willkürliche Veränderungen sind. Nicht ein einziges dieser Einschiebsel wird in der Snorri-Edda angeführt. Der gedruckte Text kann also nicht der richtige sein. Wo der Sinn die Annahme einer Lücke durch Versehen des

Schreibers unabweisbar macht, wird es räthlich sein, sich nur an die einzige andere Pergamenthandschrift zu halten, welche sich in der Sammlung des edeln und gelehrten Begründers der isländischen Forschung findet, in zwei Bänden, deren einer die Wöluspa enthält. Dieses heißt der Arnamagnäanische Text. Ist eine Lücke also wirklich da (was z. B. der Fall ist im Vasthrudismal, Str. 40), so bleibt dem Kritiker nichts übrig, als vor allem den urkundlichen Text jener Handschrift herzustellen, welchen man mit Unrecht verlassen oder nicht genau wiedergegeben hat. Dieses ist im Allgemeinen auch das Bestreben des gelehrten Isländers Finn Magnussen gewesen, welcher 1818 den zweiten Theil (die Heldenlieder und die prosaische Edda) herausgab, und 1828 den dritten. Dieser enthält die drei fehlenden Götterlieder (Wöluspa, Havamal, Rigsmal) und nachträglich sehr gelehrte Glossare. Unterdessen hatten die Brüder Grimm 1815 die Heldenlieder mit Uebersetzung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben, der gelehrte und scharfsinnige Rask aber in demselben Jahre die ganze Edda in Stockholm abdrucken lassen. Sein willkürliches Verfahren, namentlich bei der Wöluspa, läßt sich jedoch nicht rechtfertigen. In Munchs Texte selbst haben wir nun eine bedeutend genauere Angabe der Lesarten jener beiden einzigen Pergamenthandschriften, mit Uebergehung aller Papierhandschriften: nur ein- oder zweimal werden, wo eine Ergänzung ihm unentbehrlich scheint, die gewöhnlichen Ausfüllungen in den Anmerkungen angegeben. Als dritte Quelle für die Herstellung des Textes, der Wöluspa insbesondere, nimmt er die Ausführungen aus den Liedern in der prosaischen Edda an. Diese sind uns in drei sehr alten Pergamenthandschriften erhalten, deren Lesarten meist mit einander stimmen. Diese ergeben uns also unter den erhaltenen Urkunden den ältesten Text für 26 Strophen jenes ältesten Eddaliedes: also fast für die Hälfte, da das Gedicht nach Munchs Zählung 64 Strophen enthält, nach der kopenhagener Ausgabe nur 59. Es ist gewiß nicht zufällig, daß alle diese Stellen sich (wenngleich eine schon weiter ausgesponnen ist) in demjenigen Theile finden, in welchem wir die Urschrift zu erkennen meinen.

In diesen Punkten besteht nun, vom kritischen Standpunkte, der bleibende Werth dieser Ausgabe. Wir können es durchaus nicht billigen, daß er die Ordnung der Strophen geändert. Entweder wir haben gar keine Grundlage, oder der Codex Regius wird maßgebend sein müssen. Allerdings hat der Arnamagnäanische Text der Wöluspa (Nr. 544) einige nicht unbedeutende Abweichungen in der Ordnung. Diesen Text hat jener gelehrte Isländer im dritten Bande der kopenhagener Ausgabe genau

abgedruckt und zweckmäßig erläutert. Aber auch dieser gewährt den Munchschen Versetzungen keine Stütze. Die höhere Kritik wird also vor allem zu untersuchen haben, ob denn wirklich die überlieferte Ordnung des Wöluspagedichtes eine durch und durch verwirrte und unhaltbare sei?

Wir halten uns für überzeugt, daß diese Annahme eine übereilte sei. Schon an sich hat sie eine große innere Unwahrscheinlichkeit gegen sich. Man kann sich wol vorstellen, daß in einem solchen Gedichte Einschaltungen gemacht werden. Da, wo der Zusammenhang klar und der Text oder Strophenbau sicher ist, erweist die Wöluspa sich durchaus als eine wahrhaft dichterische Schöpfung, vollkommen ebenbürtig der hesiodischen Theogonie, weniger geschmückt, aber gedrungener und großartiger. Sie will jedoch nicht lehren wie diese: sie setzt voraus, daß uns die Ueberlieferung äußerlich bekannt sei: sie will uns dieselbe aber erschließen, und zwar als in sich zusammenhängende Göttergeschichte. Dabei lag für das Zeitalter der Skalden, des nordischen Meistergesanges, der Kunstversmacherei und der mythologischen Scholastik, die Versuchung nahe Einzelnes auszuführen, sei es nach der sentimentalen oder der gelehrten Seite hin: eben so wirkliche oder eingebildete Lücken auszufüllen: endlich auch Widersprüche mit der gäng und gäbe gewordenen Volksüberlieferung auszugleichen. Sollte es unmöglich sein dergleichen Zusätze auszuscheiden? Ich glaube, wir haben für die Erkennung solcher Zusätze zwei sichere Haltpunkte: den unverkennbaren innern Grundgedanken des Gedichtes, und die unbestreitbare ursprüngliche Form desselben. Was nun den Grundgedanken betrifft, so sprechen Anfang und Ende ihn so unverkennbar aus, daß es wirklich für den philosophischen Kritiker sehr bedeutender Gründe bedarf, um ihn nicht auch in Demjenigen vorauszusetzen, was zwischen den beiden äußersten Punkten liegt. Mit dem Anbeginn der Welt hebt die Wöluspa an, mit dem Untergange der Götter und Menschen und mit der neuen Erde hört sie auf. Wir haben da gleichsam die ersten Kapitel der Genesis zum Ausgangspunkte, und Evangelium oder Apokalypse zum Schlusse; und doch ist beides rein heidnisch-arisch. Und wie könnte man den Fortschritt von jenem Ausgangspunkte verkennen wollen? Da haben wir nach dem Untergange des Riesengeschlechtes die Erschaffung der jetzigen geordneten Welt: dann die der Menschen. Unverkennbar folgt der Darstellung des seligen Lebens der Asen (Götter) ein innerer Zwiespalt, welcher durch Vermischung mit dem Riesengeschlecht und den Kampf der Himmelsgötter mit den Luftgottheiten, den Wanen entsteht. Daraus entwickelt sich großes Unheil. Das epische Drama des Gottes-

bewußtſeins ſpielt unter den Aſen, aber die Menſchen leiden mit. Wie nun, wenn die einzelnen hier hervorgehobenen Punkte — zugeſtändlich dieſelben, welche der Leitfaden der proſaiſchen Edda in ſeiner Weiſe namhaft macht — wirklich diejenigen wären, obwol in eigenthümlicher Form, welche in der mythologiſchen Entwickelung jenes Bewußtſeins allenthalben in der ariſchen Welt (ja auch in weiterm Kreiſe) ſich als nothwendige Glieder der organiſchen Entwickelung finden? Die Tragödie des Sonnenjahrs, von dem gemordeten und auferſtandenen Gotte, iſt uns ja wohlbekannt ſchon von Aegypten her: wie ſollte ſie hier nicht alt und urſprünglich ſein? Eine böſe gegenwirkende Weltkraft iſt uns als vorzoroaſtriſche Grundlage des Gottesbewußtſeins Mittelaſiens bekannt: zugeſtändlich hat auch ſie in der germaniſchen Dichtung ihre Vertretung. Endlich gehn dem Weltuntergange (der ſogenannten Götterdämmerung) ſchlimme Zeiten voraus: ſo gerade auch in den Zendbüchern und anderwärts. Wo wir nun eine ſolche Fortſchreitung finden, werden wir uns wohl hüten müſſen, eine Verwirrung im überlieferten Gedichte zu ſuchen: vielleicht iſt dieſe ja nur in den ungenügenden Erklärungen von einem beſchränkten Standpunkte, oder in den Vorſtellungen zerſetzender Kritiker da.

Bei einer unbefangenen und beſonnenen innern Kritik des Gedichtes nun ſteht uns aber auch jener zweite Umſtand, ein feſter Strophenbau zur Seite, der bekanntlich bei der griechiſchen Theogonie fehlt. Die vierzeilige Strophe mit ihren vier Hebungen und dreimaligem Anklange (Alliteration), wovon zwei Schläge auf die erſte Vorhälfte fallen, und der dritte („der Hauptſtab") auf die zweite, iſt, wie in den andern alten Gedichten, ſo auch hier, unverkennbar die älteſte und mit Ausnahme des Schlußgeſanges die allein berechtigte. Sollten wir alſo nicht zweizeilige und dreizeilige Strophen als Bruchſtücke anſehen dürfen, oder als formloſe Einſchaltungen und Gloſſen: fünf- oder ſechszeilige Strophen dagegen als eine Verunſtaltung durch dergleichen Zuſätze? Läßt ſich dieſe Ausmerzung durchführen: gewinnt dadurch das Gedicht ſelbſt mehr innern Gehalt und klarern Fortſchritt: führen endlich die Handſchriften ſelbſt dahin; ſo dürfen wir darin wol einen Beweis finden, daß wir den rechten Weg eingeſchlagen haben und auf der richtigen Spur ſind.

Hierbei kommt uns nun endlich auch ein dritter Umſtand zu gut, welcher uns bisher nicht hinlänglich beachtet zu ſein ſcheint. Die proſaiſche oder ſnorriſche Edda, welche wir, nach Simrocks Vorgange, immer nach ihren natürlichen Abſchnitten anführen (von den 65 Nummern gehören in den Kreis der Wöluſpa die erſten 57), nennt neben der

Wöluspa — der unserigen — noch „die kleine Wöluspa". Daß diese etwa nicht ein Auszug der größern sei, beweist die Anführung in §. 5 (Simrock, S. 244), welche also lautet:

Von Widolf stammen die Wölen alle,
Alle Zauberer sind Wilmeidis Erzeugte:
Die Sudkünstler (Köche) stammen von Swarbhöfdi,
Aber von Ymir die Riesen alle.

Das ist nicht mehr Homer, sondern Tzetzes, nicht der hesiodische Sänger, sondern der lehrende Mythograph und Grammatiker. Nichts der Art findet sich in jenen 26 Strophen, welche die Snorri-Edda aus unserer Wöluspa anführt: — nur daß eine dieser Anführungen (die längste) nicht ganz frei von Einschaltungen ist, wie alle andern angeführten Stellen es sind. Dasselbe dürfen wir auch von den nicht angeführten alten Strophen sagen. Die Einschaltung in jener Stelle enthält Namen. Gerade so verhält es sich in einem ganz ähnlichen Bruchstück, welches in §. 20 angeführt wird. In 4 dreizeiligen Strophen werden hier 49 Namen Odins diesem selbst in den Mund gelegt, in ganz nackter Aufzählung. Sie hat ihren Anhalt in der Schlußstrophe der Lieder von Grimnir (Odin), wo er zehn Namen (außer dem Odinnamen) nennt, die keineswegs alle in jenem Kataloge enthalten sind, und einen nachweisbaren innern Zusammenhang haben, der in jenen Denkversen ganz fehlt. Lied und Denkverse haben beide den dreizeiligen Bau. Dieser Strophenbau ist der vorherrschende in denjenigen Götterliedern der alten Edda, welche die Gesprächsform haben, also dramatische Darstellungen heißen müssen, im Gegensatz der ältern epischen Erzählungsform, der vierzeiligen Strophen. Wir dürfen folglich diese letztere als das vollkommene „Gesetz" (Versmaß), die dreizeilige Strophe als das spätere ansehen. Nun überwiegt in der Wöluspa augenscheinlich der vierzeilige Bau so stark, daß wir in den dreizeiligen Strophen, besonders wenn sie jenen prosaischen, lehrhaften Charakter haben, wol Einschaltungen aus der kleinern Wöluspa vermuthen dürfen.

Diese Bemerkung wird sich vielleicht bei eingehender Kritik nicht unfruchtbar erweisen.

Bei diesem Stande der Textkritik haben wir also geglaubt, es möge sich wol verlohnen, die Anwendung folgender Grundsätze für die Feststellung des Textes zu versuchen.

1. Der Text des Codex Regius ist maßgebend für die Ordnung der Strophen.

2. Als oberste äußere Norm der höhern Kritik ist angenommen,

daß alle Abweichungen von der vierzeiligen Strophe spätere Einschaltungen oder Gloſſen seien, wo nicht Zeichen von verkleisterten Lücken.

3. Strophen, welche sich in jener Handschrift nicht finden, sind gar nicht berücksichtigt.

4. Was wir nun, aus innern oder äußern Gründen, als Einschaltung aus dem Texte und der Handschrift glauben ausscheiden zu müssen, ist in kleiner Schrift gegeben und in Klammern gesetzt.

5. Die Zählung der Strophen in römischen Ziffern ist die der kopenhagener Ausgabe.

6. Der gesichtete Text ist aus diesem größern Texte ausgezogen: die Strophenzahlen sind auch hier fortlaufend, aber in arabischen Ziffern. Hierbei ist die Ueberſicht des Ganzen erleichtert durch die Abtheilung des echten Gedichtes nach seinen fünf Hauptabschnitten.

7. Wo der Text es erlaubte, ist in beiden Texten, dem vollständigen, urkundlichen, und dem als Urschrift hergestellten, kürzern, Simrocks Ueberſetzung (zweite Auflage) so weit beibehalten, als Verschiedenheit des Textes oder der Auffassung es erlaubte: als Ganzes sollte sie als eine nationale Errungenschaft, immer zu Grunde gelegt werden.

Was Finn Magnussen, der bei Fortsetzung der kopenhagener Ausgabe doch mehr oder weniger an die Vorgänger gebunden war, persönlich anstrebte, zeigt sein kritischer Abdruck der Arnamagnäanischen Handschrift der Wöluspa. Gerade so hätte nun die Haupthandschrift selbst, wenigstens bei diesem Hauptgedicht abgedruckt werden sollen: ein Bedürfniß, welchem selbst die von Munch gegebene Vergleichung nicht abhilft: es bleiben die Abweichungen dieser Lesarten von sehr bestimmten Angaben des redlichen Finn Magnussen zu erklären. Und hier sei es mir erlaubt, jenem edlen, gründlichen, scharfsinnigen und bescheidenen Gelehrten, meinem unvergeßlichen Lehrer, noch ein Wort der Dankbarkeit und Liebe zu weihen. Ich kann nicht allein bezeugen, sondern auch urkundlich nachweisen, daß er die Unzulänglichkeit des jetzt wirklich ganz veralteten ersten Theiles der kopenhagener Ausgabe vollkommen schon 1815 einsah. Ich besitze nämlich noch die eigenhändigen Verbesserungen und Bemerkungen, welche er der von mir angefertigten dänischen Ueberſetzung aller Eddalieder beifügte. Ich hatte diese nämlich damals, als Erinnerung seiner Lehrstunden unternommen, während der sechs Monate meines Aufenthaltes im Frühling und Sommer jenes Jahres in Kopenhagen, wohin ich mich für den Zweck begeben hatte, auf sicherstem und kürzestem Wege mir eine selbständige Kenntniß der alten skandinavischen Sprache und der Edda-Religion zu verschaffen. Finn Magnussen hatte damals

bereits eine neue Textrecension der im ersten Bande enthaltenen Lieder vorbereitet, mit sehr schätzenswerthen Verbesserungen: seine von 1820 an erschienene ausführliche dänische Bearbeitung der ältern Edda gibt davon weiteres Zeugniß. Wie hier, so war es auch bei jenen mündlichen Vorträgen leicht, das Gold seiner einzigen Kenntniß der Sprache und seiner scharfsinnigen Sprachbemerkungen auszuscheiden aus den nicht glücklichen sprachlichen und mythologischen Vergleichungen und Hypothesen, denen er sich allerdings schon damals hingegeben hatte. Wenn diese auch sämmtlich verfehlt heißen müssen; so sind sie doch immer die Frucht redlicher Forschung. Auch gegen nothwendige Textverbesserungen, wo die Handschriften ihren Dienst versagten, war er nicht verschlossen, sobald sie sich ihm nur sprachlich begründet erwiesen. Dieses zeigt namentlich der handschriftliche Text der isländischen (damals noch nicht wieder abgedruckten) Wöluspa. Sie schließt sich frei dem Codex Regius an. Dieselben Grundsätze befolgte er bei der von ihm damals für mich freundlichst besorgten Abschrift der prosaischen Edda. Hier fehlt mir aber der urkundliche Beweis, denn diese Abschrift ist leider mit meiner gesammten übrigen isländischen Bibliothek mir bald darauf durch ein Unglück abhanden gekommen*), doch liegt ja hier im zweiten Theile der kopenhagener Ausgabe seine letzte Hand vor.

## B.

## Nachweis der Entstehung des germanischen Epos aus dem organischen Prozesse des Gottesbewußtseins.

Es sollen, nach dem im Texte und in dem Vorworte zu dieser letzten Ausführung des Vierten Buches Gesagten, die Thatsachen anschaulich gemacht werden, welche beweisen, daß das germanische Epos aus dem mytho-

*) Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit einen Wunsch auszusprechen. Durch ein Versehen der mit dem Verkaufe der Bibliothek meines seligen Freundes, Prof. Rühs, beauftragten Männer, in den zwanziger Jahren, wurden meine ihm behufs seiner Arbeiten geliehenen isländischen Papiere, Handschriften und gedruckten Bücher, als Theil der Hinterlassenschaft versteigert, was ich bei meiner Abwesenheit vom Vaterlande erst zu spät erfuhr. Ich bedaure dabei außer jener Handschrift noch besonders den Verlust des Exemplares der Heimskringla von Snorri, welche ich mit Magnussen ebenfalls kritisch gelesen hatte, und wobei für manche unverständliche Stellen der Skaldenlieder seine Verbesserungen beigeschrieben waren. Ich würde sehr dankbar den Versteigerungspreis, auch einen höhern, namentlich für dieses mir verlorene Denkmal meiner Arbeiten in der dänischen Hauptstadt erstatten.

logiſchen Gottesbewußtſein hervorgegangen iſt, vermittelſt eines organiſchen Prozeſſes, welcher auf allgemeinen Geſetzen beruhen wird, da er mit allen parallelen Entwickelungsreihen übereinſtimmt.

Die Punkte, welche hierbei zur Entſcheidung gebracht werden ſollen, ſind folgende:

1. Der Hintergrund des nationalen Epos der Arier iſt ein idealer, kein äußerlich geſchichtlicher: und zwar ſtellt er eine frühere Stufe deſſelben Verlaufs dar, nämlich die Abſpiegelung des Gottesbewußtſeins in der Form des kosmogoniſchen Prozeſſes und der phyſiſchen Weltordnung. Die älteſten Helden ſind die weltſchöpferiſchen Mächte, menſchliche Götter, und die älteſten Heldenthaten und Ereigniſſe ſind die Weltſchöpfung und die Feſtſtellung des beſtehenden Kosmos.

2. Dieſe mythologiſchen, idealen Ereigniſſe ſind zu hiſtoriſchen umgebildet, ſcheinbar Geſchichte geworden. Die menſchlichen Erlebniſſe ſind poetiſirt, mit dichteriſcher Freiheit behandelt. Dieſe Verſchmelzung des Idealen und Realen iſt eine organiſche: ſie ſetzt jedenfalls voraus, daß das Bewußtſein der Gegenwart Gottes im Menſchen erwacht ſei.

3. Jeder Verſuch der Erklärung des ariſchen Epos, alſo des homeriſchen, des indiſchen und des germaniſchen, und eben ſo des finniſch-turaniſchen, von einem dieſer beiden in einander wirkenden Pole des Gottesbewußtſeins allein, iſt alſo von vorn herein ein verfehlter. Das mythologiſche Element verlangt Anerkennung auf ſeinem Gebiete: das hiſtoriſche Element, alſo insbeſondere die Perſönlichkeit, erheiſcht daſſelbe auf dieſem Felde, aber als zweite Schicht. Die Hauptaufgabe der Kritik iſt alſo hier, die Naht zu finden, die Anknüpfung des Geſchichtlichen an das Ideale, ſei es als Verſchmelzung, oder als Fortführung, oder beides.

4. Dieſe Entſtehung des nationalen Epos läßt ſich nun nirgends ſo urkundlich nachweiſen als im germaniſchen. Dieſes gilt namentlich im Vergleiche mit dem homeriſchen Epos der Hellenen, obwol auch das germaniſche wiederum bedeutendes Licht von der Ilias und ihren nachweislichen Schickſalen erhält.

Nach dieſer kritiſchen Einleitung gehen wir über zur Darſtellung des Gottesbewußtſeins

I. in den Heldenliedern,

II. in den Götterliedern, und insbeſondere in der Wöluſpa.

# Erstes Hauptstück.

## Die Einheit der mythologischen Grundlage der Helgilieder, der Sigurdlieder und der Nibelungen.

### 1.

### Die Helgilieder.

Wir haben drei Helgis: I. Helgi, den Sohn Königs Hiörvarbur und der Sigurlin, Swadnirs Tochter: ihn liebte Swawa, Tochter Königs Eylimir: II. Helgi, Sigmunds Sohn, Hundingstödter, Geliebten der Sigrun, Tochter Königs Högni: III. Helgi Haddinga-Skhadi (Haddingaheld): er hat zur Geliebten Kara, Tochter Königs Halfdan. Helgi I., Hiörvarbsohn, hat zum Freund und Kampfgenossen Atli, Sohn des Jarl (Grafen) von König Hiörvarbur (erstes Helgilied). Alle drei Geliebte sind Walkyren, weissagende Schicksalsgöttinnen. Högni ist der deutsche Hagene, einäugig wie Odin, also doch wol ursprünglich ein Gott, derselbe oder gleichartig mit Wuotan-Odin. Also wir haben schon hier zwei Helden der Sigurdsage, einen (Högni, Hagene) aus der idealen und einen (Atli, Etzel) aus der wahrhaft historischen Schicht. Diese Züge fordern auf zu weiterm Nachspüren.

Ueber Helgi, den Hundingstödter (II. Sigmundsohn) haben wir zwei Lieder, hohen Alters in ihren Grundbestandtheilen. Das erste beginnt so:

Am Morgen der Zeiten, als Aare sangen,
Heilige Wasser rannen von Himmelsbergen,
Da hatte Helgi den hochherzigen
Borghild geboren in Bralundur.

Nacht in der Burg war's. Nornen kamen,
Die dem Edeling das Alter bestimmten . . .
Sie schnürten mit Kraft die Schicksalsfäden,
Daß die Burgen brachen in Bralundur.

Nach dem Liede „Helgi und Swawa" hat der in seiner Jugend stumme Held (I. der Hiörvarbsohn) den Helginamen nicht von Vater und Mutter: die Walkyre erst legt ihm denselben bei in ihrer Anrede. Es war also ein bekannter hoher Name. Der junge Held will ihn aber nur annehmen, wenn er sie zugleich mit empfängt. So heißt es Str. 8 bei Grimm:

Was läßt du folgen dem Helginamen,
Weißfarbige Frau, da du mir ihn bietest?
Bedenk du den ganzen Zugruß wohl,
Nicht nehm' ich den Namen an, außer wenn ich dich mit habe.

Es war also ein göttlicher Name, was für den Sinn des Wortes als „Retter" gar wohl paßt. Dieses Helgi (I.) Bruder, Hedin bleibt beim Vater. Von einer Zauberin verführt, thut er am Julabend ein Gelübde, Helgis Braut zu heirathen. Bald gereut ihn die arge Uebereilung, nach langem Umherirren tritt er zum Bruder, gesteht sein Unrecht und klagt sein Leid. Helgi, der seinen nahen Tod im Kampfe mit Alfur, Hrodmars Sohn ahnt, sagt ihm für diesen Fall die Braut zu, und tödlich verwundet eröffnet er dieses der Swawa. Diese bleibt bei ihrem Gelübde, nach Helgi keinem andern Manne zu gehören: er selbst verspricht sterbend wiederzukehren, nach gerächtem Tode. Das ist Helgi I.

Jener Helgi (II.), Sohn Sigmunds, des Sohnes von Wölsung, war aus dem Geschlechte der Uelsinge (Wölfunge, Welfen): den Namen hatte er vom Hunding (König von Hundland nach der Prosa). Funfzehn Jahre alt besiegt und tödtet der junge Held den harten König, und darauf seine Söhne, als sie Rache suchten, das Geschlecht Geirmimirs (Speermimirs, des Riesen, Mimir ist das Meer), welcher seinem Leben nachgestellt hatte. Sigrun, eine Walkyre, die wiedergeborene Swawa, war Tochter Königs Högni, und Schwester von Bragi und Dag. Sie sucht ihn auf, und sagt dem Helden ihre Liebe zu, wenn er den Kampf unternehmen will gegen die Söhne Granmars, deren einem, Hodbroddur, der Vater sie verlobt hatte. Helgi verspricht ihn zu bekämpfen, aus Liebe zu der Jungfrau: er unternimmt einen Seezug gegen ihn: im Sturme schützt ihn Sigrun, die als Walkyre erscheint. Die Schlacht wird gewonnen: alle Söhne Granmars fallen: nur jener Dag, Högnis Sohn, wird verschont, und leistet Eide den Wölsungen. Aber er bringt dem Odin Opfer für Vaterrache, was (wie Simrock zeigt), das Gelübde einschließt, nach bestimmter Frist alsdann selbst sich Odin zum Opfertode zu weihen. Er sucht und findet die Gelegenheit, Helgi zu erstechen, und bringt Sigrun die Todeskunde: diese erinnert ihn an die gebrochenen Eide, verflucht ihn, und schwört, alle angebotene Sühne abweisend, sie wolle nicht leben:

Es brech' ein Glanz denn aus des Fürsten Grab,
Wigblär das Roß renne daher mit ihm,
Das goldgezäumte, den so gern ich umfinge . . . . .

Wie die edle Esche über Dornen,
So hob sich Helgi über andre Helden,
Oder wie thaubeträuft das Thierkalb springt:
Weit überholt es anderes Wild,
Und gegen den Himmel glühn seine Hörner.

Die maßlose Trauer und ungestillten Thränen der Sigrun stören Helgi im Grabe: seine Wunden fließen. Er erscheint ihr, als sie in sein Grab steigt, und verweist ihr die unaufhörlichen Zähren.

Du Sigrun bist Schuld von Sewastöll,
Daß Helgi trieft von thauendem Harm.
Du vergießest goldziere, grimme Zähren,
Sonnige, südliche, ehe du schlafen gehst.
Jede fiel blutig auf die Brust dem Helden,
Auf die eiskalte, angstbeklommene . . .

Wol sollen wir trinken köstlichen Trank,
Verloren wir Lust und Lande gleich.
Stimme Niemand ein Sterbelied an,
Schaut er durchbohrt die Brust mir auch.

Sie bereitet ihm und sich nun ein gemeinsames Lager im Grabe, und sagt:

Hier hab' ich ein Bett dir Helgi bereitet,
Ein sorgenloses, Sohn der Helsinge.
Ich will dir im Arme, Edling, schlafen,
Wie ich dem lebenden Könige lag.

Er verschwindet vor Tagesanbruch: da er in der nächsten Nacht nicht erscheint, weihet sie sich dem Tode. Das Lied deutet dieses an, zart aber unmisverständlich, durch die abmahnenden Worte der Magd an die Fürstin:

Sei nicht so frevel, allein zu fahren,
Skiöldungentochter, zu der Todten Hütten.

Der unmäßige Liebesschmerz um den Todten kann nur durch den Tod gesühnt werden: die Heldin geht freiwillig den dunkeln Pfad. Das ist die echt tragische Lösung eines Geschickes, das dem Leide der Antigone ebenbürtig heißen kann.

Beide sollen später wiedergeboren sein, er als Helgi Haddinga-Held (III.), sie als Kára, Halfdans Tochter, also in Skandinavien. Die Liebe und das tragische Ende lebt fort in der Lenorensage. Bürger hat die Seele der Sage beim Verlöschen aufgefangen und ihr ein unsterbliches Dasein im deutschen Volke verliehen: die deutsche Wurzel der Helgisage ist aber durch das Dasein jenes Volksliedes nachgewiesen.

Auch Helgi, der Sigmundsohn (II.) und Sigrun sind die wieder-

geborenen Helgi (I.) und Swawa. Auch er hat wie Helgi I. einen bedeutsamen Bruder, Sinfiotli, den Sigmundsohn und Wölsungssohn: der Name bedeutet den starken Feßler, oder den Held von starker Sicherheit. Die Prosa erzählt, daß Sinfiotli, weil er seiner Stiefmutter Bruder erschlagen wegen einer Geliebten, von der Königin durch ein Trinkhorn vergiftet sei. Seine Leiche ward darauf vom Vater in ein Schiff gelegt und den Wogen übergeben. Das gerade ward von Odin bei Baldurs Tode gethan (Simrock, S. 868 fg.). Also auch hier knüpft sich das Persönliche und Gemüthliche nicht an Geschichtliches an, sondern ist eher verschmolzen mit einer alten, an die rein mythologische Deutung anklingenden Ueberlieferung.

In den Helgiliedern spielt schon leise an die Geschichte von Weiberkämpfen um Helgi. Die Zauberin Hrimgerda, Tochter des Riesen Hati, welchen Helgi I. erschlagen, bietet ihm Versöhnung, wenn er eine Nacht der Ihre sein wolle, welchen Antrag Helgi mit Abscheu zurückweist: er und sein Kriegsgefährte Atli (Gemahl der Alof, Tochter des Jarl, welcher Pfleger Sigurlins war, nach der Prosa), nöthigten Hrimgerda, ihnen zu weissagen, bis der Tag anbricht, und ihre Macht vorüber ist. Alles Dieses ist rein ideal — bis auf Atlis Namen.

Der Dichter der Helgilieder weiß nichts Anderes, als daß er die Thaten und Leiden dreier uralter Helden vernommen hat: er stellt sie dar als solche. Die Anerkennung dieser Thatsache schließt nicht aus, daß die geschilderten Helden eins und aus dem Mythus eines Gottes hervorgegangen sind: der Beweis muß jedoch außer und über dem Gedichte gesucht werden.

Die angehängte Prosa ist nur als spätere Form der Sage zu betrachten, als prosaischer Ausläufer in der Sängerschule der Skandinaven. Sie weiß, daß Sigmund, der Wölsunge, König war in Frankenland: seine Gemahlin Borghild hatte einen Bruder, Hroar: dieser und ihr Stiefsohn Sinfiotli, der älteste Sohn Sigmunds, freieten Ein Weib, und Sinfiotli erschlug den Hroar; Borghild nahm vom Mörder die Sühne an, aber beim Sühnemahl vergiftete sie ihn hinterlistig mit einem Bierhorn.

Borghilde war nach dieser spätesten Form Königin von Dänemark, als Sigmund dorthin kam, sie heirathete und in sein Reich nach Frankenland führte. Dann aber nahm er zur Ehe Hiordisa, König Eilimirs Tochter. Beider Sohn war Sigurd. Sigmund fiel im Kampfe gegen Hundings Söhne: seine Witwe vermählte sich mit einem Königssohne Alf. Da haben wir schon Anknüpfungen an Skandinavien, an die Deutschen im römischen Rheinlande und an die Sigfridsage.

## 2.

### Die Sigurdlieder.

Sigurd hatte einen mütterlichen Oheim, Gripir, König Eilimirs Sohn, einen weisen König, in welchem ein Wahrsagergeist wohnte. Er weissagte dem fragenden Neffen, auf dessen Anfragen und Drängen Folgendes. Er wird die harten Hundingssöhne fällen, zuerst den Drachen Fafnir, dann auch dessen bösen Bruder Regin, und des Hortes (Goldschatzes) sich bemächtigen: dann auf Grani, dem edeln Rosse, zu Giuki reiten nach Frankenland. Weiter wird er eine Königstochter finden, welche nach Helgis Tod in dem glänzenden Panzer (Brunie) schläft.

Odin hatte ihr Zauberschlaf gesandt: er wird mit Fafnirs Schwerte den Panzer sprengen: sie wird erwachen und ihn die Runenweisheit lehren. Wir errathen, daß es Brunhilde (die Panzerheldin) ist: das große Schicksalsweib. Wirklich enthüllt der Seher zuletzt, daß diese Pflegetochter Heimir, Budhis Kind, ihm großes Elend bereiten werde. Wir hören im Verlauf der Geschichte nun auch, daß Sigurd sie findet, daß er ihre Weisheit bewundert, und sie ihm ihre Liebe zusagt, als dem einzigen furchtlosen Helden: denn sie hatte Odin das Gelübde abgelegt, keinen Mann zu heirathen der Furcht kenne. Aber, wie Gripir auch angedeutet, er vergißt sie, als er bei Giuki (dem Giukungenfürsten) die Tochter der arglistigen Königin Grimhild, der Schwester Gunnars, die schöne Gudrun, findet. Sie soll ihm gegeben werden, wogegen er verspricht, für Gunnar, den Gothenkönig, Giukis Sohn, seinen Schwager, um Brunhild zu werben, welcher er doch selbst hold ist. Gunnar, Högni und Sigurd schwören sich Eide: Sigurd tauscht die Gestalt mit dem Könige, geht hin um Brunhild zu werben, und verlobt sich mit ihr für Gunnar: keusch ruht er bei der Königsbraut: beider Bräute Hochzeitsfest wird dann zu gleicher Zeit gefeiert. Die getäuschte Königin verleumdet im Zorne Sigurd bei ihrem Gemahl: der Gudrun Brüder, Högni und Guthorm, rathen Sigurds Mord: der König willigt ein: Sigurd wird hinterlistig erschlagen: Högni, der Thäter, kündigt es der trostlosen Gudrun an.

Im Brunhildenliede (Str. 8, S. 175, Simrock) nennt Brunhild den Sigurd „den Hunischen", d. h. den Südlichen, wie er auch genannt wird. Sie selbst heißt auch die Skiöldungentochter. Auch im Sigurdsliede (Brunhilds Unglück und Ende, S. 177—186) wird Sigurd „der Hunische" genannt, und „der Südliche" (Deutsche, Dänische). Sein Schatz heißt (Str. 16) „des Rheines Gut". Nach diesem Liede ermor-

beten ſie ihn aber an des liebenden Weibes Seite. Brunhild heißt auch Atlis Schweſter (Str. 32). Auf ihre Brüder als Rächer verweiſt Gudrun der ſterbende Sigurd (Str. 28). Brunhild ihrerſeits iſt ſicher, daß Atli ſie rächen werde. Sie gibt ſich dann ſelbſt den Tod, nachdem ſie die feierlichſte Verbrennung angeordnet, neben Sigurds Scheiterhaufen.

In Brunhildens Todesfahrt (S. 187—190) erzählt ſie der anklagenden Rieſin, der Hüterin des Unterweltthors: ſie habe nur Sigurd geliebt, „den däniſchen Führer", der ſie vom Zauberſchlafe im eng umſchnürenden Panzer befreite, nachdem er Fafnir erſchlagen. Sigurd (ſagt ſie) iſt ermordet, ich habe mir den Tod gegeben.

Aber wir beide bleiben beiſammen,
Ich und Sigurd: verſinke du Rieſenbrut.

Die Liebe iſt ſtärker als der Rachegöttin Geſpenſt! Nach dem Liede vom Morde der Niflungen, wird Atli verſöhnt dadurch, daß man ihm Gudrun gibt, Sigurds Witwe. Atli ladet Gunnar und Högni zum Gaſtgebot: Gudrun ſucht vergebens zuerſt ſie zu warnen, damit ſie nicht kommen, dann ſie zu retten: ihre Söhne wollten der Giukungen Leben nicht erbitten. Högni und Gunnar werden grauſam hingerichtet.

Man ſieht, wie die Sage ſich widerſpricht in denjenigen Einzelheiten, welche aus der deutſchen Ueberlieferung entnommen ſind. Die nordiſche Chrimhilde iſt nicht Sigfrieds Gattin, ſondern die böſe Mutter ſeiner geliebten Gemahlin. Doch iſt in den ältern Stücken der Edda die Abweichung vom Deutſchen geringer. Hiernach iſt als gemeinſame Ueberlieferung anzunehmen, daß die Witwe Sigurds den Hunnenkönig Atli heirathet, und daß bei Atli die mörderiſchen Verwandten umkommen.

Wir wollen nun einige einzelne Züge neben einander ſtellen, um die zwei Hauptpunkte anſchaulich zu machen:

1. Daß die Sigurdſage nur eine andere Form der Helgiſage iſt:
2. Daß in beiden die rein mythologiſchen Züge das Aelteſte ſind.

Hierbei bringen wir zum erſten male eine Vermuthung zur Sprache, welche einer beſondern Rechtfertigung bedarf. Wir verbinden in der folgenden Zuſammenſtellung die Helgiſage den Alki, oder die Alkis, die beiden Heldenjünglinge und Brüder, welche nach Tacitus (Germ. 43), von den Naharvalen (nördlichen Germanen) als Dioskuren verehrt wurden. Die Gottheit (die beiden Götter), ſagt er, haben die Kraft (Bedeutung) unſerer Dioskuren: der Name iſt Alcis (ſprich Alkis). Dieſe Form kann nicht wohl ein Genitiv ſein, denn der Satz lautet: ea vis numini (ihre Bedeutung iſt die der Dioskuren) nomen Alcis: noch weniger kann es das Heiligthum bezeichnen (gothiſch alhs), wie

Grimm vorschlägt, den Hain, in welchem sie verehrt worden sein. Die Brüder sind die Dioskuren, die baktrisch-indischen Aspin, Asvin (Reiter), welche als Zwielicht (zwischen Nacht und Tag, Nacht- und Tag-Grauen) der Morgenröthe vorhergehen, Retter den Schiffern (nach stürmischer Nacht). Was nun endlich den fehlenden Hauchlaut betrifft in Alkis statt Halkis, d. h. Halgis, so haben wir ein ganz ähnliches Beispiel in Irmin und Hermun, im (Volks)namen Hermunduren, vielleicht vermittelt durch eine Form wie Airmana (Grimm, Myth. 208 fg., vgl. XXVIII, Armenon) und Hisicion neben Isco, woher Iscävoni. Bei Tacitus wird doch die Uebertragung durch Römer vermittelt sein: wir haben außerdem volle Freiheit hinsichtlich des Eigenthümlichen der deutschen Mundart jener Naharvalen: denn wir wissen nichts davon.

## 3.

### Die Einheit der Dichtung von Helgi mit dem Sonnenmythus von Baldur und Hermôdhur, oder dem Gedicht des sterbenden und siegenden Gottes.

#### Züge der Götterſage.

1. Das Brüderpaar der deutschen Mythologie heißt Alcis (sprich Alkis), d. h. die Halgis (Halgeis nach goth. 4. Declin.), Retter, die Dioskuren. Wir nehmen an, daß sie von dem ältern Bruder so genannt wurden: wörtlich, die Heiligen oder Errettenden (angelſ. halig, heilig, haljan, goth. heiligen, heil machen, erretten).

#### Die alte Helgiſage.

1. Helgi II., Sohn des Königs Sigmund: die Mutter heißt Borghild (Burgenkrieg). Als Gottessohn bezeichnet ihn die Angabe eines Helgiliedes, daß Odin, als er in Walhalla erscheint, den Thron mit ihm theilen will. Seinem Bruder Hedin tritt er die Braut ab. Eine andere Angabe stellt ihn zu Hermôdhur (Heermuth), Odins Sohne: dieser nun ist gerade der Gott, welcher um Baldur zurückzuholen, mit siegreicher Kraft in die Unterwelt hinabsteigt mit einem Rosse, welches über alle Götter springt. Dieser ist also Sol Victor, die Julsonne (25. Debr.): in der That wird auch der Jul-Eber mit ihm in Verbindung gesetzt: er ist ja das Bild der wieder aufstrahlenden Sonne.

2. Als Brüderpaare von Odins Geschlecht werden genannt:
Baldur und Hödur (Wöluspa 52).
Baldur und Hermôdhur (Wöluspa 52).
} s. Helgilied I.

2. Helgis I. Braut ist Swawa, Eilimirs Tochter; er tritt sie dem Bruder Hedin ab, welcher sie zu freien gelobt hatte.

3. Helgis II. Gemahlin ist die siegbringende Walkyre, Sigrun, Schwester von Högni (Hagen) aus dem Geschlecht von Granmar (Bartgeist oder Bartroß): die andern Geschwister heißen Bragi (der Geschmückte, der starkbärtige Sohn Odins) und Dag (Tag).

4. Odins Sohn kämpft gegen den Drachen (die Meerschlange). Freyr (der Milde) erschlägt Beli („den Brüllenden", Sturmwind).

4. Helgi tödtet Granmars Geschlecht, nur Dag bleibt übrig, und dieser rächt die Verwandten. Er erschlägt auch den Riesen Hati, dessen Tochter die Zauberin Hzimgerda ist: Hati heißt der Wolf Managarmur, der Mondverschlinger.

5. Baldur wird getödtet durch seinen Bruder Hödur, gerächt durch Widar, einem jüngern Sohn Odins.

5. Dag weiht sich dem Odin, überfällt und ersticht Helgi: Sigrun opfert sich in der Gruft des Gemahls: der Sohn rächt den Vater.

## 4.

### Die Einheit von Helgi und Sigurd, und vom Sigurd der Edda und Sigfrid der Nibelungen.

**Helgisage.**

1. Helgi II. Sigmundsohn, König, die Mutter Sigurlin.

2. Helgi rächt den mütterlichen Oheim, den ihr erster Freier Hrodmar erschlagen hatte.

3. Helgi erschlägt den hartherzigen Hunding und seine Söhne, das Geschlecht Geirmimirs (des bespeerten Meerriesen).

**Sigurdsage.**

1. Sigurd (Sigfrid) Sohn von K. Sigmund, in Frankenland (Xanten).

2. Sigurd läßt sich vom mütterlichen Oheim Gripir sein Schicksal vorhersagen.

3. Sigurd tödtet Fafnir, den Goldbrachen, und dessen Bruder Regin, und nimmt den Schatz mit, auf seinem Rosse Grani.

Sigfrid iſt der Drachentödter, nur an Einer Stelle (hinten) verwundbar.

4. Helgis Braut Swawa, ſeine Gemahlin Sigrun, Högnis Tochter.

4. Sigurd verlobt ſich mit Grimhild, Giukis Tochter, heirathet aber Gudrun, deren Tochter: dann wirbt er für Grimhilds Bruder, den Gothenkönig Gunnar, die Brunhild.

Sigfrid heirathet Chrimhild, Schweſter Günthers, des Königs der Burgunden, er wirbt vorher für dieſen die Brunhild.

5. Der Bruder von Helgi I., Hedin, gelobt Helgis Braut zu heirathen: dieſe aber verſchmäht ihn, als Helgi gefallen iſt.

Helgi II. wird von Högnis Sohn verrätheriſch getödtet.

5. Es entſteht Eiferſucht, da Brunhild, welche Sigurd liebt, ihn beim König verleumdet: durch ſie gereizt läßt dieſer ihn von ſeinem Bruder Högni und Guthorm ermorden.

Sigfrid wird auf Brunhilds Anſtiften und Günthers Befehl durch Hagen verrätheriſch erſchlagen.

6. Högnis Sohn bringt Sigrun die Todesnachricht.

7. Sigrun gibt ſich den Tod, nachdem ſie Högnis Sohn dem Verderben geweiht.

Helgis I. Kampfgefährte iſt Atli.

6. Högni zeigt den Mord der Gudrun an, Hagen der Chrimhild.

7. Brunhild gibt ſich den Tod, um mit Sigurd verbrannt zu werden (wie Swawa). Gudrun heirathet Atli, den König der Hunnen, Brunhilds Bruder: um den Tod der Brunhild zu rächen, ladet er Gunnar und Högni verrätheriſch ein, und läßt ſie hinrichten. Gudrun tödtet Atli, mit Hülfe Dietrichs, des Gothenkönigs.

Chrimhild, Sigfrids Witwe, heirathet Etzel, den Hunnenkönig, und auf deren Anſtiften werden die Nibelungen (Günther und die Brüder) eingeladen und erſchlagen.

Brunhild wird von Dietrich erſtochen.

## 5.

### Das Geschichtliche.

Es bleibt uns nun noch der Beweis übrig, daß der geschichtliche Theil in den Hauptzügen sich ausscheiden lasse von dem mythologischen, und daß namentlich die geschichtlichen Personen rein geschichtliche seien. Hierbei könnten wir einen besonders wichtigen Haltpunkt in den Ueberlieferungen der Angelsachsen haben. Denn da diese gegen 450 nach England zogen, und die Uebersiedelung sich am Ende des Jahrhunderts abschloß; so würden die in England verfaßten Gedichte und Ueberlieferungen aus dem alten Sagenkreise eine eigenthümliche Frische und Bedeutung haben können. Jenes Ereigniß ist nämlich gerade gleichzeitig mit den Ereignissen, deren volksmäßige Besingung und nachherige epische Behandlung der Sigurdsage eben sowol als den Nibelungen ihre bleibende Gestaltung gegeben. Die Herausgabe des Beowulf durch den Isländer, den gelehrten Thorkelin, im Jahre 1815, aus der Cottonschen Handschrift in England, war deshalb ein bedeutendes Ereigniß. Durch die Forschungen und unermüdlichen Bemühungen von Kemble, und zuletzt noch (1855) von dem höchst verdienstvollen, in England jedoch bisher keineswegs hinlänglich anerkannten, gelehrten und scharfsinnigen Thorpe, ist dieser Schatz jedoch zuerst erschlossen worden. Leider ist die Ausbeute für unsere Untersuchung nur die, daß wir daraus nichts über jenen ältesten Sagenkreis lernen. Wir haben ein christliches Gedicht aus dem neunten Jahrhundert (König Offa wird darin erwähnt): Schauplatz ist Jütland, obwol Gothen die Helden sind. Die Landung dieses Volkes an jenen Küsten bildet einen Ausgangspunkt: der Gothenkönig Ermanrich († 375)*) wird erwähnt: Hengist erscheint als Friesenfürst, gewiß rein historisch: aber alles ist so überarbeitet, daß die alten Sagen gar nicht zum Vorscheine kommen.

Man muß sich also damit begnügen zu sagen, daß die nordischen und die deutschen Ueberlieferungen in allen ihren Stämmen, jene ursprüngliche Einheit der Normänner und Deutschen welche die Sprache verbürgt, durch ihre Mythologie und Ueberlieferung als Lebensgemeinschaft auch nach erfolgter Scheidung der Wohnsitze und Sprachen beurkunden: dann aber ein anschauliches Bild geben von der ungeschiedenen Einheit der deutschen Stämme.**) Was also zuerst das Verhältniß der beiden Elemente betrifft; so ergibt die Zusammenstellung Folgendes.

*) Man sehe über das Verhältniß der Friesen zu den Angeln und Sachsen die Bemerkungen Bouterweks in seiner vortrefflichen Ausgabe des St. Cuthbertschen Evangeliums in nordhumbrischer Sprache (1857), S. III fg.

**) Ich bedaure das Misverständniß, in welches mein verehrter Freund Jakob

I. Das gemeinſame Grundelement iſt rein mythologiſch: der Kampf des Sonnengottes, der von einem Bruder erſchlagen und von einem jüngern Bruder gerächt wird. Der zeugende Mythus gehört alſo der ſolariſchen Phaſe des Gottesbewußtſeins an, welche ſich organiſch aus der ſinnbildlichen Phaſe entwickelt, der Darſtellung des Weltgeiſtes im Bilde des erſcheinenden Kosmos (Himmel — Aether — Sonne).

II. Dieſes Element bildet die Grundanlage in der Sigurdſage, und das Ganze der Helgiſage (mit Ausnahme von ſpätern Nebenzügen): ſie iſt die älteſte Form des germaniſchen Heraklesmythus.

III. Das eigenthümliche Element der Sigurd- und Sigfridſage iſt das geſchichtliche. Dieſes hat in der Sigurdſage nur Eine Schicht, und dieſe iſt germaniſchen Urſprungs, aber in einer ältern Form als die Nibelungen ſie darſtellen. Die Perſonen gehören ſämmtlich ins fünfte Jahrhundert, ihre epiſche Behandlung ans Ende des ſechsten oder in das ſiebente. Während des ſechsten ging die Zerſetzung der Helden und Heldenthaten jenes ungeheuern Jahrhunderts in Volkspoeſie, nach allgemeiner, volksmäßiger Auffaſſung vor ſich, im Laufe deſſelben traten ſchaffende dichteriſche Perſönlichkeiten auf, welche frei dichtend jene mündliche Liederpoeſie befeſtigten. Wie viel davon ihnen, wie viel der volksmäßigen Ueberlieferung zugehöre, welche ſie vorfanden, und aus der ſie mit Freiheit ſchöpften, kann nur andeutend beſtimmt werden. Die älteſte Form des Nibelungenepos aber iſt uns nur durch die nordiſche Uebertragung bekannt; hiernach jedoch iſt es klar, daß ſie in einzelnen Liedern beſtand, die zu einem epiſchen Ganzen gehörten, nach echtem Gottesbewußtſein. Hinſichtlich der Uebereinſtimmung der geſchichtlichen Charaktere und Erzählungen mit dem Geſchichtlichen, und eben ſo hinſichtlich der Abweichungen der Sage von der Geſchichte, müſſen wir unſere Leſer geſchichtlich auf W. Grimm, „Deutſche Wälder", I (1815), S. 198 fg. bez. Nachtrag II (1816), S. 265 fg. verweiſen (vgl. „Hildebrandlied", S. 65 fg.);

---

Grimm verfallen iſt, wenn er in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Sprache" (II, 793) meine Aeußerung im Werke über Aegypten (I, 516) anſicht, wo ich Menes und Karl den Großen inſofern zuſammengeſtellt, als beide ihrem Volke ein weltgeſchichtliches Bewußtſein gegeben. Darunter verſtehe ich, wie das Wort beſagt, und wie ich es oftmals erklärt, jene Epoche in dem Leben einer Nation, wo ſie als eine einzige ſich nicht allein fühlt und erkennt, ſondern als ſolche allen andern Völkern gegenüber auftritt und handelt. Daß Theoderich der Große gewünſcht, es möge dieſes geſchehen, beweiſt das Schreiben an ſeinen Vetter: wie wenig es auch nur in ſeinem eigenen Stamme zum weltgeſchichtlichen Bewußtſein wurde, iſt leider eben ſo urkundlich. Die Ausſtellung trifft alſo jene Aeußerung nicht.

woneben jedoch die sehr inhaltreiche Kritik von A. W. Schlegel, Heidelberger Jahrbücher, 1815, und Werke, IV, zu beachten ist. Seitdem nun ist die Untersuchung dem Abschlusse nahe gebracht durch die neue Durcharbeitung jener ersten Abhandlung in W. Grimms „Deutscher Heldensage" (1832) und durch die gleichzeitige klassische zusammengedrängte Darstellung Lachmanns: Kritik der Sage von den Nibelungen, die Entstehung des Epos der Nibelungen (besonders abgedruckt 1836: „Zu den Nibelungen"). Von Neuern möchten wir Müllenhoff nennen, in Haupts Zeitschrift, X, 1856, S. 146 fg.)

Hinsichtlich der Aufspürung einer etwas ältern Form unserer Nibelungen in zwanzig Liedern wird Lachmanns Abhandlung: „Die Kritik der Nibelungen" (geschrieben 1829, gedruckt im Rheinischen Museum 1834, und dann in den „Anmerkungen zu dem Nibelungenliede", 1838) ihren Werth nie verlieren, so wenig als seine Methode, den urkundlichen Text dieses Nationalkleinods festzustellen nach der am besten beglaubigten Handschrift.

Nur über den Untergang des Königs Gunnar (Günther) und seiner Brüder durch die Hunnen, werden wir die Hauptstellen beibringen, da wir hier nicht ganz mit Lachmann stimmen.

1. Atli, Etzel ist der wahre geschichtliche Attila, König der Hunnen, 434 bis 453: sein Bruder Bleda theilte mit ihm die Führerschaft: die Sigurdsage nennt seinen Vater Bludi, was offenbar derselbe Name ist, und auch vollkommen geschichtlich. Da er nun geradezu Hunnenkönig heißt, so gehört eine mythische Kühnheit dazu, die Einheit von Attila, Atli, Etzel zu verkennen: daß der Name Atli auch in der Helgisage vorkommt, kann uns bei dem Verhältnisse derselben zur Sigurdsage nicht irre machen: es ist ein skandinavischer Ansatz des Geschichtlichen wie einzelne Oertlichkeiten, und ein neues Zeugniß dafür, daß die Eddalieder ihre jetzige Form nicht vor dem siebenten Jahrhundert erhielten. Atli so wenig als Etzel hat irgend einen Halt im Germanischen, sprachlich und geschichtlich. Daß Etzel volksmäßig hier und da Großvater bedeutet, wird man wol nicht ernsthaft anführen wollen: da das L im Namen des Hunnenkönigs wurzelhaft ist, in Etzel selbst aber nur die Ableitungssilbe des Verkleinerungswortes bildet, von Etti, Atti, Vater. Historisch ist seine große Macht: man lese Nib. 4661, 5805, 4679, vgl. 5990: „seine Herrschaft schützet auf allen Wegen". Historisch sind alle Ereignisse, die mit Attila unmittelbar zusammenhängen. Die Ostgothen unter Walimir, und andere germanische Stämme sind ihm dienstpflichtig. Daß er in echt geschichtlicher Verbindung steht mit dem Burgundenkönig Günther, wird bei diesem urkundlich nachgewiesen werden. Daß der unsterbliche

Fürst, König von Italien, der große Ostgothenkönig Dietrich (Thiudarecks, Volksfürst Theoderich I., 475—526) Dietrich von Bern=Verona, als sein Zeitgenosse genannt wird, begreift sich bei der epischen Erzählung: er ward der Held der germanischen Dichtung bei seinen Lebzeiten, und blieb es. Wirklich aber gibt es einen gothischen Zeitgenossen Attilas, der dieses Namens war, den Westgothenkönig Theoderich I. (419—452), und dieser fiel in der Weltschlacht bei Chalons gegen Attila kämpfend, nachdem er den Sieg entschieden hatte.

Daß übrigens die fabelhafte Zusammenstellung Theoderichs des Großen mit Attila in Deutschland alt und vor der Abfassung unsers Nationalepos verbreitet war, zeigt die von Leibniz herausgegebene Quedlinburger Chronik (geht bis zum Jahr 1025). Hier heißt es (Nachtrag S. 262):

> „Der Gothenkönig Ermanrich habe Theoderich, seines Vaters Bruder, auf Odoakers Antrieb, aus Verona vertrieben, und gezwungen, sich zu Attila zu flüchten: später sei er durch die Hülfe des Hunnenkönigs wieder in die Regierung eingesetzt, habe seinen Oheim Odoaker in Ravenna belagert und zur Uebergabe gezwungen, und ihn an den Zusammenfluß der Elbe und Saale verwiesen, da Attila in die Hinrichtung nicht einwilligen wollte."

Alles Dieses ist handgreiflich ungeschichtlich: denn Ermanrich, der Amaler, König der Ostgothen, gab sich, mehr als hundertjährig, den Tod, um den Einbruch der Hunnen in sein zwischen Dniestr und Don gelegenes Reich nicht zu überleben: Odoaker und Theoderich von Verona gehören ans Ende des nächsten Jahrhunderts.

Daß Gudrun ihren Gemahl ermordet, hat einen geschichtlichen Anhalt in dem Umstand, daß Attilas junge Frau Ildico im Verdachte stand, ihn in der Brautnacht umgebracht zu haben. Der geschichtliche Name seiner ersten Gemahlin Herka, ist in der Sigurdsage gelegentlich erhalten: was schwerlich zufällig ist, obwol dieser Zug weiter keine Bedeutung hat.

Dagegen sind die übrigen Namen und Charaktere entschieden geschichtlich, und das Bild des hunnischen Lagers und der Sitten des Volkes, sowie die Lage des Landes, im jenseitigen Lande der untern Donau, ist so genau, wie es der epischen Auffassung geziemt.

2. Die Burgunder und ihr König Günther: nordisch „Gunnar der Gothenkönig". Günther und sein blutiges Ende sind geschichtlich, und deutsch, nicht mythisch oder skandinavisch. Man hat für das Hauptereigniß, den Untergang des Fürstenhauses der Burgundionen, zwei sichere, gleichzeitige und urkundliche Nachrichten. Die erste ist die Angabe der Chronik des Prospers von Aquitanien, des Geheimschreibers von Leo dem Großen, und Zeitgenossen Attilas. Dort heißt es zum Jahre 435:

„Als Theodosius zum funfzehnten male und Valentinian zum vierten male Consuln waren, rieb Aetius den Gundicar, König der Burgunder, welcher innerhalb Galliens wohnte, im Kampfe auf, und bewilligte ihm auf seine Bitte den Frieden. Diesen Frieden genoß er aber nicht lange, da die Hunnen ihn mit Volke und Stamme vernichteten."

Dasselbe berichtet Cassiodor (unter Theoderich dem Großen) bei diesem Jahr.

Die zweite gleichzeitige Nachricht ist die bei Idatius, dessen Chronik bis zum Jahre 467 geht. Darin heißt es zu den Jahren 436 und 437:

„436. Die Burgundionen, welche sich empört hatten, werden von den Römern, unter Anführung des Aetius, besiegt."

„437. Narbona, von den Gothen belagert, wird entsetzt. 20,000 Burgundionen werden niedergemacht."

Wozu Schlegel sehr richtig bemerkt, daß im Texte nicht gesagt sei, wo und von wem? Er ist geneigt, die Ueberlieferung unsers Gedichts als die sicherste Ueberlieferung anzunehmen. Müllenhof (a. a. O.) macht es wahrscheinlich, daß Aetius die Hunnen mit ihren Hülfsvölkern zum Vernichtungskriege gegen Gundicar angereizt habe, da kurz vorher (oder in demselben Jahre), die zwischen Mainz und Worms ansässigen Burgunden in die belgische Provinz eingefallen waren. Ein Zug Attilas nach dem Rheine in diesen Jahren ist allerdings schwer in die uns bekannte Geschichte Attilas einzufügen.

Dieses, nicht mehr und nicht weniger, ist das Geschichtliche in jener großen Tragödie von der Noth der Nibelungen. Aber der Homer jener Ilias (Anfang des siebenten Jahrhunderts) hatte gewiß von der blutigsten aller Weltschlachten, die von 451 bei Chalons, gehört, in welcher auch Germanen, und zwar Gothen, kämpften, die Ostgothen als Vasallen Attilas gegen die den Römern verbündeten Westgothen, der durch deutsche Hand fiel, nicht durch hunnische. Eben so mögen einige anklingende Züge der epischen Erzählung von Chrimhild und Brunhild nicht ohne Erinnerungen an die grausenhafte Geschichte des Hauses des Frankenkönigs Sigbert (von 561 an), der Fredegunde und Brunhilde, gedichtet, oder bereits in der Sage mit der alten Erzählung vermischt sein.

Für die Geschichtlichkeit der mit Günther (Gundicar) genannten Persönlichkeiten zeugt auch noch das alte burgundische Gesetzbuch, Gundobalds, des Nachfolgers Günthers (gegen 490), von dessen Sohn und Nachfolger Sigmund, herausgegeben. Da heißt es (Grimm, I. 229):

„Wenn unter unsern Vorfahren, Gibica (Gibich, daher Giebichenstein, von Giuki), Godomar, Gislahar) Giselher, wahrscheinlich Sohn des Königs

dieses Namens), Gundahar (Günther, nord. Gunnar) frei gewesen sind, sollen sie in dieser Freiheit verbleiben."

Also auch hier ist die nordische Sage weniger genau in den Namen und Oertlichkeiten als die deutsche.

IV. Die dem germanischen Epos eigenthümliche zweite Schicht ist später Ansatz. Es hat bei dem Zuge nach der Donau noch zwei echt geschichtliche Namen: Pilgrim, Bischof von Passau, aus der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts: und die Stadt Wien, deren Erbauung in dasselbe Jahrhundert fällt. Beides sind nur gelegentliche Erwähnungen: sie beweisen, daß die neue Schicht sich erst in dem zwölften Jahrhundert gebildet hat, an dessen Ende der Text in seiner gegenwärtigen Form gehört, mehr als ein Jahrhundert vor Dante.

V. Die nordische Form ist also die ältere; ihre Fassung muß ans Ende des sechsten oder Anfang des siebenten Jahrhunderts fallen: selbst die jüngsten Theile der deutschen Heldensage gehn nicht über das Jahr 600 hinaus, die Sigurdsage aber und die ganze Sage der Nibelungen bilden das älteste Element derselben. An Verkehr der Skandinaven mit Deutschland kann es damals nicht gefehlt haben: auch war jene Epoche eine Zeit der Blüte der nordischen Poesie. Den Stoff hat sie von „den deutschen Männern" erhalten, deren die prosaische Edda mehrmals erwähnt. Alles den Sigfridliedern Eigenthümliche ist dem Skandinavischen örtlich und geschichtlich etwas Fremdes, und deshalb auch weniger genau und klar. Daß in den Nibelungen bisweilen Personen mit Dänemark (Tennemarken) in Verbindung gebracht werden, ist in der Natur solcher Uebertragungen.

---

Was nun endlich die weltgeschichtliche Kritik betrifft, so sind die Ergebnisse theils verneinend, theils auch bejahend.

I. Die ganze Edda, Götter- und Heldenlieder, zeugt gegen manche Annahmen, welche sich von verschiedenen Seiten her verwebt haben, und noch hier und da geltend machen. Sie beweist folgende Sätze:

1. Die alte Mythologie der Arier ist nicht hervorgegangen aus astronomischen Räthseln, wie Dupuis wähnte.

2. Sie ist nicht entlehnt von außen, als ein gemachtes Ueberkommenes, so wenig von den Celten als von den Indiern: alle Namen sind germanisch, ursprünglich in sich zusammenhängend und von volksthümlichem Gepräge.

3. Der Zusammenhang ihrer Wurzeln mit den baktrischen und indischen, griechischen und römischen eben wie mit der semitischen Mythologie ist nicht aus der Ueberlieferung der Genesis abzuleiten.

4. Noch weniger aus dem Einflusse des Christenthums, welches bis zum zehnten Jahrhunderte Skandinavien fremd blieb, also zwei Jahrhunderte nach der isländischen Auswanderung.

II. Unsere Urkunden zeugen für folgende Annahmen:

1. das volksthümliche Epos in Zeiten, wo die mündliche und dichterische Ueberlieferung vorherrscht, zersetzt die Geschichte großer Ereignisse in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume, bis zu dem Grade, in welchem wir diesen Verlauf fortgeschritten finden in unsern Ueberlieferungen. Von 450 bis 650 sind zwei Jahrhunderte, das heißt sechs Geschlechter in einem Volke, welchem die Heldenpoesie begeisterter Volkssänger, ohne Schrift, nationale Sitte war. Die Zersetzung ist eben nur weit genug gediehen, daß der epische Genius der fließenden Sage die epische Begrenzung und bleibende Form gebe. Es liegt dabei zu Tage die organische Darstellung des Bewußtseins einer sittlichen Weltordnung, durch das Zusammenwirken der beiden Pole, des ahnend bildenden Volksgeistes und des bewußt schaffenden Genius.

2. Die höchst merkwürdige Analogie im Gange der arischen Entwickelung der mythologischen Ideen, welche wir bisher gefunden, wird in manchen Stücken sehr bedeutend bezeugt. Sie weist auf eine matte Lebensgemeinschaft in Asien hin, und zwar nicht blos in der Sprachdichtung, sondern auch in den bildlichen Begriffsverbindungen, die sich daran knüpfen.

3. Die Thatsache, daß Einiges in der ältesten Ueberlieferung und auch in deren Ausbildung an Semitisches oder Turanisches erinnert und anstreift, weist dagegen mit Nothwendigkeit auf ein organisches Gesetz der Entwickelung hin, welches ohne Zweifel dem der Sprachentwickelung analog sein wird.

III. Wenden wir dieses auf die homerische Frage an, so würden, bei Annahme einer analogen Entwickelung vier Sätze daraus folgen:

Erstlich, der Kampf verbündeter, achäischer Stämme wider Troja muß eben so gut eine Thatsache gewesen sein, als der Kampf der Germanen und der Hunnen unter Attila:

Zweitens, Homer der Schöpfer der Ilias, wird nicht früher als nach drei oder mehr Jahrhunderten über den Stoff gekommen sein, denn die Zersetzungen sind doch augenscheinlich viel größer:

Drittens, ein solcher Kern ist mannichfacher Erweiterungen

fähig, welche ſich an denſelben organiſch anſchließen, ohne ſeine Einheit zu zerſtören:

Viertens, die Einheit der Ilias kann alſo eben ſo wenig eine zufällige oder willkürlich unter den Piſiſtratiden gemachte ſein:

Fünftens, aber eben ſo gewiß kann die alte Ilias nicht unſer gegenwärtiges Gedicht in ſeinem ganzen Umfange der 24 Geſänge geweſen ſein, bei einer ſolchen Annahme werden die offenbarten Widerſprüche, Unmöglichkeiten, Fugen und Nahten überſehen.

---

# Zweites Hauptſtück.

## Nachweiſung des urſprünglichen Gottesbewußtſeins der Wöluspa und der Edda überhaupt.

### 1.

#### Der Welt und der Menſchen Anfänge.

Die Herrſchaft der zwölf Aſengötter, Odin an der Spitze, iſt der Horizont der Edda, und insbeſondere der Wöluspa. Es iſt der Olymp der Germanen und Skandinaven der hiſtoriſchen Zeit vor ihrer Trennung. Von dieſem Mittelpunkte des Bewußtſeins aus ſind alſo die Urgötter zu feindlichen, bekämpften, aber nie bezwungenen, getödteten aber nie verſchwindenden Rieſen (Thurſen) oder Zauberern (Heiden, Jötun, woher das neapolitaniſche Jettatura, und unſere Zauberin Jetta) geworden. Nach derſelben Abſpiegelung ſind die Zwerge eine Schöpfung der Götter. Wir dürfen bei jener Umwandlung des älteſten Bewußtſeins nur nicht den rührenden eigenthümlichen Zug des germaniſchen Gemüthes überſehen, welchen die jüngere Edda uns aufbewahrt. Ymir (ſagt ſie) und das aus ihm, unvermittelt (aus ſeinem Schweiße, während er im Schlafe lag) hervorgegangene Rieſengeſchlecht war mächtig: aber er war böſe, und deshalb ſind die Rieſen nicht Götter. Gott und gut ſind dem germaniſchen Geiſte durchaus identiſch, wie es denn wol auch (nach dem nicht wegzuleugnenden Zeugniſſe des Skandinaviſchen und Angelſächſiſchen) die Wörter ſelbſt, in ihrer tiefſten Wurzel eben ſo gewiß ſind, als bei den übrigen Ariern die Begriffe Gott und Licht: Dew, Zeus, Dis, Deus. Dem Germanen fehlte auch dieſe Ideenverbindung nicht,

wie ſchon das Wort Sehora, Sihor, für Gott zeigt, welches durchaus der äoliſchen Form von Zeus, Sior (woher Sibylle) entſpricht. Aber der Begriff der Gottheit als des Guten blieb vorherrſchend.

Jene Hülle zerreißt nun beim erſten Anfaſſen, auch ohne daß man die weltgeſchichtliche Analogie aller andern mythologiſchen Entwickelungen herbeiruft. Ymir (Rauſcher) iſt das Urmeer, die gähnende Maſſe, mit ihren Abgründen, Höhlen und Klippen. Wenn es alſo heißt, daß die Götter die Welt ſchufen aus Ymirs Gebeinen und Blut; ſo bedeutet dieſes nichts Anderes, als daß dem jetzigen Kosmos ein chaotiſcher Zuſtand vorherging, wo Alles in dunklem Nebel und Waſſer lag.

Wir haben ja aber auch in der erſten Strophe der Wöluſpa bereits buchſtäblich Chaos (das Gähnende) in „dem Abgrund Ginungagap (Klaffen, engliſch gap) der Gähnungen". Aus andern Liedern nun, und aus der proſaiſchen Edda lernen wir ferner, daß am nördlichen Ende der ungeordneten Welt Niflheim (Nebelheim, Nebelwelt) war, wo äußerſtes Dunkel und ſtrengſte Kälte herrſchte: am ſüdlichen Muspelheim (Glutheim, wörtlich Welt des Holzverderbers, des Feuers). Die Ueberlieferung weiß auch, daß in Niflheim der Rauſchkeſſel (Hwergelmir) ſteht: ſo heißt der Brunnen, aus welchem vor der Weltſchöpfung ſich die zwölf Urſtröme (Elivagar, die kalten Wogen) ergoſſen: dieſe floſſen von Oſten theils nordwärts, theils ſüdwärts: in jener Richtung verdichteten ſie ſich bald zu tödtendem Eiſe, und es legte ſich ihnen Reif auf, während die nach Süden ziehenden von den Feuerfunken erwärmt wurden, die aus der Glutwelt herüber flogen. Da nun die Glut dem Reif begegnete, ſo löſte ſich das Eis in Eitertropfen auf, und es entſtand durch die Hitze ein rieſiges Menſchengebilde, Ymir: ſeine Nachkommen aber, die Froſtrieſen (Hrimthurſir), nennen ihn Oergelmir (wahrſcheinlich ſo viel als Oergemlir, den Uralten).

Bei dieſem Schmelzen entſtand nun auch die allnährende Kuh, Audhumla, „die Schatzfeuchte": die vier Milchſtröme ihres Euters ernährten Ymir. Sie iſt eben die Allernährerin Erde: bei Zoroaſter iſt das Wort für Kuh und Erde geradezu daſſelbe. Die älteſte Erde nun gab ſchon Salz, was zum geſunden Leben unentbehrlich iſt. Audhumla ſelbſt nährte ſich von dem Salze der Eisblöcke. Als ſie nun dieſe beleckte, kam in drei Tagen allmälig ein ganzer Mann hervor, ſchön und ſtark: ſein Name war Buri, er gewann einen Sohn, Bör. Dieſer vermählte ſich mit Besla, Beysla, Beſila (vielleicht urſprünglich Beidsla, die Begehrung, Sehnſucht?), der Tochter des Rieſen

Bölthorn (Erdendorn, wörtlich Kugeldorn, Wurzel oder Kern des Erdkreises). Ihre Söhne waren die drei großen, Himmel und Erde regierenden Götter, welche in unserer erzählenden Urkunde (Sn. 6)

Odin (Vernunft), Wili (Wille), We (Weihender, Geweihter)

genannt werden. Von diesen nun werden wir weiter hin zu reden haben, und lassen also jene Bezeichnung vorerst auf sich beruhen.

Urkundlich ist, wie die Wöluspa und die ganze Edda bezeugt, daß Odin und seine Götterwelt von Buri stammen. Buri aber heißt Weltschöpfer, vom Stammwort bera, tragen, daher gebären, woher die noch jetzt im Isländischen nachweisbare Bedeutnng, Erzeuger, abgeleitet ist, wie parentes von parere. Böri heißt im Isländischen noch jetzt der Erzeugte, Sohn. Auch dieses ist echt arisch: der ursprüngliche Weltschöpfer steht in Verbindung, und namentlich als Sohn, mit den Ur-Weltmächten, und ein geistiges Prinzip (wie Pothos, Sehnsucht, Verlangen) tritt dazwischen, als Vermittelung. Der Sohn aber des Weltschöpfers, das heißt Weltordners, Bildners, ist der Urmensch selbst, der Sohn der Gottheit im vorzüglichsten Sinne. Wir sind also auch hier uranfänglich auf rein kosmogonischem Gebiete: wir finden eine Dichtung, die nicht aus Metaphysik hervorgegangen ist, wol aber aus der Fülle eines Gottweltbewußtseins, als des specifisch menschlichen Instinkts.

Wir haben in der Uebersetzung und Kritik des vollständigen Textes die Gründe angegeben, weshalb wir glauben annehmen zu müssen, daß die Erzählung, wie die Götter, nach der Erschaffung der Erde und vor der Menschenschöpfung, die Zwerge geschaffen, nicht ein ursprünglicher Theil des Gedichts sein könne, weil sie dem nachweislichen Zusammenhang desselben sinnstörend unterbricht. Ueberhaupt aber kann die Idee nicht ursprünglich sein. Die Zwerge und Elfen gehören in die germanische Mythologie, aber in die Urzeit vor den verehrten Göttern. Was den Namen der Zwerge (Dwergir) betrifft, so hat Grimm, Schelling nachfolgend, die Erklärung der Herausgeber des ersten Theils der kopenhagener Edda, nämlich als Theurge (griechisches, rein griechisch zusammengesetztes Wort, Gottwirker, also Zauberer) nur beiläufig und wol nur im Scherze angeführt: Niemand weiß besser, daß sie der Unmündigkeit der Sprachwissenschaft angehört. Das Wort muß ein einfaches germanisches sein: auf die Spur seiner ursprünglichen Bedeutung führt vielleicht das Wort Zwerch, als gleichbedeutend mit quer (daher „überzwerch"): der geistige Sinn lebt noch im englischen queer, seltsam, wunderlich. Die Zwerge der germanischen Mythologie unterscheiden sich von den Riesen dadurch, daß sie nicht wie diese die

wilde, ungemeſſene Naturkraft darſtellen, ſondern die in dem Pflanzen- und Steinreiche ſich offenbarende Kunſt und Wunderbarkeit, in Formen und Geſtalten, in Glanz oder in Wachsthum und in eigenthümlichen, guten oder böſen Kräften. Die Pflanzenzwerge oder Elfen ſind die Nymphen und Faunen der griechiſchen Mythologie, oder die Gandarven der indiſchen. So heißen bei Heſiod die älteſten Nymphen die meliſchen, die eſchenen, von dem durch ſein hartes, zu Speeren nützliches Holz wichtigem Urbaum, die Eſche: wie dort iſt auch hier der erſte Mann ein eſchener, ein Kriegsmann, wie man noch im ſächſiſchen Deutſchland einen handfeſten Mann einen hainbuchenen nennt, von Hainbuche, Hagenbuche, Weißbuche.

Alles dieſer Einſchiebung Vorhergehende und Nachfolgende trägt dagegen entweder den rein kosmogoniſchen, alſo älteſten oder wenigſtens einen echt urſprünglichen Charakter. Das Spielen der Götter mit Goldtafeln im goldenen Zeitalter ſcheint von einem beliebten Würfelſpiele der nordiſchen Heldenzeit hergenommen zu ſein. Aber wer kennt nicht die ſinnbildliche Bedeutung des Drehens der Scheibe, und eben ſo des Spielens, in der demiurgiſchen Darſtellung? Der urſprüngliche Sinn dieſer Erzählung könnte alſo auch wol bei den Germanen der weltſchöpferiſche geweſen ſein, wobei wir vorzugsweiſe an Sonnen- und Mondſcheibe zu denken haben würden. Daß der Dichter der Wöluſpa davon keine Ahnung hatte, beweiſt nichts. Obwol nun die Urſprünglichkeit jenes Bildes der Weltſchöpfung, und die Stelle unſerer Erzählung im Gedichte, einer ſolchen Annahme von dem urſprünglichen Sinne günſtig ſind; ſo bietet ſich doch eine viel natürlichere Auslegung dar. Es iſt ein bedeutſamer Zug, daß das goldene Zeitalter hier auf die Aſen, alſo die Götter allein beſchränkt wird: ſie ſind das Urgeſchlecht der Menſchen. Das goldene aber bedeutet alsdann ganz natürlich den Ueberfluß am köſtlichen Metall, womit die Götterburg geſchmückt war, ohne daß jedoch die Götter mit Durſt nach dieſem gefährlichen Metalle geplagt wurden. Eben ſo iſt es mit der Idee von dem Untergange dieſes goldenen Zeitalters, wenn man will, dem Falle der erſten göttlichen Menſchen. Die Verſchuldung iſt der Wöluſpa ein Werk der Götter, ihrer Uneinigkeit und Leidenſchaftlichkeit, wie wir unten ſehen werden. Aber die Menſchen ſelbſt ſind dabei mitbetheiligt, ihre eigene Verderbtheit bringt die blutige Zerſtörung des ganzen geordneten Kosmos hervor.

Was die Schöpfung der Menſchen betrifft, ſo iſt ſie, wie in der Pygmalionsfabel, und in einer Wendung des Prometheusmythus bei Heſiod, vielmehr eine Belebung der leiblich geſchaffenen, aber noch be-

wegungslosen und geistlosen Menschen. Götter finden sie am Meeresstrande, und zwar wiederum drei:

Odin — Hönir (Hänir) — Lodur.

Dieses führt uns zur Betrachtung des Olymps der deutschen Götterwelt.

## 2.

### Die Herrschaft der Asen: Entzweiung und Kampf mit Riesen und Wanen: Baldurs Tod.

Wir werden damit beginnen, Namen, Zahl und Bedeutung der Odinsgötter uns im Zusammenhange klar zu machen, soweit sich diese als Voraussetzung der alten Edda, und insbesondere der Wöluspa nachweisen lassen. Hinsichtlich der hierher gehörigen Belehrung der jüngern Edda (§. 20 — 35) müssen wir sogleich die Zwölfzahl, von welcher sie ausgeht, gänzlich beseitigen: sie ist aus gar nicht zusammengehörigen Elementen zusammengesetzt, und steht mit unzweideutigen Angaben der Wöluspa und anderer alten Lieder in Widerspruch. Sehr viele Götter und Göttinnen der jüngern Edda sind nichts als Beinamen, welche man bald zu Personen, bald zu Dienern oder Dienerinnen und Boten gemacht hat, um die Zwölfzahl zu bilden. Wanen und Asen wurden bald geschieden, bald vermengt. Wir halten uns hier an die wirklich verehrten und waltenden mythologischen Götter, von welchen wir alte Kunde und sichere Zeugnisse haben.

Da begegnet uns zuerst der Unterschied von Asen und Wanen. Nach der Wöluspa (Str. XXII) ist der erste Kampf der Streit der Götter (Asen, das heißt wol ursprünglich nichts anders als Wesen, Seienden, Lebenden) mit den Wanen. Was nun sind die Wanen? Gegenstand des Streites ist Thors Klage, daß „die Luft verderblich gemischt sei": zugleich sind dort auch die Riesen an dem Streite betheiligt, denn Thor beschwert sich, daß man den Riesen „Odins Jungfrau oder Braut" gegeben, um sie zu beschwichtigen. Die Wanen nun sind in der ältern Edda, und namentlich in der Wöluspa, Luftgötter (ursprünglich Anen, vom Stamme And, Hauch, Luft, Geist: daher Wanen, wie Wali aus Ali): Wanenheim heißt in Wöluspa (Str. 53) Windheim. Auf das untere Naturgebiet, auf die Erdensphäre, werden wir also auch für sie jedenfalls hingewiesen. Und zwar würde uns ohne diese Erklärung des Namens und der Bedeutung der Wanen ein nothwendiges vermittelndes Glied fehlen. Oben haben wir die Asgardgötter, die Asen, die Herrscher im Aether: unten die Zwerge und Riesen

mit Wärme (Feuer) und Waſſer (Eis, Kälte): aber wo iſt die Luft, welche zwiſchen dem Obern und dem Untern vermittelt, was wir die Atmoſphäre, den Dunſtkreis nennen? Offenbar berühren ſich die beiden Elemente beim Regen oder Schnee und Hagel, und eben ſo beim Donner und Blitz. Dieſes Element ſpielt in den Vedenhymnen eine ſehr bedeutende Rolle, es iſt noch erkenntlich in dem allein uns genauer bekannten ſpätern mythologiſchen Syſtem der Griechen und Römer. Es konnte alſo auch hier nicht fehlen: und wenn es in den Wanen nicht liegt, wo iſt es? Und wiederum, wenn die Wanen nicht die Götter der untern Luft ſind, alſo irdiſche Elementargötter, wie erklären ſich die betreffenden Stellen? Freyas Palaſt (Fenſal) iſt in der Niederung.

Aus ihrem Geſchlechte werden Freyr und Freya unter die Götter aufgenommen, der ſchöne Gott und die Göttin der Liebe. Nach der ſyſtematiſchen Genealogie ſind ſie Kinder von Mördur, dem Seegott, der in der Meerſtadt (Noatun) wohnt, und deſſen Gemahlin, Skadi (Elſter?), des Rieſen Thiaſſi Tochter, die Felſen liebt, wie er ſelbſt das Geſtade.

Daß nun auch Odin, der eigentliche Aſe, trotz der wahrſcheinlichen Bedeutung dieſes Namens (Vernunft), urſprünglich ſelbſt ein Naturgott geweſen ſei, nämlich der obere, himmliſche Aether, iſt ſchon daraus erſichtlich, daß Jörd, die Erde, gewöhnlich Odins Tochter, auch ſeine Gemahlin heißt, eben ſowol als Frigga (die Herrin): dann aber zeugt dafür Thor (Donner), Odins und der Erde Sohn. Einen andern Beweis hierfür gewährt jene menſchenſchaffende Dreiheit, an deren Spitze er, namentlich auch in der Wöluſpa, geſetzt wird:

Odin — Hönir (Hänir) — Lodur.

So dunkel auch Hänir iſt (wahrſcheinlich der in Bonifacius Leben erwähnte Hanus, der Hahn, überhaupt der Vogel, das Thier der Lüfte), ſo ſicher iſt die Bedeutung Loburs als des Feuers, Logi, Loki. Hier ſind alſo die Elementargegenſätze einer höhern Stufe dargeſtellt: Aether — Luft — Feuer. Wir ſtehen auf einer höhern Stufe des Gottesbewußtſeins: allgemeine Naturkräfte werden geahnt, welche Himmel und Erde vermitteln.

Die bedeutendſte Phaſe aber iſt die ſolariſche, oder das Sonnenjahr. Da erſcheint Thor als der Donnergott, welcher Wärme, Luft, Regen und Sonnenſchein ſendet: er kämpft gegen die eiſigen Rieſen, welche durch aufgehäuftes Wintereis und Schneegeſtöber die äußerſte Mauer von Asgard (Götterſtadt) zerſtört hatten. Als volle Sommerſonne erſcheint der Bruder Thors, Odins und der Frigga Sohn, Baldur, der Glänzende,

der da wohnt in Breidablik, Glanzblick. Er wird durch seinen blinden Bruder Hödur unversehens getödtet, also durch die Sonne der Herbstnachtgleiche, die herbstlich winterliche Sonne: gerächt aber wird er durch den nach erfolgter winterlicher Sonnenwende geborenen Bruder Ali oder Wali, Sohn Odins und der Rinda (Erdrinde?), der alsbald nach seiner Geburt den Mörder besiegt. Nämlich schon am 25. December ist der Tag entschieden länger als die Nacht, daher dieser Tag von den Römern als Fest der siegenden Sonne (Sol Victor) gefeiert ward.

In diesem Ideenkreise ist nun Thor die volle Frühlingssonne. Dahin gehört auch die nordische Wendung des Proserpinamythus: Iduna, die Göttin der Jugend (wörtlich die Schöne), wird den Göttern geraubt und in die Unterwelt entführt: Loki (Feuer) bringt sie in der Gestalt einer Wachtel (nach der richtigen Lesart, statt Nuß) zurück und liefert sie sicher ab, obwol der Riese (die Erdkälte) sie verfolgt. Gerade so lautet der uralte Mythus des Herakles, welcher in den Winterschlaf fällt, und starr daliegt, bis ihn Iolaus dadurch erweckt, daß er ihm eine Wachtel unter die Nase hält. Es ist hiermit der entscheidende Mittelpunkt gemeint zwischen Winterwende und Frühlingsgleiche, nämlich der 7. Februar, welcher auch den Römern „Frühlings-Anfang" heißt, und dessen Fest (Anfang des Lebenstriebes) in England jetzt unbewußt als Valentins-Tag gefeiert wird. Bei den Aegyptern war dieser Gedanke in Harpokrates (Sonne als Säugling) verkörpert. Dieser Harpokrates heißt auch das lahme Isiskind (Erdenkind), als der schwach auf den Beinen ist: erst der kräftige Frühlingssohn (die Frühlingsnachtgleiche), Horus, vermag den gemordeten Vater zu rächen.

Es ist ohne weitere Bemerkung klar, daß dieser ganze schöne Mythenkreis des Sonnenjahrs nicht auf Norddeutschland paßt, noch weniger auf Skandinavien, geschweige denn auf Island: er ist in Mittelasien geboren.

Ursprünglich also ist Odin, wie Zeus, der Aether gewesen. Als solcher hieß er Zin, nordisch Tyr: beides Formen von Zeus, Dev, Divus, Deus. Dieser Gott ist im geschichtlichen System der Kriegsgott: aber in der Edda heißen die Götter, mit allgemeinstem Ausdrucke Tivar, gleich Divi, Dei. Diese germanischen Formen begünstigen die Ableitung des griechischen Wortes für Gott, Götter: Theos, Theoi, von demselben Stamme, nicht von der im Griechischen allerdings näher liegenden Wurzel des Ordnens, Schaffens, also von Thed, Tithemi, ich setze.

Von diesem hochgeehrten germanischen Urgotte wird nun auch wol der Name der Deutschen abzuleiten sein. Tuisco, unser Stammvater nach des Tacitus Bericht im Eingange der Germania, ist der Va-

ter des Mannus, des deutschen Mannes, Vaters der drei deutschen Stämme: ursprünglich Man, Vernunft, woher Mensch, althochdeutsch Menniseo, der Denkende, Vernünftige. Tuisco kann ganz wohl von Tiu, Tiv abgeleitet sein, als Tivisco, der Tiu-ische, Göttliche. Er heißt „der aus der Erde geborene Gott": so ist ja auch der erste Mensch nach den ältesten Ueberlieferungen der Sohn seines Schöpfers, oder der Mutter Erde. Es ist höchstens eine kleine Ungenauigkeit bei Tacitus oder seinem Gewährsmann anzunehmen, daß er nämlich Tiu, den verehrten Gott, und Tivisco nicht unterschieden habe. Die Ableitung von Diet, Volk (Tuisco statt Diutisco), an welcher J. Grimm auch noch in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" festhält, ist doch sehr kühn: auch ist es ohne Beispiel und Analogie, daß „das Volk" als erster Anfang gesetzt werde. Lachmanns und Anderer Vermuthung aber, daß in jenem Worte ein geheimer Name Odins stecke, der Zwiefache, oder Gewundene (Tuisto, twisted) hat nicht den allergeringsten Halt in den echten Eddaliedern: der Beiname Odins, an welchen man denken soll, hat nirgends eine Wirklichkeit, und erscheint, wie so viele andere Odinsnamen, der Gelehrsamkeit, der Skalda, zu gehören.

Es bleibt uns nun der dunkle Name Heimdall (Heimdallur) zu erklären. Der Asen glänzendster, der lichten Himmelsgötter Pförtner, der Sohn von neun Schwestern kann nur der alte Sonnengott sein, ein Phöbos, der nicht zum Apollo geworden. Dafür zeugt noch die spätere Genealogie, wonach er Sohn Baldurs und der Nanna ist, der hohen Sonne und der liebenden Erde Kind. Sein Name ist dunkel: vielleicht erklärt er sich aus der noch nachweislichen Bedeutung von Dalur, Hirsch, als der Sonnenhirsch, am Weltbaum wie der Eber: aber die Bedeutung des Stammes hat sich erhalten im griechischen Thallein, sprossen, also ist der Sprossende, Wachsenmachende. Alle seine Symbole sind von der Sonne hergenommen. Er ist der weißeste, glänzendste der Asen, und zugleich auch den Wanen verwandt. Sein Roß heißt Gulltoppur, Goldwipfel, Goldmähne oder Goldhaupt: er hat goldene Zähne: er hat seine Wohnung im Osten, wo die Götterbrücke beginnt: Bifröst, bebende Rast (Wegstrecke), Zitterstraße, d. h. Regenbogen: sein Horn, womit er die Götter weckt, hat das untere Ende im Ursee, und wir haben hier auch wol als das Ursprünglichste die durchgehende Verbindung von Horn und Glanz (vgl. Strahl, welches auch Pfeil bedeutet) in semitischen und arischen Wortbildern und mythologischen Symbolen zu fassen. Er wandelt im Eddaliede Rigsmal, unter dem Namen Rigur, die grünen Wege der Erde (Simr., 324 fg.). Die Milchstraße heißt Iringstraße, d. h. die Straße des Gottes-

sohnes, des Göttlichen, von Ir, Er, Hera, den Simrock mit Recht als Tyr (Gott) faßt: wie dieser ist er Schwertgott, und auch dieses Zeichen dürfte ursprünglich ein Sonnensymbol sein, als das Strahlende. Wenn deshalb sein Haupt Schwert genannt wird, so liegt nach unserer Auffassung die Erklärung des ursprünglichen Sinnes nahe: das Schwert ist eben das glänzende Haupt, die Scheibe, von welcher der Strahl ausgeht. Der spätere Pförtner der Götter war also der ursprüngliche Welt- und Menschenschöpfer. Aber was bedeutet der Spruch: Heimdall sei der Sohn von neun Schwestern? Im Hyndlulied werden neun Mütter genannt, Riesinnen mit symbolischen und räthselhaften Namen, unter denen auch Ulfrun (Wolfrune) vorkommt: da es nun neun Welten gibt nach der Edda, so ist die ursprüngliche Vorstellung wol die, daß das Sonnenlicht aller Welten gemeinschaftliches Götterkind sei. Wie hoch Heimdall in der alten Ueberlieferung stand, beweist Str. 40 jenes Liedes (Simr., S. 323):

Allen überhehr ward Einer geboren,
Dem Sohn mehrte Erde die Macht:
Ihn rühmt man der Herrscher reichsten und größten,
Durch Sippe gesippt den Völkern gesammt.

So ist denn Heimdallur, welcher in dem Olymp der zwölf Asen natürlich Odins Sohn heißt, ursprünglich ein höchster Gott, der höchste Sonnengott, als der Strahlende und Einherziehende. Auch hier also ist die älteste Vorstellung zurückgedrängt durch die Vergeistigung des Gottesbegriffes, oder, wie wir nun wol besser sagen, durch das Fortschreiten des Bewußtseins der Gegenwart des Göttlichen von dem äußeren, physischen Kosmos zu dem geistigen, ethischen Kosmos.

So wie man dergestalt jene Genealogie und Zwölfzahl als etwas Späteres beseitigt, springt sogleich in die Augen, daß Odr (sprich Odur) und Odin dasselbe sind. Freya, die Wanengöttin, heißt in der Wöluspa Odurs Braut: es wird erzählt, wenn er ausziehe um zu fernen Völkern zu reisen, vergieße Freya, die Schöne, Liebliche, goldschimmernde Thränen, das Bild der Morgenröthe. Wir werden also doch, trotz aller Unterscheidung in der geschichtlichen Ueberlieferung, ursprünglich gleich zu setzen haben:

Odur — Freya (Wanentochter) — Hnossa, ihr Kind, das Kleinod, (Kosmos, im Sinne von Schmuck).

Odin — Frigga (Riesentochter) — Jörd, die Erde, die Fruchtbare, Allernährende.

Die Wöluspa hat in jener Stelle (Str. 23) jedenfalls die ältere Lehre zur Voraussetzung.

Freir gehört zu Freya: die ältere Dichtung von ihm ist uns aber nicht überliefert.

Wer will über die Anfänge etwas Gewisses aussprechen? Aber vielleicht verdient die Ansicht Berücksichtigung, daß bei der uns überlieferten Feststellung des Olymps der Asen eine Verschmelzung verwandter Elemente stattgefunden? sei diese nun eine rein ideale, aus zwei theologischen Systemen entstandene, oder, was mir wahrscheinlicher, eine geschichtliche, aus zwei verwandten Stammbildungen hervorgegangene. In dem einen oder andern Falle ist sie rein germanisch, und kommt von Einem germanischen Urstamme aus arischer Wurzel. Der Fortgang aber ist der von Natur zu Geist.

## 3.

### Der Asen und der Welt Untergang.

Yggdrasil, die Esche, Trägerin des Furchtbaren (Gottes), der einzig herrliche Weltbaum, hat, wie ein altes Lied sagt, mehr zu leiden, als Menschen ahnen. Ihre Wurzeln werden von der Unterwelt (der Verborgenen, Hela, Hölle) und von der Welt der Riesen berührt: beide Mächte sind ihr feindlich. So heißt es in Grimnismal (Str. 31):

Drei Wurzeln strecken sich nach dreien Seiten
Unter der Esche Yggdrasil.
Hel wohnt unter Einer, Hrimthursen (Frostriesen) unter der andern,
Aber unter der dritten die Menschen.

Der Tag wird kommen, wo ihr mächtiger Stamm erschüttert wird, und zuletzt sich entzündet und niederstürzt. Dann gehn selbst die Asen unter: die Erde sinkt ins Meer. Aber eine neue Erde steigt aus diesem Meere hervor, und auf ihr werden Völker wohnen, ein besseres und glücklicheres Geschlecht der Menschen als das untergegangene. Dieses neue Weltalter wird die Herstellung des ältesten, seligen Weltalters sein.

Es ist bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft, besonders nach Grimms Nachweisen hinsichtlich der deutschen Ueberlieferung, und zuletzt noch nach Dietrichs Abweisung und Widerlegung Weinholds (welcher die Ansicht wieder geltend zu machen gesucht hat, daß hier christliche Elemente ihren Einfluß geübt) durchaus unnöthig die Ursprünglichkeit dieser Anschauung der alten Germanen ausführlich darthun zu wollen.

Auch hier ist die Wöluspa selbst, in ihrer urkundlichen Thatsächlichkeit unschätzbar, um Vorurtheile oder Bedenken der Leser und Forscher niederzuschlagen. Die einzige entschieden verdächtige Strophe (LVIII der

kopenhagener Ausgabe) steht gar nicht in der Handschrift, und hätte in der kopenhagener Ausgabe nicht aufgenommen werden sollen, so wenig als in der von Münch, welcher nur die zweite Hälfte zwischen Klammern setzt. Was aber die Schlußstrophe betrifft (die wirkliche Str. LVIII), worin die große Schlange als fliegender Drache erscheint; so ist es klar, daß sie an diese Stelle ursprünglich nicht gestanden haben könnte, wenn sie echt wäre. Sie würde zum Ende des vorhergehenden Gesanges als Schluß des Kampfes gesetzt sein, also hinter Str. LI. Also in dieser Strophe sinkt die alte Erde bereits ins Meer: wie soll nun jene Schlange, die doch das Meer selbst ist, hier wieder in die Höhe steigen? Aber auch dahin gehört sie nicht. Endlich, wer ist mit dem weiblichen Wesen gemeint, welches in den Abgrund sinkt? Es kann dabei weder an die Wöla noch an die Norne gedacht werden. Nimmt man nun hinzu, daß der fliegende Drache ein prophetisch-apokalyptisches Bild ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß er aus Kap. XII der Offenbarung Johannis hierher gekommen: „der fliegende Drache" findet sich aber auch ausdrücklich schon Jes. XXX, 6. Die große erdumgürtende Schlange der Edda dagegen ist nie fliegend.

Wie also auch die höhere Kritik die urkundlich überlieferte Dichtung der Wöluspa stellen mag, als das älteste oder als das verhältnißmäßig jüngste im Verhältniß zu den übrigen Eddaliedern, es ist in dieser Ueberlieferung entschieden nichts Christliches. Ueberhaupt sind alle eddischen Vorstellungen vom Jenseits ursprünglich und dem Christlichen oft geradezu entgegengesetzt. Die christliche Hölle (Unterwelt) ist heiß, die germanische Geisterwelt eiskalt. Der Ausdruck Hölle ist nicht biblisch, sondern vielmehr aus dem Heidnischen entnommen: es bedeutet dort (Helja) das Bergende, Hehlende, nach einer auch den Griechen gewöhnlichen Anschauung des Hades: Hela, Hel, ist der Tod. Eben so ist nicht die geringste Aehnlichkeit da zwischen dem Kampfe der Asen gegen das Geschlecht Lokis, und dem Kampfe Michaels gegen den Drachen: eben so wenig zwischen den Bildern vom jüngsten Tage und dem Weltende, oder von dem neuen Jerusalem der Apokalypse und der neuen Erde nach der Götterdämmerung.

Auch hinsichtlich der Frage über die Zeit der Abfassung der Wöluspa möchten wir vor allem unsere Leser auf das Thatsächliche verweisen. Der Mythus vom Sonnenjahr paßt so wenig auf den Himmelsstrich von Norwegen, als den von Island. Von Island selbst aber kann für die Götterlieder doch wol nicht die Rede sein, wenn die Heldenlieder, welche schon die ausgebildete Göttermythologie voraussetzten und den Uebergang zur geschichtlichen Zeit bilden, in den spätesten Schichten nur norwegische

und dänische Oertlichkeiten berühren, in den ältern aber durchweg den Himmelstrich Mittelasiens verrathen. Also in Asien, nicht in Island, ist ein Bildungsverlauf gewesen, dessen Ausläufer nach Dänemark und Norwegen gehn.

Auf der andern Seite beweisen diese Heldenlieder, und namentlich die Sigurdsage, daß die Geschichten der germanischen Stämme aus dem fünften Jahrhundert, wie sie sich, nicht ohne Einfluß großer Charaktere und Ereignisse des sechsten, poetisch im siebenten gestaltet und an die alte Sigfrid-Sigurd-Sage angeschlossen hatten, bald darauf zu den skandinavischen Stammgenossen gedrungen waren. Diese eigneten sich dieselben in ihrer Weise um so leichter an, da das frühere Gewebe der Sigurdsage bei ihnen einheimisch war. Nun waren gerade das sechste und siebente christliche Jahrhundert eine Zeit reger, poetischer Bildung und Kunst in Norwegen. Da nun endlich die isländische Auswanderung vor 880 fällt, also vor die Züge der Normannen nach dem Westen; so können wir mit Bestimmtheit sagen, daß die eddische Ueberlieferung (welche eine norwegische ist), vor der Ausdehnung des karolingischen Frankenreichs auf den Norden, und also vor jeder Möglichkeit eines christlichen Einflusses auf Skandinavien bereits abgeschlossen war, als sie von den Isländern mitgenommen und bewahrt wurde. Die deutsche Heldensage also, welche nicht über das sechste Jahrhundert hinausgeht, ist in epischer Gestaltung jüngster geschichtlicher Erinnerungen, zu den Skandinaven übergegangen, und in dieser ältesten Form daselbst festgehalten: die Götterſagen aber, welche in der Wöluspa zusammengestellt sind als Dichtung von der Welt Anfang und Ende, gehören dem ältern Stamme der gemeinschaftlichen germanischen Mythologie an.

Nach diesen Vorerinnerungen wird es für Niemanden eine Schwierigkeit darbieten, den ältesten, nach den oben entwickelten Grundsätzen hergestellten Text dieser denkwürdigsten Urkunde des Gottesbewußtseins unserer Vorfahren vollkommen sich anzueignen und zu genießen.

# Drittes Hauptstück.

## Der Text der Wöluspa.

### A.

### Der älteſte herſtellbare Text der Wöluspa, 42 Strophen mit ſachlichen Erklärungen und Rückweiſungen.

### Der Seherin Weiſſagung.

(Wöluspa.)

---

### I.

### Der Welt und der Menſchen Anfänge.

1. Am Morgen der Zeiten als Ymirs*) Macht war,
Da war nicht Sand noch See, Spiel nicht kühler Wellen,
Nicht Erde fand ſich, noch Ueberhimmel:
Gähnender Abgrund, aber Gras nirgends.

*) Rauſcher, der Meerrieſe. Str. 7.

2. Ehe Börs Söhne*) mit Scheiben ſpielten**),
Sie das mächtige Midgard***) ſchufen:
Eh†) Sonne von Süden ſchien auf die Felſen,
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.

*) Die Weltſchöpfer.
**) Scheiben: eigentlich Tafeln, wird auf eine Art Würfelſpiel bezogen. Vgl. Str. 6. Simrock: Bälle
***) Mittelgarten, Erde.
†) Iſt aus der erſten Zeile der Str. zu wiederholen.

3. Die Sonne von Süden, des Mondes Geſellin,
Hielt mit der rechten Hand das Himmelsroß:
Mond wußte nicht, weß er Macht hätte,
Sterne wußten nicht, wo ſie Stätte hätten.

4. Da gingen die Regierer zu den Richterſtühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath.
Der Nacht und dem Neumond gaben ſie Namen
Nannten Morgen und Mitte des Tags.

An dieſes germaniſche Bild der erſten Anfänge und der ſchaffenden Gotteskraft vor aller Geſtaltung der Welt klingt an in ſehr merkwürdiger Weiſe der Eingang des chriſtlichen Gebets (in fränkiſcher Mundart des achten Jahrhunderts), welches die weißenbrunner Handſchrift enthält (Grimm, 1812, S. 80 fg.)

Das erforſchte ich bei den weiſeſten Menſchen,
Daß Erde nicht war noch Ueberhimmel,
Noch Baum, noch Berg nicht war,
Noch weniger Stern noch Sonne ſchien,
Noch Mond nicht leuchtete, noch Meeres See.
Obgleich da nichts war, Ende noch Wende.
Und doch war der Eine allmächtige Gott,
Männer mildeſter, und da waren auch manche bei ihm
Göttliche Geiſter und Gott heilig.

5. Die Aſen einten ſich auf Idafeld*),
Haus und Heiligthum hoch ſich zu wölben**),
Erbauten Eſſen und ſchmiedeten Erz,
Schufen Zangen und ſchön Gezeug.

*) Feld des Frühlings, eigentlich ſchönes Feld: von ithia, ſchön, woher Idunna.
**) Asgard (Aſenhof) hieß dieſer Sitz, der hoch im Aether zu denken.

6. Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln,
Und kannten die Gier des Goldes noch nicht.
Bis drei der Thurſentöchter*) kamen,
Reich an Macht aus Jötunheim.**)

*) Rieſentöchter: die Gemahlinnen der drei älteſten Aſen: Odin, Hönir, Lodur (Aether, Luft, Feuer).
**) Rieſenwelt.

7. Bis drei gingen*), der drei Rieſinnen Brüder**),
Mächtige, milde Aſen zumal,
Fanden am Ufer ohnmächtig
Ask und Embla***) unſteten Schickſals.

*) Odin, Hönir, Lodur. Str. 40.
**) Brüder und Gemahle. S. zu Str. 6.
***) Eſche und Erle, das härteſte und das weichſte Holz. Erle heißt eigentlich Elni, alnus: Embla iſt verſtärkte Form.

8. Beſaßen nicht Seele, hatten nicht Sinn,
Nicht Blut noch Bewegung, noch blühende Farbe.
Odin*) gab Seele, Hönir**) Geberde,
Blut gab Lodur***) und blühende Farbe.

*) Sinne, Vernunft.
**) Eigentlich Hänir, der Hahnmann, Singvogel, Geflügelte, Rüſtige, Rufende.
***) Der Lodernde.

## II.

## Die Entzweiung und der Kampf der Götter mit den Wanen und Rieſen.

9. Eine Eſche weiß ich, heißt Yggdraſil*),
Den hohen Baum netzt Nebelduft, weißer,
Davon kommt Thau, der in die Thäler fällt:
Immergrün ſteht er über Urdas**) Brunnen.

*) Des Erſchrecklichen Trägerin, Gottesträgerin.
**) Schickſal (Werden), im Gegenſatz des göttlichen Seins. Da nun dieſes Werden erſcheint als Entſtehen, Wachſen, Vergehen (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft), ſo werden ſpäter drei Nornen genannt, nämlich neben Urda, als die zweite Werdandi (Werdende), als die dritte Skuld (die Sollende, alſo die Zukünftige, auch die Schuld).

10. Sie*) weiß erſten Volkskampf, der in der Welt war,
Damals als mit Gabeln Gullweig**) ſie ſtießen,
In des Hohen Halle die helle brannten:
Dreimal verbrannt iſt ſie dreimal geboren.

*) Urda, das Geſammtſchickſal für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.
**) Goldkraft, Golderz, welches in Schmelzöfen gebrannt wird (dreimal geſchmolzen).

11. Da gingen die Regierer zu den Richterſtühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath:
Ob die Aſen ſollten Untreue ſtrafen,
Oder Sühnopfer all' empfahn.

12. Da ſchleuderte Odin den Speer ins Volk:
Da wurde Volkskampf in der Welt zuerſt.

Gebrochen ward der Asen Grenzwall,
Schlachtkundige Wanen*) stampften das Feld.

*) Wanen: zurückzuführen auf Anen, in ausgebildeter Form And, dän. aand, Hauch, Geist: die Wanen sind die Luftgötter, im Gegensatz der Götter des Aethers, also die niedern. Für diese Erklärung spricht auch Str. 15.

13. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath:
Wer den Luftkreis hätte verderblich gewandelt,
Oder den Riesen Odurs*) Braut gegeben?

*) Odur ist Gemahl Freyas, wie Odin Gemahl Friggas.

14. Nur allein Thor überwältigte der Zorn,
Selten säumt er, wenn er solches vernimmt:
Da schwanden die Eide, Wort und Schwüre,
Zerrissen wurden die Verträge zumal.*)

*) Der Starke, Donnerer, erschlug den Riesen, welcher Eis um die Asenburg gehäuft, und verlangte Freya von dem Riesen zurück.

## III.

## Das Verhängniß über Baldur, Loki und seine Brut.

15. Sie*) weiß Heimdallurs Horn**) verborgen,
An des hehren, heiligen Baumes Wurzel.
Einen Strom sieht sie stürzen mit starkem Fall
Aus Walvaters***) Pfand†): wißt ihr's endlich oder was?

*) Die Norne. Str. 11.
**) Sein Weckehorn, ursprünglich sein aus der Tiefe sich erhebender Strahl (Horn und Strahl in vielen Sprachen gleichstammig).
***) Walvater ist Vater der Todten, der gefallenen Helden, seiner Söhne.
†) Odins im Meer verborgenes Eine Auge (Sonne, das andere ist der Mond) ist eigentlich das Pfand Odins (vgl. Str. 19): hier ist aber das Meer, in welchem dieses Pfand allnächtlich sich lagerte, zu verstehen. Sinn: sie sieht die letzten Zeiten kommen, wo das Meer die Erde verschlingen wird.

16. Allein saß sie außen, da der Alte kam,
Der sinnende Ase, und ihr ins Auge sah.
Da sah sie weit und breit durch alle Welten,
Warum fragt ihr mich? Was erforscht ihr mich?

17. „Alles weiß ich, Odin, wo du dein Auge birgſt,
„In der wohlbekannten Quelle Mimirs:
„Meth trinkt Mimir*) jeden Morgen
„Aus Walvaters Hand: wißt ihr's endlich oder was?"

*) Der Meergott: die Sonne erhebt ſich jeden Morgen aus dem Meere und erleuchtet daſſelbe.

18. Ihr gab Heervater Halsband und Ringe,
Geldſpruch voll Weisheit und ſpähenden Sinn:
Sie ſah Walkyren*) weither kommen,
Skuld**) hielt den Schild, den Speer hielt Skögul.***)

*) Walkyren, weil ſie Diejenigen kieſen (wählen), welche fallen ſollen.
**) So heißt auch die jüngſte der drei Nornen.
***) Kommt auch anderwärts als Walkyrenname vor.

19. Ich ſah Baldur*), dem blühenden Gotte,
Odins Sohne, Unheil drohen:
Frigg beklagte dort in Fenſal**)
Walhallas Verluſt: wißt ihr's endlich oder was?

*) Der Starke: die hohe Sommerſonne bleibt grün im Winter (Virg. Aen. VI. 205).
**) Niederer Saal (Sumpfſaal), untere Wohnung, wol Wanenpalaſt, Erdſaal.

20. Gefeſſelt lag im Feuerwalde*),
Auf Schaden ſinnend der ſchändliche Loki:
Da ſitzt auch Sigyn**), unſanfter Geberde,
Des Gatten waiſe: wißt ihr's endlich oder was?

*) Wo Loki (Feuer) wohnt.
**) Siegreiche: Name aus der Zeit wo Loki als regierender Aſe Feuergott war.

21. Ein Strom wälzt ſich oſtwärts durch Eiterthäler,
Schlamm und Schwerter, der Slidur*) heißt:
Da ſah ſie waden durch ſtarke Strömung
Meuchelmörder und Meineidige.

*) Gleiter, langſam fließender.

22. Oeſtlich ſaß die Alte*) in Eiſengebüſch**),
Und fütterte dort Fenris***) Brut:

*) Hel (Hölle): eben ſo heißt ſie Sigyn.
**) In ihm (Jarnwidur) hauſen die Zauberinnen.
***) Fenrir, Lokis böſer Sohn.

Von ihnen allen wird Eins das ſchlimmſte,
Des Mondes Mörder in Zauberers Macht.

23. Ihn mäſtet das Mark gefällter Männer,
Der Seligen Saal beſudelt das Blut.
Der Sonne Schein wird dunkel in kommenden Sommern,
Alle Wetter wüthen: wißt ihr's endlich oder was?

## IV.

## Die Verkündigung des Endes: die Gottesdämmerung, Kampf und Untergang der Aſen.

24. Da ſaß am Hügel, und ſchlug die Harfe
Der Rieſin Hüter, der heitre Egdir*):
Vor ihr ſang im Vogelwalde
Der hochrothe Hahn, der Fialar**) heißt.

*) Männliche Adler, Beiname eines Rieſen.
**) Der Gelbe (?): jedenfalls iſt der rothe Hahn, das Feuer, die helle Flamme, gemeint.

25. Den Göttern gellend ſang Gullinkambi*),
Weckte die Götter beim Heervater:
Unter der Erde ſingt ein andrer,
Der ſchwarzrothe Hahn in den Sälen Hels.**)

*) Goldkamm: Beiname Heimballs, des Wächters der Götter.
**) Loki, das unterirdiſche, noch gedämpfte Feuer.

26. Gräßlich heult Garm*) vor der Gnipahöhle**)
Die Feſſel wird brechen, Freki***) doch rennen:
Viel weiß die Weiſe, viel ſeh ich voraus,
Der Welt Untergang, der Aſen Fall.

*) Der Höllenhund.
**) Klufthöhle: Eingang zur Unterwelt.
***) Wolf (Fenrir).

27. Brüder befehden ſich, fällen einander,
Geſchwiſterte ſieht man die Sippe brechen:
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh die Welt zerſtäubt.

28. Mimirs Söhne*) ſpielen, der Mittelbaum entzündet ſich**)
Beim gellenden Ruf des Giallarhorns***),
Ins erhobene Horn bläſt Heimdall laut,
Odin murmelt mit Mimirs Haupt.†)

*) Die Wogen erheben ſich.
**) Die Weltesche.
***) Gellhorn.
†) Mit dem Gotte des Meeres: Odin (die Sonne) verweilt dort furchtſam, ſteigt nicht empor.

29. Hrim*) fährt von Oſten, es hebt ſich die Flut,
Jormungurdur**) wälzt ſich im Jotenmuthe,
Der Wurm***) ſchlägt die Brandung, der Adler†) ſchreit,
Leichen zerreißt er: Nagelfar††) wird los.

*) Reifrieſe: Name des Fährmanns von Nebelheim.
**) Weltſchlange: wörtlich der Erdumſpanner, das große Weltmeer.
***) Dieſelbe Schlange.
†) Der Egdir, St. XXXVIII.
††) Nagelfahrer, Schwertfahrer, voll Schwerter die wie glühende Nägel glänzen. Die ſpätere Sage macht daraus ein Schiff, welches aus den Nagelſpitzen der Leichen gezimmert ſei!

30. Der Kiel fährt von Oſten*): Muspels Söhne**) kommen
Ueber die See gefegelt, und Loki ſteuert:
Es fahren die Trugſöhne alle mit dem Wolfe***),
Auch Bileiſters†) Bruder iſt ihm verbunden.

*) Nagelfar, der von Südoſten abfährt: ſehr feierlich iſt die Wiederholung der Worte beim Abfahren des Rieſenſchiffes, von Nordoſten.
**) Muspels Söhne ſind die Söhne des Feuers (des Holzverderbers).
***) Fenrir.
†) Bileiſter, ſtatt Byl-aestur, Sturmesregen: daſſelbe wie Bileher, Beiname Odins („Zeus, der Wolkenverſammler"). Sein Bruder iſt wol der Sturmgott im Meere.

31. Was iſt's mit den Aſen? Was iſt's mit den Alfen?*)
All Jötunheim ächzt, die Aſen verſammeln ſich,
Die Zwerge ſtöhnen vor ſteinernen Thüren,
Der Bergwege Weiſe**): wißt ihr's endlich oder was?

*) Sinn: Himmel und Erde ſind in Schrecken und Erregung, die Himmelsgötter und die Elfen: die Rieſen und die Berg bewohnenden Zwerge.
**) Die Zwerge ſind des unterirdiſchen Geklüftes kundig.

32. Surtur*) fährt von Süden, mit dem Sichelschwerte,
Von seiner Klinge scheint die Sonne der Götter,
Steinberge stürzen, Riesenweiber streifen,
Zu Hel**) fahren Helden, der Himmel zerklüftet.

*) Der Dunkle, Schwarze, die dunkelleuchtende Glut, von welcher die Sonne blutroth wird.

**) Unterwelt, Todtenreich. Daher der englische Fluch: Gote Hell!

33. Da kommt für Glyn*) ein anderer Harm**),
Da Odin eilt zum Angriff des Wolfs***),
Belis Mörder blitzt gegen Surtur,
Da fällt Friggs einzige Freude. †)

*) Die Wohlwollende, Beiname (Dienerin) der Frigg.

**) Der erste Schmerz war für Baldurs Tod.

***) Fenrir, der ihn verschlingt.

†) Der einzige noch übrige Trost, Freyr, welcher früher den Riesen Beli getödtet, jetzt aber schwertlos ist und von Surturs Schwerte fällt.

34. Nicht säumt Siegvaters*) erhabener Sohn,
Widar, zu fechten mit dem Leichenwolf**):
Es stößt des Starken Sohn***) den Stahl ins Herz
Durch gähnenden Rachen: so rächt er den Vater.

*) Odins.

**) Fenrir, Lokis Sohn.

***) Der Siegreiche, weil er den Vater rächt, und den Drachen Fenrir erschlägt.

35. Da schreitet der schöne Sohn Hlodyns*),
Odins Erzeugter mit dem Drachen**) zu streiten.
Es trifft ihn mit Wuth Midgards Weihschatz***);
Mögen alle Wesen die Weltstätten verlassen!

*) Thor, der Sohn Friggas, der Holden (Hulden), Lieblichen.

**) Drachen: wörtlich Wolf: doch ist hier offenbar von der Weltschlange die Rede

***) Der Erde heiliger Schutzherr.

36. Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne:
Glutwirbel umwühlen den allnährenden Welthaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

## V.

## Die neue Welt.

37. Sieht ſie auftauchen zum andern male*)
Aus dem Waſſer die Erde und wieder grünen:
Die Fluten fallen, der Aar fliegt darüber,
Der auf den Felſen nach Fiſchen weidet.

*) Iſt auch von der Erzählerin wahr: denn die Norne ſah auch die erſte Erhebung der Erde aus dem Waſſer.

38. Die Aſen einen ſich auf Idafeld*),
Ueber den Weltumſpanner**), den großen, zu ſprechen
Und des großen Gottes***) älteſte Runen. †)

*) Der ſchönen Flur, wo ſie das Goldalter lebten: weiſt zurück auf Str. 5.
**) Die verderbliche Schlange, welche die Erde umſchloſſen hält, das Weltmeer.
***) Fimbulthyr, ein uralter Beiname Odins: die urſprüngliche Bedeutung von fimbul iſt dunkel: tyr iſt Gott, urſprünglich (wie Zeus, Deus) der Aether.
†) Aelteſte Weiſſagungen, Looſe, Zeichen auf Buchenſtäben und deren Auslegung.

39. Da werden ſich wieder die wunderſamen
Goldenen Tafeln im Graſe finden,
Die in Urzeiten die Aſen hatten. *)

*) Weiſt zurück auf Str. 6, vgl. Str. 3.

40. Da werden unbeſä't die Aecker tragen,
Alles Böſe ſchwindet, Baldur kehrt wieder:
In des Sieggottes*) Himmel wohnen Baldur und Hödur.

*) Dieſes iſt eben Widar, welcher Odin und Thor und Freyr rächt.

41. Da kann Hönir ſelbſt ſein Loos ſich kieſen,
Und der beiden Brüder*) Söhne bebauen
Das weite Windheim**): wißt ihr's endlich oder was?

*) Baldur und der ihn unvorſätzlich getödtet, Hödur. Str. 41.
**) Windheim, daſſelbe wie Wanenheim: obere und untere Luft, hohe und niedere Götter ſind verbunden: nämlich durch die Erde, den Menſchen: ſ. folgende Strophe.

42. Einen Saal ſieht ſie ſcheinen heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt, auf Gimils*) Höh'.
Da werden tugendſame Völker wohnen**)
Und durch Weltalter Wonne genießen.

*) Gimil, Verſtärkung von Himil (Himmel): der ſchönſte Himmelspalaſt, früher den Menſchen nicht zugänglich: ſo Sn. 17, wo unſere Strophe angeführt wird.

**) Dyggvar (tüchtige, redliche), drottir (Männer, Helden, Leute), byggia (bauen,) als Ackerbauer, Anſäſſige.

---

## B.

# Der Text der Wöluspa, nach der kopenhagener Handſchrift

(LVIII Strophen).

[Die arabiſchen Ziffern beziehen ſich auf den vorſtehenden hergeſtellten Text.]

## I.

## Der Welt und der Menſchen Anfänge.

I. Allen Edeln Andacht gebiet' ich*):
Hohen und Niedern von Heimdalls Geſchlecht:
Ich will Walvaters Wunder verkünden,
Die älteſten Sagen, deren ich mich entſinne.

*) Die Wöla, Wahrſagerin ſpricht hier, nach Strophe II.

II. Rieſen acht' ich die Urgebornen,
Die mich vor Zeiten erzogen haben.
Neun Welten kenn' ich, neun Hölzer weiß ich,
Mächtigen Mittelbaum im Staube der Erde.*)

*) Die Wöla redet nirgends weiter im Gedichte, wenigſtens nicht in deſſen unbezweifelt echten Verſen: vielmehr iſt die Norne, die uralte Schickſalsgöttin, die Schauende, und es ſind ihre Geſichte die (mit geringer Ausnahme, ſ. Str. IX) in der dritten Perſon mitgetheilt worden. Endlich aber iſt Str. III ein unverkennbarer und der Edda eigener Anfang. Das erſte Helgilied hebt mit derſelben Halbzeile an: Ar var alda (Anfang war der Zeiten).

III. 1. Am Morgen der Zeiten, als Ymirs*) Macht war,
Da war nicht Sand nicht See, Spiel nicht kühler Wellen:
Nicht Erde fand sich, noch Ueberhimmel,
Gähnender Abgrund, aber Gras nirgend.

*) Angeführt Sn. 4.

IV. 2. Ehe Börs Söhne mit Scheiben spielten,
Sie die das mächtige Midgard schufen:
Eh Sonne von Süden schien auf die Felsen,
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.

V. 3. Die Sonne von Süden, des Mondes Gesellin,
Hielt mit der rechten Hand das Himmelsroß:
Sonne wußte nicht wo sie Sitz hätte,
Mond wußte nicht weß er Macht hätte,
Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten.

(Angeführt von 3. 3 an, in Sn. 8: V. 4 und 5 stehen in dieser Folge in den beiden Pergamenthandschriften der Wöluspa; in Sn. umgekehrt. Die Sonne ist bereits besprochen: sie hält das Roß umschlungen, abwartend, denn sie weiß nicht, wohin sie fahren soll. Der überschüssige Vers ist eine erklärende Glosse, dem Folgenden angepaßt.)

VI. 4. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath.*)
Der Nacht und dem Neumond gaben sie Namen:
Nannten Morgen und Mitte des Tags
Under**) und Abend die Zeiten zu ordnen.

*) Stehende Form, bezeichnet immer den Anfang einer Gotteshandlung.
**) Der frühere Nachmittag: auch der spätere Vormittag, ein altes, deutsches wie skandinavisches Wort: daher auch das englische: under-meals. Hier ein müßiger Zusatz.

VII. 5. Die Asen einten sich auf Idafeld,
Haus und Heiligthum hoch sich zu wölben:
Erbauten Essen und schmiedeten Erz,
Schufen Zangen und schön Gezeug.

VIII. 6. Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln,
Und kannten die Gier des Goldes noch nicht,
Bis drei der Thurſentöchter kamen,
Reich an Macht aus Jötunheim.*)

*) Die Vermiſchung mit dem Rieſengeſchlecht war der Anfang großer Kämpfe. Die Fortſetzung dieſes Gedankens findet ſich erſt in Str. XV, wo die Wendung im Anfange ganz dieſelbe iſt. Die Lesart der Handſchrift, Thriar, (trium feminarnm) weiſt auch auf dieſe Stelle zurück. Urſprünglich folgte alſo Str. XV unmittelbar auf Str. VIII. Die ganze Erzählung von der Schöpfung der Zwerge war wie vieles Andere vorausgeſetzt, aber nicht erzählt, weil ſie mit dem großen Geſchicke der Götter und Menſchen nichts zu thun hat. Der Ton iſt ſehr verſchieden: es iſt reine Skalde, Meiſterſängerei. Wollte man die beiden erſten Strophen feſthalten, ſo ſchließt ſich Str. XV — die offenbare Fortſetzung von Str. VIII — ſo wenig an Str. X als an Str. XIV. Dazu kommt, daß der eingeſchobene Abſchnitt ſich bei Snorri bereits als ein Ganzes angeführt findet.

IX. Da gingen die Regierer zu den Richterſtühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Wer ſchaffen ſollte der Zwerge Geſchlecht
Aus des Meerrieſen*) Blut und ſchwarzem Gebein.

*) Dieſer ganze Abſchnitt (Str. IX—XIV) wird in Sn. 14 angeführt, aber mit ſehr bedeutenden Abweichungen in Namen und Ordnung. Auch in den Handſchriften der jüngern Edda iſt hier Verſchiedenheit. In unſerm Texte bilden Str. XIII, XIV eine zweite Reihe für ſich: Eikinskjaldi kommt in beiden Reihen vor.

X. Da ward Motſognir der mächtigſte
Dieſer Zwerge, und Durin*) nach ihm.
Noch manche machten ſie Menſchen gleich
Der Zwerge von Erde wie Durin**) angab.

*) Saftſauger, Baumelſe.

**) Durin heißt der Schlummernde, was recht gut für einen Steinelfen paßt. Aber wie abgeſchmackt iſt es, daß die Götter die übrigen Zwerge nach den Angaben, dem Rathe, dieſes zweitgeborenen Zwerges ſchaffen! Keine Auslegungskünſte vermögen dieſen Stein des Anſtoßes wegzuſchaffen, welcher mit der Anſchaulichkeit und dem innern Zuſammenhange des alten Gedichts ſo wenig paßt. Durin iſt nur Name eines Zwerges, nie Götternáme.

XI. Nyi und Nidi, Nordri und Sudri,
Auſtri und Weſtri*), Althiof, Dwalin,
Biwör, Bawör, Bömbur, Nori.
Nyr und Nyradur: nun hab' ich die Zwerge,

*) Nord, Süd, Oſt, Weſt.

Regin und Radwid richtig berichtet,
Ann und Anar, Ai, Miödwitnir,
Weigur, Gundalfur, Windalfur, Thrain,
Thekkur und Thorin, Thror, Witur und Litur.

XII. Fili, Kili, Fundin, Nali,
Hepti, Wili, Hanar, Swior,
Frar, Hornbogi, Frägur und Loni,
Aurwangur, Jari, Eikinskjaldi.

XIII. Zeit ist's die Zwerge von Dwalins Zunft
Den Leuten zu leiten bis Lofar hinauf,
Die aus den Steinen der Berge stiegen,
Von Aurwangs Tiefen zum Erdenfeld.

XIV. Da war Draupnir und Dolgthrasir,
Har, Haugspori, Hläwangur, Gloi,
Skirwir, Wirwir, Skafidur, Ai,
Alfur und Yngwi, Eikinskjaldi,
Fialar und Frosti, Finnar und Ginnar,
So lange Menschen leben auf Erden,
Wird zu Lofar hinauf das Geschlecht geleitet.

XV. 7. Bis drei gingen*), der drei Riesinnen Brüder,
Mächtige, milde Asen zumal,
Fanden am Ufer**) ohnmächtig
Ask und Embla unsteten Schicksals.

*) Die Handschriften verrathen den ursprünglichen Zusammenhang. Die Kön. Handschrift hat urkundlich thriar (drei im weiblichen Geschlechte): und die Arnam. liest vielleicht auch so: s. F. Magn. zu deren Abdruck (Edda, III, 198, Str. XV, Note 29).

**) susi, mit Handschriften, statt der Lesart des Cod. R. husi (Haus).

XVI. 8. Besaßen nicht Seele, hatten nicht Sinn,
Nicht Blut noch Bewegung, noch blühende Farbe.
Odin gab Seele, Hönir gab Sinn,
Blut gab Lodur und blühende Farbe.

## II.

## Die erste Verschuldung: der Krieg der Asen und Wanen und der Bundesbruch durch Thor.

XVII. 9. Eine Esche weiß ich, heißt Yggdrasil*),
Den hohen Baum netzt Nebelduft, weißer:
Davon kommt Thau, der in die Thäler fällt,
Immergrün steht er über Urdas**) Brunnen.

Vgl. Sn. 15.

*) Den Schrecklichen tragend.

**) Die Urnorne, das Schicksal, angels. Wyrdas, die Schicksalsgöttinnen, welche in Macbeth Weird-Sisters heißen.

XVIII. Davon kommen Frauen, vielwissende,
Drei aus dem See, dort bei dem Stamm:
Urd heißt die eine, die andre Werdandi;
Auf Stäben wird geschnitten Skuld als die dritte.
Sie legten Loose, bestimmten das Leben
Der Menschengeschlechter, Schicksal zu ordnen.

XIX. 10. Sie weiß ersten Volkskampf, der in der Welt war,
Damals als mit Gabeln Gullweig sie stießen,
In des Hohen Halle, die helle brannte:
Dreimal verbrannt, ist sie dreimal geboren.
Oft, unselten, doch ist sie am Leben.

XX. Heida*) hieß man sie, wohin sie kam,
Wohlredende Wöla, wußte sie Zauber,
Sudkunst**) konnte sie, Sudkunst übte sie,
Stets war sie die Wonne übler Weiber.

*) Zauberin: Andere Glanz. (Daher auch wol Heide für paganus. gentilis: die gewöhnliche Ableitung von Heide (Flur, Steppe), welches dann mit pagus vertauscht wird, ist grundlos und nicht passend. Die Zauberei ist die Grundanschauung alles Heidenthums. Heida ist nun aber auch ausdrücklich als Zauberin geschildert, und der Vers bringt ihren Namen damit in Verbindung.)

**) Kochkunst, üppiges Leben.

XXI. 11. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Ob die Asen sollten Untreue strafen,
Oder Sühnopfer all' empfahn.

XXII. 12. Da schleuderte Odin den Speer ins Volk:
Da wurde Volkskampf in der Welt zuerst:
Gebrochen ward der Asen Grenzwall,
Schlachtkundige Wanen stampften das Feld.

XXIII. 13. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath:
Wer den Luftkreis hätte verderblich gewandelt,
Oder den Riesen Odurs Braut gegeben?

XXIV. 14. Nur allein den Thor überwältigte der Zorn,
Selten säumt er, wenn er solches vernimmt:
Da schwanden die Eide, Wort und Schwüre,
Zerrissen wurden die Verträge zumal.

(Str. 14, 15 angeführt Sn. 42.)

## III.

### Die Norne schaut die letzten Zeiten herankommen.

XXV. 15. Sie weiß Heimdallurs Horn verborgen
An des hehren*), heiligen Baumes Wurzel.
Einen Strom sieht sie stürzen mit starkem Fall
Aus Walvaters Hand: wißt ihr's endlich oder was?

*) heidvanum, mit F. Magn. statt heidvönum; wörtlich äthergewöhnt.

XXVI. 16. Allein ſaß ſie außen, da der Alte kam,
Der ſinnende Aſe und ihr ins Auge ſah.
Warum fragt ihr mich? Was erforſcht ihr mich? *)

*) Hier fehlt der Uebergang von der Einzahl zur Mehrzahl, etwa ſo: Und ſie ſprach zu Odin und zu ſeinen Geſellen (wahrſcheinlich den beiden Brüdern).

17. Alles weiß ich, Odin, wo du dein Auge bargſt,
In der vielbekannten Quelle Mimirs:
Meth trinkt Mimir jeden Morgen
Aus Walvaters Hand: wißt ihr's endlich oder was?

XXVII. 18. Ihr gab Heervater Halsband und Ringe,
Geldſpruch voll Weisheit und ſpähenden Sinn.
Da ſah ſie weit und breit durch alle Welten.

XXVIII. Sie ſah Walkyren weither kommen,
Bereit zu reiten zum Rath der Götter.
Skuld*) hielt den Schild, Skögul war die andre.**)
Gunn, Hilda, Göndul, den Speer hielt Skögul.
Nun ſind genannt die Nornen Odins,
Die als Walkyren die Welt durchreiten.

*) Schuld (Nothwendigkeit), die Vordrängende.
**) Kampf, Streit, Zauber (Knoten), Speer = Vordrängende.

XXIX.*) 19. Ich ſah dem Baldur, dem blühenden Gotte,
Odins Sohne Unheil drohen.
Gewachſen war hoch über den Wieſen
Der zarte, zierliche Zweig der Miſtel.

*) Die zweite Hälfte von Str. XXIX würde nicht verdächtig ſein, wenn nicht die mittlern vier Zeilen von Str. XXX (die erſte Zeile mit einer Aenderung in den Worten) aus dem Vegtamsliede (Baldurs Traum) abgeſchrieben wären (Str. 16), wie Munch richtig bemerkt. Dieſe vier Zeilen, und die zwei Schlußzeilen fehlen nun in der K. Handſchrift, die Arnam. Handſchrift kennt die ganze Strophe nicht. Endlich iſt auch der Text entſchieden verwirrt. Es iſt zuerſt von Hödur die Rede, dann aber von Wali, des Odins Kinder und der Rinda Sohn, der aber nicht genannt wird. Da ſich nun die zwei Schluß-zeilen derſelben nicht gut an die frühern anſchließen, ſo haben wir in ihnen wahrſcheinlich die zweite Hälfte der Str. XXIX zu ſuchen. Man hat nur die

überleitende Partikel vor Frigg („aber") zu streichen. Fehlen konnte eine Anspielung auf die große Katastrophe in dem Leben Walhallas nicht, und deshalb würde das Verwerfen der ganzen Erzählung nicht berechtigt sein.

XXX. Von der Mistel kam, so deuchte mich,
Häßlicher Harm, da Hödur schoß.

XXXI. Balburs Bruder ward früh geboren,
Der Odins Sohn einnächtig fällte.
Die Hände nicht wusch er, das Haar nicht kämmt' er,
Eh er zum Holzstoß trug Balburs Tödter:
Doch Frigg beklagte dort in Fensal
Walhallas Verlust: wißt ihr's endlich oder was?

XXXII. 20. Gefesselt lag im Feuerwalde*)
Auf Schaden sinnend der schändliche Loki,
Da sitzt auch Sigyn, unsanfter Geberde,
Des Gatten waise: wißt ihr's endlich oder was?

*) „Im Walde der warmen Quellen": so die Handschrift. Die andere Lesart: hraevarlundi (Leichenwald) hat gar keinen Anhalt. Loki bereitet das zerstörende Feuer vor.

XXXIII. 21. Ein Strom wälzt ostwärts durch Eiterthäler
Schlamm und Schwerter, der Slidur*) heißt:
Nördlich stand am Nidaberg**)
Ein Saal aus Gold für Sindris***) Geschlecht.

*) Slidur, der Gleiter.
**) Nidaberg, niedern (nördlichen) Bergen.
***) Sindri, der Felsige oder Funkenschlagende; allgemeiner Name der Zwerge.

Ein andrer stand in Okolni*),
Des Riesen Bierfal, Brimir**) genannt.

*) Der Kältelose, Warme.
**) Der Heiße, Hitzige.

XXXIV. Einen Saal sah sie, der Sonne fern
In Nastrand*), die Thüren sind nordwärts gekehrt.
Gifttropfen träufeln durch das Getäfel;
Aus Schlangenrunen ist der Saal gewunden.

*) Leichenstrand, nördlich.

XXXV. 21. Da sah sie waden durch starke Strömung
Meuchelmörder und Meineidige,
Und die andrer Liebsten ins Ohr geraunt:
Da saugt Nidhöggur*) der Verstorbenen Leichen,
Der Menschenwürger: wißt ihr's endlich oder was?

*) Mordhauer (die Höllenschlange).
(Str. XXXIV, und Str. XXXV, V. 2 werden angeführt in Einer Reihe. Sn. 52. Es heißt da 35 Anfang: „Werden dort", st.: „Sah ich" [Munch].)

XXXVI. 22. Oestlich saß die Alte*) im Eisengebüsch
Und fütterte dort Fenris Brut**),
Von ihnen allen wird Eins das schlimmste,
Des Mondes Mörder, in Zauberers Macht.

*) Sigyn, Lokis Gemahlin, dieselbe wie Hel.
**) (Fenrir) Die Sonne hat einen Wolf vor sich und einen hinter sich: der, welcher vor ihr her geht, sucht den Mond zu verschlingen, der hintere sie selbst.
Diese und die folgende Str. werden angeführt Sn. 12.

XXXVII. 23. Ihn mästet das Mark gefällter Männer,
Der Seligen Saal besudelt das Blut,
Der Sonne Schein wird dunkel in kommenden Sommern,
Alle Wetter wüthen: wißt ihr's endlich oder was?

XXXVIII. 24. Da saß am Hügel und schlug die Harfe
Der Riesin Hüter, der heitre Egdir.*)
Vor ihr sang**) im Vogelwalde
Der hochrothe Hahn, der Fialar heißt.

*) Der Gelbe (falvus?).
**) Nach der Handschrift (honum). Die andere Handschrift liest hanum (vor ihm) und so hat Simrock: allein das paßt nicht.

XXXIX. 25. Den Göttern gellend sang Gullinkambi,
Weckte die Helden beim Heervater:
Unter der Erde singt ein Andrer,
Der schwarzrothe Hahn in den Sälen Hels.

XL. 26. Gräßlich heult Garm*) vor der Gnipahöhle**)
Die Fessel wird brechen, Freki doch rennen***):
Viel weiß die Weise, weit seh' ich voraus
Der Welt Untergang, der Asen Fall.

*) Höllenhund.
**) Klufthöhle?
***) Freki, der Freche, Gierige.

XLI. 27. Brüder befehden sich, fällen einander
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen:
Unerhörtes ereignet sich, große Unzucht:
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen:
Windzeit, Wolfzeit, eh die Welt zerstäubt:
Der Eine schont des Andern nicht mehr.

(Gerade so sechszeilig wird Str. XLI angeführt in Sn. 51. Die letzte Zeile ist so schleppend, daß sie sich sogleich als Anhang zeigt. Als Kern dagegen stellen sich die beiden ihr vorhergehenden Zeilen dar, ihr sind ebenbürtig durch kräftige Kürze die beiden ersten: beide werden getrennt durch die dritte Zeile, welche sehr matt ist, und als Versuch einer Ergänzung des vorhergehenden aussieht. Daß hier von dem argen Verderben des Lebens der Menschen auf der Erde die Rede ist, liegt ganz im Geiste der Dichtung, welche Götter und Menschen nicht schroff trennt: auch bei Thors letztem Kampfe mit dem Wolf [Str. L] wird auf die Menschengeschlechter Rücksicht genommen, und das Gemälde der Herstellung schließt mit tugendhaften und glücklichen Völkern.)

XLII.*) 28. Mimirs Söhne spielen, der Mittelbaum entzündet sich,
Beim gellenden Ruf des Giallarhorns.
Ins erhobene Horn bläßt Heimdall laut:
Odin murmelt mit Mimirs Haupt.

*) Dieser ganze Abschnitt (von Str. XLII bis LI) wird angeführt in der jüngern Edda (Sn. 54), jedoch mit bedeutenden Abweichungen. Die erste Strophe ist zusammengesetzt aus XLII[a] und XLIII[b]. Dann folgen XLVI, XLIV, XLV, XLVII — LI. Str. L ist zehnzeilig, wie bei Simrock, aber nach Munchs Handschriften sehr verschieden von dem gewöhnlichen Texte. Das neun Fuß Zurückweichen Thors ist jenen Gewähren fremd: aber das Schweigen der alten Ueberlieferung ist misverstanden, wie im gewöhnlichen Texte der jüngern Edda.

XLIII. Yggdrasil zittert, doch steht noch die Esche,
Es kracht der alte Baum, los kommt der Riese nun.

(Diese zwei malerischen Zeilen über Yggdrasil haben alle Handschriften [auch die von Sn.] in der hier angenommenen Ordnung. Die Umstellung im Cod. R. muß als Verschreibung gelten. Die kopenhagener Ausgabe ergänzt die Strophe durch zwei aus Papierhandschriften entnommene, sehr schwache Zeilen.)

XLIV. 29. Hrim fährt von Osten, es hebt sich die Flut,
Jörmungandur wälzt sich im Jotenmuthe.
Der Wurm schlägt die Brandung, der Adler schreit,
Leichen zerreißt er, Naglfari wird los.

XLV. 30. Der Kiel fährt von Osten, Muspels Söhne kommen
Ueber die See gesegelt, und Loki steuert:
Es fahren die Trugsöhne alle mit dem Wolfe,
Auch Bileists Bruder ist ihm verbunden.

XLVI. 31. Was ist's mit den Asen? Was ist's mit den Alfen?
All Jötunheim ächzt, die Asen versammeln sich,
Die Zwerge stöhnen vor steinernen Thüren,
Der Bergwege Weiser: wißt ihr's endlich oder was?

XLVII. 32. *) Surtur fährt von Süden mit dem Sichelschwerte,
Von seiner Klinge scheint die Sonne der Götter,
Steinberge stürzen, Riesenweiber streifen,
Zu Hel fahren Helden, der Himmel zerklüftet.

*) Diese Strophe wird auch noch angeführt Sn. 4.

XLVIII. 33. Da kommt für Hlin ein anderer Harm,
Da Odin eilt zum Angriff des Wolfs:
Belis Mörder blitzt gegen Surtur;
Da fällt Friggs einzige Freude.

XLIX. 34. Nicht säumt Siegvaters erhabener Sohn,
Widar, zu fechten mit dem Leichenwolf.
Er stößt des Starken Sohne den Stahl ins Herz
Durch gähnenden Rachen: so rächt er den Vater.

L. 35. *) Da schreitet der schöne Sohn Hlodyns,
Odins Erzeugter, mit der Naktes zu streiten.
Muthig trifft sie Midgards Weihschutz:
Mögen alle Wesen die Weltstätten verlassen!
Neun Schritte geht Fiörgyns Sohn,
Wanket weg von der Natter, die Schmach nicht scheut.

*) Die jüngere Edda hat (nach Munchs Handschriften) nicht die vorletzte Zeile von den neun Schritten, welche Thor zurückgeht, so daß die Strophe fünfzeilig wird. Aber es werden vielmehr die beiden Schlußzeilen zu streichen sein. Der alte Text beobachtet ein ehrfürchtiges Schweigen über Thors Besiegung: er läßt jedoch keinen Zweifel über die schmerzliche Thatsache durch den schönen Ausruf, womit er schließt.

LI. 36. Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne,
Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

LII. 37. Sieht sie auftauchen zum andern male
Aus dem Wasser die Erde und wieder grünen:
Die Fluten fallen, der Aar fliegt darüber,
Der auf den Felsen nach Fischen weidet.

LIII. 38. Die Asen einen sich auf Idafeld,
Ueber den Weltumspanner, den großen zu sprechen
Und des großen Gottes älteste Runen.

LIV. 39. Da werden sich wieder die wundersamen
Goldnen Tafeln im Grase finden,
Die in Urzeiten die Asen hatten.

LV. 40. Da werden unbesä't die Aecker tragen,
Alles Böse schwindet, Baldur kehrt wieder.
In des Sieggottes Himmel wohnen Baldur und Hödur,
Die kampfweisen Götter: wißt ihr's endlich oder was?

LVI. 41. Da kann Hönir selbst sein Loos*) sich kiesen
Und beider Brüder Söhne bebauen
Das weite Windheim: wißt ihr's endlich oder was?

*) hlut, nach der Arnam. H.: die K. Handschrift liest hlaut, Blut, was mit kiesen keinen Sinn gibt.

LVII. 42. Einen Saal sieht sie scheinen heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höh'.*)
Da werden tugendsame Völker wohnen
Und durch Weltalter Wonne genießen.

*) Der schönste Himmelspalast, Sn. 17, wo auch unsere Strophe angeführt wird.

LVIII.*) Da kommt der dunkle Drache geflogen,
Die Natter hernieder aus Nidafelsen.
Trägt auf den Flügeln das Feld überfliegend
Nidhöggers Leichen: da sinkt sie nieder.

*) In der kopenhagener Ausg. Str. LIX. Aber die Strophe LVIII dieser Ausg. fehlt in der Handschrift ganz, und mußte also hier ausgelassen werden. Ihre letzten zwei Zeilen stehen auch in Arn. und in andern Handschriften. Sie lautet folgendermaßen:

Da reitet der Mächtige zum Rath der Götter,
Der Starke von oben, der Alles regiert.
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzungen an.

Das ist offenbar christlich. Man bemerke, daß die erste Halbzeile der falschen Strophe gerade lautet wie die der folgenden unserer Str. LVIII, nur daß dort das Beiwort „der Mächtige" schließt, als Eigenname Gottes, des Allvaters, gefaßt: hier aber „der dunkle", als Eigenschaftswort des Drachen. Die ganze Strophe ist falsch, aber sie besteht aus zwei Stücken: sie hatte anfänglich nur die beiden ersten Zeilen. Str. LIX dagegen konnte gar wol aus einem, wenngleich jungen, doch heidnischen Liede vom letzten Kampfe genommen und nur falsch hierher gesetzt sein: sie steht jedenfalls nicht an ihrer Stelle. Der „fliegende" Drache ist aber außerdem der Edda unbekannt: das Bild der letzten Zeile ist dunkel, und läßt sich nicht klar machen. Denn der Text lautet, wie wir ihn geben:

„Nun sinkt sie nieder."

Das kann nicht auf den Drachen gehen, der männlich ist: in dem Vorhergehenden geht dieses weibliche Fürwort immer auf die weissagende Norne, aber das paßt auch nicht, und ist durch nichts vorbereitet.

Uebersehen wir das so gewonnene Ganze dieses Schlußgesanges, so finden wir, daß die vier mittlern Strophen (LIII — LVI) dreizeilig, und nur die sie einfassenden, die erste und letzte, vierzeilig sind. Drei von jenen sind durchaus dreizeilig in den Handschriften: die eine nur (LV) ist durch das Hinübernehmen des Schlusses der folgenden (LVI) zu einer vierzeiligen geworden. Wir haben also wol anzunehmen, daß unser Gedicht diese vier Strophen vorfand, und sie sich aneignete. Die dreizeilige Strophe ist zwar nicht die älteste, rein epische Form, aber findet sich doch sehr entschieden in echten und ursprünglichen Eddaliedern. Jedenfalls ist die Fassung dieses Schlusses, in ihrem jetzigen Umfange, nicht so alt als die der vorhergehenden Gesänge.

# Ausführungen zum Fünften Buche.

(Theil III.)

---

## 1.

## Zu S. 152: Berengar und Lessing.

Hauptstellen bei Gieseler, II, §. 29. Vgl. Milman, „Latin. Christianity", Vol. III, p. 23—26, 51 sq. Herr Dr. Cornelius Weill scheint zwar nach der Manier gewisser klerikaler Forscher in dem eben (mit der Jahreszahl des nächsten Jahres) erscheinenden Hefte seiner „Anfänge der Wiederherstellung der Kirche im elften Jahrhundert", sich der Kritik Lessings dadurch zu entledigen, daß er sagt, sie sei als ganz abgethan anzusehen. Aber das ist nicht die Ansicht der bisherigen neuern Kritiker: die Angaben Berengars können in Sachen, welche zu seiner persönlichen Kenntniß gehörten und wobei er sich auf die Oeffentlichkeit beruft, doch nicht deshalb beseitigt werden, weil Lanfrank das gerade Gegentheil sagt. Wir können noch immer nicht umhin, bei dem Lesen der Actenstücke mit Lessing auszurufen: Heiliger Lanfrank, bete nicht für uns!

## 2.

## Zu Seite 171: Die Dreieinigkeit und die heilige Jungfrau: vier römische Gebete vom Jahre 1822.

Orazione da recitarsi da chi desidera acquistarsi la protezione della SSMA VERGINE di ottenere qualche grazia purché sia espediente per l' eterna salute. In Roma 1825. Pel Bourliè. Con Licenza de' Superiori.

Io vi adoro, Eterno Padre, con tutta la Corte celestiale per mio Dio, e Signore, ed infinitamente vi ringrazio da parte della

beata Vergine, vostra dilettissima Figlia, d'ogni grazia e favore specialmente di quella potenza, della quale la sublimaste assunta in Cielo.

Io vi adoro, Eterno Figlio, con tutta la Corte celestiale per mio Dio, Signore, e Redentore, ed infinitamente vi ringrazio da parte della Beatissima Vergine vostra dilettissima Madre d'ogni grazia e favore, specialmente di quella somma sapienza, di che l'illustraste assunta in Cielo.

Io vi adoro, Santissimo Spirito, Paracleto, per mio Dio, e Signore, ed infinitamente vi ringrazio con tutta la Corte celestiale a nome della Beatissima Vergine, vostra amatissima Sposa, d' ogni grazia e favore, specialmente di quella perfettissima e divina Carità, colla quale accendeste il suo santissimo e purissimo Cuore nell' atto della sua gloriosissima Assunzione in Cielo, ed umilmente vi supplico a nome della vostra stimatissima Sposa, a farmi grazia della remissione de' miei gravissimi peccati, dal primo istante, che potei peccare, fino a quest' ora presente, dolendomene infinitamente, con proponimento di ricevere più tosto la morte, che mai più offendere la vostra Divina Maestà: e per gli altissimi meriti, ed efficacissima protezione della vostra amatissima Sposa, vi supplico a concedere a me, ed a N. il preziosissimo dono della grazia vostra, e divino amore, col concedermi que' lumi, e particolari ajuti, per li quali l'eterna Providenza vostra ha predeterminato di volermi salvare, e a se condurre.

*Alla Beatissima Vergine.*

Io vi adoro, Vergine Santissima, Regina de' Cieli, Signora, e Padrona dell' universo, come Figlia dell' Eterno Padre, Madre del suo dilettissimo Figliuolo, e Sposa graziosissima dello Spirito Santo; e prostrato a' piedi della vostra gran Maestà, con ogni maggiore umiltà vi supplico per quella divina carità, della quale foste sommamente accumulata assunta in Cielo, a farmi tanta grazia e misericordia di ricevermi sotto la vostra sicurissima e fedelissima protezione, ricevermi nel numero di quei felicissimi ed avventurati servi, che portate scolpiti nel vostro verginal petto. Degnatevi, Madre e Signora mia clementissima, di ricevere questo misero ed impuro cuore: pigliate la memoria, la volontà, e tutte le altre potenze, e sensi interni, ed esterni; accettate gli occhj, le orecchie, la bocca, le mani, e i piedi, reggeteli conforme al beneplacito del

vostro Figliuolo, intendendo ad ogni movimento di essi di darvi gloria infinita. E per quella Sapienza, di che v' illustrò il vostro dilettissimo Figliuolo, vi prego e supplico ad ottenermi lume e chiarezza per conoscere bene me stesso, i miei peccati, il mio niente, e singolarmente l' origine di essi, che sono gli affetti dell' anima, e le concupiscenze della carne, per poterle odiare e scacciare da me, e, di più, lume per conoscere le insidie del nemico infernale, e i suoi abbattimenti occulti e manifesti. Specialmente, pietosissima Madre, vi supplico della grazia N.

(Folgt päpſtliches Decret vom 19. Juli 1822, wonach eine Indulgenz von 300 Tagen für den täglichen Gebrauch ertheilt wird, und voller Ablaß für den fortgeſetzten täglichen Gebrauch einen Monat hindurch.)

## 3.

## Zu S. 183: Das Klagelied über das Rom des neunten Jahrhunderts, ein Werk des Johannes Scotus Erigena.

Der zuerſt von Floß aus den Handſchriften des Werkes von Scotus: „De divisione naturae" gegebene echte Text (er iſt dem Schluß jenes Buches beigeſchrieben) lautet ſo (Floß, S. XXIII, vgl. „Beſchreibung Roms", I, 242 fg.):

Nobilibus quondam fueras constructa patronis,
Subdita nunc servis heu! male, Roma ruis.
Deseruere tui tanto te tempore reges,
Cessit et ad Graecos nomen honosque tuus.
Constantinopolis florens nova Roma vocatur,
Moribus et muris Roma vetusta cadis.
Transiit imperium, mansitque superbia tecum,
Cultus avaritiae te nimium superat.
Vulgus ab extremis distractus partibus orbis,
Servorum servi nunc tibi sunt domini.
In te nobilium, rectorum nemo remansit,
Ingenuique tui rura pelasga colunt.
Truncasti vivos crudeli vulnere sanctos,
Vendere nunc horum mortua membra soles.
Jam ni te meritum Petri Paulique foveret,
Tempore jam longo Roma misella fores.

Floß meint, die servorum servi seien ohne Zweifel die Sarazenen: allein diese waren nie Herren Roms: und gerade kurz vor der Abfassung jenes Buches hatte Leo IV. sie in der entscheidenden Schlacht bei Ostia (846) geschlagen, und den Borgo (Civitas Leonina) befestigt. Man kann also nur an die Mönche denken, welche aus allen Theilen der Welt, und namentlich aus Aegypten und Syrien nach dem Abendlande geströmt waren, und damals in Rom äußerst zahlreich waren. Der Dichter nennt sie „Knechte der Knechte", weil die Päpste selbst in einer sehr abhängigen Lage waren.

## 4.

## Zu S. 195: Die drei Sonette Petrarcas.

### A. Sonetto CV.

Fiamma dal ciel su le tue treccie piova,
Malvagia, che dal fiume e dalle ghiande,
Per l'altru' impoverir se' ricca e grande;
Poi che di mal oprar tanto ti giova:

Nido di tradimenti, in cui si cova
Quanto mal per lo mondo oggi si spande;
Di vin serva, di letti e di vivande,
In cui lussuria fa l'ultima prova.

Per le camere tue fanciulle e vecchi
Vanno trescando, e Belzebub in mezzo,
Co' mantici e col foco e con gli specchi.

Già non fostu nudrita in piume al rezzo,
Ma nuda al vento, e scalza fra li stecchi;
Or vivi sì, ch' a Dio ne venga il lezzo.

### B. Sonetto CVI.

L'avara Babilonia ha colmo 'l sacco
D' ira di Dio, e di vizii empi e rei,
Tanto che scoppia; ed ha fatti suoi Dei,
Non Giove e Palla, ma Venere e Bacco.

Aspettando ragion mi struggo e fiacco:
Ma pur novo Soldan veggio per lei,
Lo qual farà, non già quand' io vorrei,
Sol una sede; e quella fia in Baldacco.

Gl' idoli suoi saranno in terra sparsi,
E le torri superbe, al Ciel nemiche;
E suoi torrier di for, come dentr' arsi.

Anime belle e di virtute amiche
Terranno 'l mondo; e poi vedrem lui farsi
Aureo tutto, e pien dell' opre antiche.

C. Sonetto CVII.

Fontana di dolore, albergo d' ira,
Scola d' errori, e tempio d' eresia;
Già Roma, or Babilonia falsa e ria,
Per cui tanto si piagne e si sospira:

O fucina d' inganni, o prigion dira,
Ove 'l ben more, e 'l mal si nutre e cria;
Di vivi inferno; un gran miracol fia
Se Cristo teco al fine non s' adira.

Fondata in casta ed umil povertate,
Contra tuoi fondatori alzi le corna,
Putta sfacciata: e dov' hai posto spene?

Negli adulteri tuoi, nelle mal nate
Ricchezze tante? or Constantin non torna;
Ma tolga il mondo tristo che 'l sostene.

Anmerk. Diese drei Sonette sind in der (sehr gelungenen) Uebersetzung von Kekulé und Bigeleben ausgelassen, ungeachtet sie unstreitig in die Sammlung gehören und sich auch in den italienischen Ausgaben (selbst in der römischen des De Romanis) finden.

# Nachträge.

## I. Der Eingeborene des Timäus bei den Phöniziern und bei Parmenides.

(Zu Buch IV, Theil II, S. 523.)

Es hätte bei der Erklärung des platonischen Monogenes, als Beiwort des verwirklichten Gottes noch zweierlei erwähnt werden können.

Erstlich: daß der Ausdruck in unzweifelhaft echten phönizischen Kosmogonien als personificirte kosmogonische Potenz vorkommt. Hierüber verweise ich auf die Abhandlung in „Aegyptens Stelle", Buch V: der Text steht in der englischen Ausgabe.

Zweitens: daß dieser Ausdruck beim Parmenides vorkommt, vom ewigen Sein des Weltalls selbst gebraucht, als dem Einzigen, dem sich selbst Gleichen, dem Unveränderlichen. Dieses höchst merkwürdige, tiefsinnige Bruchstück steht bei Ritter-Preller, §. 145 und lautet in treuer prosaischer Uebersetzung folgendermaßen:

> „Nur ein einziger Weg bleibt übrig, zu sagen, daß es ein Seiendes gibt. Auf dieses weiset gar Vieles hin, um darzuthun, daß wie es ungezeugt sei, es also auch unvergänglich sein müsse, ein Ganzes, Einziges (Monogenes) und dieses unbeweglich und immer sich selbst gleich. Es war nie und wird nimmer sein, denn es ist jetzt zugleich Alles, Ein Zusammenhängendes. Denn welchen Ursprung wolltest du dafür finden? wie und woher sollte es sich mehren? Noch werde ich dir zugeben zu sagen oder zu denken, es sei entstanden aus dem Nichtsein: denn man kann nicht denken noch sagen, daß das Seiende nicht sei. Welche Nothwendigkeit hätte es antreiben können, früher oder später anzufangen zu sein aus dem Nichts? Also muß es durchaus entweder sein oder nicht sein, und nie wird aus dem Seienden irgend etwas entstehen außer Sein."

## II. Das Todesjahr des Ignatius.

(Zu Buch V, Theil III, S. 75).

In der Ueberschrift ist das Jahr 117 als Todesjahr von Ignatius angegeben, nach meinen „Ignatianischen Briefen". Es hätte jedoch vielmehr das Jahr 115 angegeben werden sollen. Ich habe in dem Ersten Bande meiner englischen Umarbeitung des „Hippolytus" (Christianity and Mankind, 1854, Vol. I, p. 88 sq.) die Gründe ausgeführt, weshalb es mir scheint, daß der Tod des Ignatius in jenes Jahr 115 zu setzen sei, als dasjenige, in dessen ersten Monaten Antiochien vom Erdbeben zerstört wurde, wobei Trajan selbst fast umgekommen wäre. — Die verbesserte Recension des Textes selbst findet sich im Ersten Bande der „Analecta" (Christianity and Mankind, Vol. V, p. 42 sq.). Die kritischen Bemerkungen über die ignatianische Frage sind in jenem Ersten Bande am angeführten Orte gegeben, wo namentlich auch die Einwürfe Baurs gegen die Echtheit der Anführungen des Hippolytus aus dem Basilides, als nicht diesem Haupte der Basilidianer selbst angehörig, berücksichtigt, und, ich glaube, erledigt sind. Eine deutsche Ausgabe dieses Ersten Bandes, mit Zusätzen, als Dritter Theil des deutschen „Hippolytus" wird beabsichtigt.

## III. Die authentische Aeußerung des Johannes Scotus Erigena über den geistigen Sinn der Gegenwart Gottes im Abendmahle.

(Zu Buch V, Theil III, S. 149).

Höfler („Deutsche Päpste", II, S. 80 fg.) hat zuerst diese Stelle nach einer Mittheilung des Prof. Dr. Greith in St. Gallen gegeben. Der berichtigte Text findet sich bei Floß in seiner vollständigen Ausgabe des Commentars des Erigena über die Himmlische Hierarchie des Areopagiten. Der Text lautet hier (S. 142) folgendermaßen.

Zu den Worten des Dionysius:

„Et Jesu participationis ipsam divinissimae eucharistiae assumptionem . . . ."*)

Intuere quam pulchre, quam expresse asserit, visibilem hanc eucharistiam, quam quotidie sacerdotes Ecclesiae in altare conficiunt ex

*) Man vergleiche zum Verständnisse dieser durch einander gewürfelten Worte den zusammenhängenden Text in den Werken des Hugo von St. Victor (Opp. ed. Mogunt. 1617), p. 343.

sensibili materia panis et vini, quamque confectam et sanctificatam corporaliter accipiunt, typicam esse similitudinem spiritualis participationis Jesu, quem fideliter solo intellectu gustamus, hoc est, intelligimus, inque nostrae naturae interiora viscera sumimus, ad nostram salutem, et spirituale incrementum, et ineffabilem deificationem. Oportet ergo, inquit, humanum animum, ex sensibilibus rebus in caelestium virtutum similitudinem et aequalitatem ascendentem arbitrari, divinissimam eucharistiam visibilem, in Ecclesia conformatam, maxime typum esse participationis ipsius, qua et nunc participamus Jesum per fidem, et in futuro participabimus per speciem, eique adunabimur per caritatem. Quid ergo ad hanc magni theologi Dionysii praeclarissimam tubam respondent, qui visibilem eucharistiam nil aliud significare praeter se ipsam volunt asserere, dum clarissime praefata tuba clamat, non illa sacramenta visibilia colenda, neque pro veritate amplexanda, quia significatio veritatis sunt, neque propter se ipsa inventa, quoniam in ipsis intelligentiae finis non est, sed propter incomprehensibilem veritatis virtutem, qua Christus est in unitate humanae divinaeque suae substantiae ultra omne, quod sensu sentitur corporeo, super omne quod virtute percipitur intelligentiae, Deus invisibilis, in utraque sua natura.

# Gedrängte Uebersicht des Inhalts der beiden ersten Theile.

## Erster Theil.

### Erstes Buch.

#### Allgemeine Einleitung.


Seite

**Erste Abtheilung.** Die Methode der weltgeschichtlichen Betrachtung des Gottesbewußtseins (XVI Kapitel) ..... 1—76

**Zweite Abtheilung.** Die Bibel, das Leben und die Weltgeschichte. Ansprache (XXI Kapitel) ..... 77—134


### Zweites Buch.


**Das Gottesbewußtsein der Hebräer** ..... 135—318

Einleitung. Die Eigenthümlichkeit des hebräischen Gottesbewußtseins ..... 137

**Erster Abschnitt.** Die vier leitenden Persönlichkeiten ..... 159

**Zweiter Abschnitt.** Die leitenden Ideen der Propheten ..... 221

**Dritter Abschnitt.** Die Weltanschauung der Psalmen ..... 257

**Vierter Abschnitt.** Das Gottesbewußtsein der Hebräer im Staate und in der Weltweisheit ..... 281

Einzelne Ausführungen ..... 319—540

(Dieser Ausführungen sind acht.)

# Zweiter Theil.

## Drittes Buch.

Seite

**Das vorchristliche Gottesbewußtsein der Arier Ostasiens** ..... 1—190
Einleitung. Uebersicht der Vier letzten Bücher ..... 3
**Vorhalle.** Aegypten und das vorarische Ostasien ..... 21
**Erster Abschnitt.** Das Gottesbewußtsein der zoroastrischen Baktrer ..... 75
**Zweiter Abschnitt.** Das Gottesbewußtsein der Veden, des Brahmanismus und Buddhas ..... 97

## Viertes Buch.

**Das vorchristliche Bewußtsein der Arier in Kleinasien und Europa** ..... 191—636
**Erste Abtheilung.** Das hellenische Gottesbewußtsein ..... 193
**Zweite Abtheilung.** Das Gottesbewußtsein der Römer und Germanen.
**Erster Abschnitt.** Das Gottesbewußtsein der Römer ..... 561
**Zweiter Abschnitt.** Das Gottesbewußtsein der Germanen vor ihrem Eintritt ins Christenthum ..... 600

(Die Ausführungen zu diesen beiden Büchern befinden sich am Schlusse des Dritten Theils.)

# Inhalts-Uebersicht des Dritten Theiles.

## Fünftes Buch.


Seite

**Das Gottesbewußtsein der christlichen Arier** ..... 1—310

Allgemeine Einleitung. Uebersicht und Methode der beiden letzten Bücher ..... 3—8

**Heilige Vorhalle.** Christus: oder das Bewußtsein Jesu von Gott in der Geschichte ..... 9—16

I. Der Ewige, Jesus, Menschheit ..... 17

II. Das ewige Leben des irdischen Menschen ..... 20

III. Die wahre Religion ..... 22

IV. Das Reich Gottes auf der Erde ..... 25

V. Das Böse und das Uebel ..... 27

VI. Die Einheit des Reiches Gottes auf der Erde ..... 30

VII. Das Verhältniß zum jüdischen Gottesbewußtsein ..... 32

VIII. Die Stellung zum Gottesbewußtsein der Völker ..... 34

IX. Die Gemeinde als Trägerin Gottes in der Menschheit ... 36

X. Freiheit und Richteramt der Gemeinde ..... 38

XI. Die persönliche Natur alles wahren Glaubens ..... 40

XII. Die Vollendung des Reiches Gottes ..... 42

Zusammenfassende Folgerung ..... 46

**Erste Abtheilung.** Das Gottesbewußtsein der verfolgten Gemeinde der Arier und ihrer Propheten ..... 49—119

Einleitung. Die Uebergangszeit. Das Bewußtsein der Apostel Jesu und der ersten semitischen Gemeinden von Gott in der Geschichte ..... 49—56

Seite

**Erster Abschnitt.** Das biblisch-apostolische Gottesbewußtsein der verfolgten Gemeinde ..... 57—74

**Zweiter Abschnitt.** Das Gottesbewußtsein der Propheten der verfolgten Gemeinde ..... 75—119

1. Ignatius († 117) ..... 75
2. Basilides und Valentinus ..... 76
3. Der Brief an Diognet ..... 83
4. Hermas und sein Werk: „Der Hirt" ..... 88
5. Clemens von Alexandrien ..... 95

Zusammenfassung und vorschauender Blick auf das Kommende ..... 106—119

**Zweite Abtheilung** ..... 120—215

Erster Abschnitt. Das Gottesbewußtsein der herrschenden Geistlichkeitskirche und ihrer Propheten ..... 120—176

Erstes Hauptstück. Das gemeindliche Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Verfassung ..... 120

Zweites Hauptstück. Das gemeindliche Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Anbetung ..... 129

Einleitung ..... 129

**Erster Zeitraum.** Das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Abendmahlsfeier vom vierten bis zum Ende des achten Jahrhunderts (325—800): fünf Jahrhunderte .... 135—142

**Zweiter Zeitraum.** Von Paschasius und Erigena bis Berengar und Bernhard von Clairvaux (840—1050): drei Jahrhunderte ..... 143—156

**Dritter Zeitraum.** Von Petrus Lombardus (gegen 1150) und Innocenz III. (1200) bis zur Eröffnung des Tridentiner Concils (1150—1565): vier Jahrhunderte ..... 157—162

**Vierter Zeitraum.** Von der päpstlichen Bestätigung des Tridentiner Concils bis zur Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß durch Pius IX. (1564—1856): drei Jahrhunderte ..... 163—172

Schlußbetrachtung über das Bewußtsein der Geistlichkeitskirche von der Gegenwart Gottes in der Menschheit 173

**Zweiter Abschnitt.** Das Bewußtsein von Gott in der Geschichte bei den Propheten der Geistlichkeitskirche ..... 177—215

Erstes Hauptstück. Augustinus, der Prophet der bischöflichen Concilkirche, und der heilige Benedict ..... 177

Seite

Zweites Hauptstück. Die Propheten der Geistlichkeitskirche von Karl dem Großen bis zum Ende des Mittelalters 182
A. Erigena, Joachim von Floris, und Abälard: oder die Propheten des frühern Mittelalters ..... 182
B. Dante, Petrarca, Savonarola: oder die Propheten des spätern Mittelalters ..... 192
Anhang zum Gottesbewußtsein des Mittelalters. Das Bewußtsein der verfolgten Gemeinde der Waldenser von Gottes Gegenwart in der Welt ..... 199
Drittes Hauptstück. Die Propheten der Geistlichkeitskirche seit der Reformation ..... 205
1. Bossuet ..... 205
2. Le Maistre und der Abt Lamennais ..... 209
3. Wessenberg ..... 211
**Dritte Abtheilung.** Das Bewußtsein der christlichen Arier und ihrer Propheten von der Gegenwart Gottes in der Geschichte seit der Reformation ..... 216—310
Einleitung ..... 216
**Erster Abschnitt.** Das Gottesbewußtsein der anbetenden Gemeinden der Reformation ..... 220—226
**Zweiter Abschnitt.** Das Gottesbewußtsein in der Verfassung der hergestellten Gemeinde ..... 227—235
**Dritter Abschnitt.** Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in den Propheten der Kunst seit der Reformation ..... 236—245
**Vierter Abschnitt.** Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in den Propheten der Poesie seit der Reformation ..... 246—254
**Fünfter Abschnitt.** Das Gottesbewußtsein der Propheten der Geschichte seit der Reformation ..... 255—258
**Sechster Abschnitt.** Das Gottesbewußtsein der Propheten der Betrachtung des Geistes seit der Reformation ..... 259—310
Erstes Hauptstück. Die Propheten des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der Geschichte, vom theologischen Standpunkt ..... 261
I. Luther ..... 261
II. Calvin ..... 267
III. Jakob Böhme ..... 274
Uebergang zur Neuzeit ..... 284
IV. Schleiermacher ..... 287
V. Channing ..... 294

Seite

Zweites Hauptstück. Das Bewußtsein von Gottes Gegenwart in der Menschheit, in den Propheten der Philosophie der Weltgeschichte ..... 302

## Sechstes Buch.

**Erster Abschnitt.** Die Ergebnisse ..... 313—367
Einleitung. Zusammenfassung der Ergebnisse des Vierten und Fünften Buches, und Uebersicht des Sechsten ..... 313
Erstes Hauptstück. Das weltgeschichtliche Ergebniß .... 325
Zweites Hauptstück. Das realphilosophische Ergebniß 335
Drittes Hauptstück. Das religiöse Ergebniß ..... 348
Viertes Hauptstück. Das politische Ergebniß ..... 361
Fünftes Hauptstück. Das Gesittungsergebniß ..... 365
**Zweiter Abschnitt.** Die Folgerungen ..... 368—394
Einleitung. Die Zeichen der innern und äußern Krise der Gegenwart ..... 368
Erstes Hauptstück. Die wissenschaftliche Folgerung ... 372
Zweites Hauptstück. Die pädagogische Folgerung .... 375
Drittes Hauptstück. Die kirchliche Folgerung ..... 381
Viertes Hauptstück. Die politische Folgerung ..... 384
Fünftes Hauptstück. Die sociale und chiliastische Folgerung ..... 386
Schluß ..... 392

# Ausführungen

## zum Dritten, Vierten und Fünften Buche.

---

### Zum Dritten Buche.


Seite.

1. Die Lieder des Schi-King ..... 397
2. Die chinesische Bezeichnung des Gottesnamens ..... 398
3. Die Unsterblichkeitslehre der Chinesen ..... 398
4. Die Acht und die Vier und Sechzig Zeichen des I-King und ihre Bedeutung ..... 399
5. Ueber Lao-zö ..... 403
6. Die Gâthâs oder Lieder Zoroasters ..... 404
7. Der Mitra Zoroasters und der Veden ..... 405
8. Sunahsépa und das angebliche Menschenopfer ..... 407
9. Die Ribhu ..... 408
10. Jama, der Gott der Unterwelt ..... 409
11. Das Verbrennen der Wittwen, ein erst jetzt enthüllter Priesterbetrug: eben so ist das Verbot ihres Wiederverheirathens den Veden zuwider ..... 411
12. Das Erbrecht und die Todtenopfer ..... 412
13. Die Erwähnung Brahmas und Vischnus in den Vedenliedern .. 413
14. Die ethisch-metaphysischen Lehrsätze der Sankhja-Karika, oder der Zusammenfassung der Lehre Kapilas, des Büßers, von Entstehen, Fortdauern und Zerstörung der Wesen ..... 414

15. Der Sutra der 42 Sprüche Buddhas ..... 420
16. Der sogenannte Jubelhymnus Buddhas und Aschokas Inschriften 423
17. Die Nidânas oder die gegenseitige Verkettung der Ursachen: die zwölf Ursachen des kreatürlichen Seins nach den Buddhisten.. 427

---

## Zum Vierten Buche.

Seite
1ª. Das fünfte Weltalter ..... 433
1ᵇ. Japetos und Ptah-Hephästos ..... 433
2. 3. Nemesis ..... 434
4. Die Sibylle und Heraklit ..... 435
5. Orakel ..... 435
6. Die Reinigung Apollos von der Tödtung des Python nach neun Jahren ..... 436
7. Lobeck über die Reinigungen ..... 438
8. Das EI (Buchstabe E) in Delphi ..... 438
9. Das Zeitalter der Kallinus ..... 439
10. Solon und Krösus ..... 440
11. Pindars zweite olympische Ode ..... 440
12. Schneidewins Lösung des Räthsels von der Anordnung der Thebais des Aschylus ..... 442
13. Die Keime einer Begründung der sittlichen Weltordnung bei Aristoteles im zehnten Hauptstücke des zwölften Buches der Metaphysik ..... 445
14. Grabschrift auf die bei Chäronea Gefallenen ..... 446
15. Ein Bericht des Tacitus über den Grund der Zerstörung des Tempels von Jerusalem, aufbewahrt durch Sulpicius Severus 448
16. Der Name der Germanen ..... 450
17. 18. Das Gottesbewußtsein der Germanen nach ihren heiligen Ueberlieferungen ..... 450

### Einleitung.

A. Die Entstehung der Wöluspa und der Eddalieder überhaupt.. 452
B. Nachweis der Entstehung des germanischen Epos aus dem organischen Prozesse des Gottesbewußtseins ..... 459

UNIVERSITY OF MICH
3 9015 06526 931